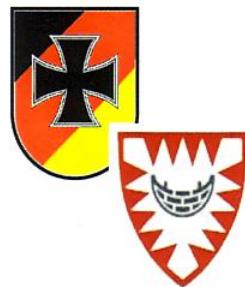


Karl Peter

**Geschichten,  
die die Haare durch die Mütze treiben**

Festreden von KAdm a.D. Karl Peter  
anlässlich der Neujahrsempfänge des AKRO Kiel  
in den Jahren 1981 bis 2002  
herausgegeben von Waltraut Peter und Dr. Gerhard Wittek



Arbeitskreis Reserveroffiziere (AKRO) Kiel  
im Verband der Reservisten der Deutschen Bundeswehr e.V. (VdRBw)  
Kiel 2007

## Vorwort

Über 20 Jahre lang (von 1981 bis 2002) hat unser Ehrenmitglied, Konteradmiral a.D. Karl „Charly“ Peter (1918-2003), den Festvortrag bei unseren Neujahrsempfängen gehalten. Seine „Geschichten, die die Haare durch die Mütze treiben“ waren – es darf deutlich ausgesprochen werden – stets das Zugpferd für das Kommen vieler AKRO-Mitglieder, insbesondere auch jener, die sich sonst nicht so sehr an den AKRO-Aktivitäten beteiligten.

Wie es zu dieser Vortragsreihe kam, schilderte Karl Peter so: „Es war im Jahre 1980, als mich der damalige AKRO-Vorsitzende Diedrich Haase, wissen ließ, daß man fortan in jedem Jahr einen festlichen Empfang mit leckerem Büfett, Gästen und heiterer Festrede plane. Er fragte mich: „Würden Sie, Herr Admiral, die Festrede übernehmen?“ – Meine Antwort: „Klar! Aber welcher Art soll die Festrede sein?“ Haase: „Na, wir denken an neue Geschichten; welche die Haare durch die Mütze treiben.“ Die Zielrichtung gefiel mir. Einige Wochen später, im Januar 1981, fand der erste Empfang im Keller der Hermann-Ehlers-Akademie statt. Ich hielt die Festrede. Sie war den Damen gewidmet und lautete:

„Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?“

Sie fiel so schön aus, daß mich die AKRO-Oberen auf der Stelle für weitere Festreden anheuerten.“

Es wurden 21 Vorträge. Beim Neujahrsempfang 2002 trat Karl Peter zum letzten Mal ans Podium; er war mittlerweile 84 Jahre alt. Und auf unser aller Wunsch hielt er nochmals seinen Leutnants-Vortrag. Damit schloß sich der Kreis.

Wir hatten bereits mit Karl Peter den Gedanken erörtert, seine Vorträge in Buchform herauszubringen. Leider kam es mit ihm selbst nicht mehr dazu. Freundlicherweise hat uns seine Witwe, Frau Waltraut Peter, die Vortrags-Manuskripte zur Veröffentlichung übergeben.

Mit dieser nunmehr vorliegenden Schrift wollen wir vom AKRO Kiel unserem Ehrenmitglied Karl Peter ein Denkmal setzen und ihm damit einen besonderen Platz in unserer Erinnerung schaffen.

Kiel, im Sommer 2007

*Dr. Gerhard Wittek  
Oberstleutnant d.R.  
Ehrenvorstand AKRO Kiel*

# **Geschichten, die die Haare durch die Nütze treiben**

1.	Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten? (1981) .....	4
2.	Militärisches Bergsteigen (1982) Eine Anweisung für Seilschaften .....	10
3.	Der stochastische Knoten und seine Bedeutung (1983) .....	15
4.	Bildung als Waffe (1984) Wie die Bundeswehr Goethe entdeckte .....	23
5.	Die militärischen und marine-spezifischem Aspekte der Bibel (1985) Eine längst fällige Untersuchung .....	30
6.	Tätigkeitsmerkmale für Pensionäre (1986) .....	39
7.	Warum lebt der Hering im Schwarm? (1987) .....	46
8.	Eine Inaugural-Dissertation (1988) zur Erlangung der Würde eines Doktors humoris causa .....	54
9.	Seltsamer neuer Quark (1989) Ein heiterer Versuch in die Welt der Elementarteilchen einzudringen .....	65
10.	Faust III, der Tragödie politische Fortsetzung (1990) Die Wendehälse .....	72
	<i>Der Neujahrsempfang 1991 fiel aus</i>	
11.	Hymne an einen Trabbi (1992) Frei nach Schillers „Lied von der Glocke“ und deutschen Volksliedern .....	85
12.	Akut oder nicht akut; Versuche einer Klärung (1993) Mein Beitrag zum Columbusjahr .....	96
13.	Streit um Pferdeäpfel (1994) .....	104
14.	Das Hohelied des Soldaten - oder - Du sollst nicht klauen! (1995) .....	113
15.	Wie es anfing (1996) Ein heiterer Beitrag zum Thema „40 Jahre Bundeswehr“ .....	121
16.	Hymne auf eine Ferienreise in den Süden (1997) Frei nach Schillers „Lied von der Glocke“ .....	134
17.	Anscheinend und scheinbar: Des Deutschen Lieblingsfehler Ein hoffnungsloser Versuch, den Leuten an Land sprachlich unter die Arme zu greifen (1998) .....	145
18.	Rationalisierung (1999) Untersucht und dargestellt an Franz Schuberts „Unvollendeter“ .....	153
19.	Über die menschliche Dummheit (2000) .....	161
20.	Über die Seekrankheit und ihre wohlzuenden Folgen (2001) Ein Versuch, den Landleuten die Freuden der Seefahrt in wohlgesetzten Beispielen näherzubringen .....	168
21.	Abschied (2002).....	174

## **Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?**

AKRO-Neujahrsempfang 1981

Meine sehr verehrten Damen!

Bitte, schauen Sie mich an! Ich bin der Mann, der abgeteilt wurde, die Damenrede zu halten. Man könnte darin eine Ehre sehen, vielleicht auch ein gewisses Vertrauen in mein schlichtes Seemannsgemüt, doch warnte mich eine innere Stimme, die Dinge so positiv zu sehen.

Schließlich bedeutete diese Abteilung Arbeit, die zwar nach früherer Auffassung „adelt“, die aber doch Arbeit bleibt. Warum sollte ich nicht bürgerlich bleiben? Auf solche Weise vor mich hin sinnierend, kam mir aber die Erleuchtung: Ich würde die Rede zu halten haben, jawohl! Ich würde sie zu halten haben, nicht weil abgeteilt, sondern wegen der zügig fortschreitenden Emanzipation des weiblichen Geschlechts. Sie macht es ja wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit *Damenreden* von *Herrenreden* abgelöst werden.

Diese Erkenntnis beflügelte mein Denken ungemein. Ich erkannte die Chance, die mir gegeben, nämlich eine der letzten Damenreden in einer sich wandelnden Welt halten zu können! Diese Chance galt es zu nutzen. Aber wie? Das war die Frage.

Sollte ich wieder höchstes Lob über die holde Weiblichkeit ausschütten, natürlich tonnenweise, weil solches daheim oft nur tropfenweise rinnt?

Sollte ich die werten Damen einmal mehr mit den schönsten Blumen vergleichen – der Jahreszeit angemessen –, um die Ehemänner an den gelegentlich versäumten Blumenstrauß zu erinnern?

Oder sollte ich Schiller, den Dichter heranziehen:

„Und drinnen waltet  
die züchtige Hausfrau  
und herrschet weise  
im häuslichen Kreise...“

mit besonderer Betonung des Wortes „herrschen“, so den männlichen Familienvorstand daran erinnernd, daß man als Kommandant seinem Ersten Offizier nicht ins Handwerk pfuscht?

Dies schien mir zu traditionell, zumal für eine Art von Schwanengesang. Dann kam mir die zweite Erleuchtung:

Wenn schon Schwanengesang, so sagte ich mir, dann keine sattsam bekannten Elogen, keine blumenreichen Klimmzüge, sondern Rat, jawohl Rat, Lebenshilfe gewissermaßen! Die müßte ich geben! Z.B. in einer gesellschafts- wie familienpolitisch gleich bedeutsamen Frage:

**„Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?“**

Diese schwerwiegende Frage – so sagte ich mir – müßte den Damen „bis ans Herze gehen“.

Ich ging also ans Werk und widmete dem brisanten Thema einen Großteil meiner spärlichen Pensionärszeit, um besorgten Müttern für ihre Stunde der Not rechten Rat zu geben. Dabei war ich mir der Fragwürdigkeit des Themas durchaus bewußt: Wie wollen eigentlich potentielle Schwiegermütter – angesichts des bekannten Töchter-Überschusses – den richtigen Schwiegersohn wählen? Müssen sie doch froh sein, überhaupt einen zu bekommen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser ein Leutnant ist. Sie wählen dennoch.

Liebe Mütter, liebe Großmütter, liebe Töchter!

„Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?“

Meine Antwort ist schon jetzt ein klares „Ja!“ Warum – könnten Sie fragen? Nun – *ich* wurde als Leutnant geheiratet – und Dankbarkeit für diesen Akt der Gnade seitens meiner Schwiegereltern und meiner Frau gebietet es, laut „Ja“ zu sagen. Warum sollte ich mir mit einem „Nein“ Unannehmlichkeiten einhandeln? Im übrigen war ich ja ein guter Leutnant!

Kommen wir zur Sache! Es gab immer Töchter, seit Evas Zeiten zur Hochzeit bestimmt, es gab auch immer Söhne, zu Gleichen ausersehen. Und doch ist da ein gewaltiger Unterschied: Denn die Töchter waren immer Töchter, die Söhne aber nicht immer Leutnante!

Diese Feststellung ist von elementarer Bedeutung: Wären nämlich die Söhne immer Leutnante gewesen, so bedürfte es keiner Behandlung unseres Themas. Die Mütter wären dann des Auswahlverfahrens enthoben, was allerdings ihre Aktivitäten bedenklich einschränken würde.

Gehen wir systematisch vor: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, dazu Mann und Weib, aber eigenartigerweise nicht den Leutnant. Warum eigentlich nicht? Die Antwort gibt der Schneidermeister in Zuckmayers Drama „Der Hauptmann von Köpenick“. Sagt dieser doch in deutlicher Anspielung auf den biblischen Adam zu dem zur Anprobe erschienenen Reserveoffizier:

„Der Mensch fängt doch erst beim Leutnant an, Herr Leutnant.“  
Welch' ein Wort!

Es ist entwicklungsgeschichtlich wie theologisch gleichermaßen bedeutsam, läßt es doch den Schluß auf eine weitere, bisher nicht bekannte Schöpfungsgeschichte zu. Mensch-Werdung und Leutnants-Schöpfung werden – in des braven Meisters Wort – zur Einheit, womit zugleich schlagend bewiesen wird, daß der Leutnant – entgegen Behauptungen bestimmter zivilistischer Kreise – der Spezies Mensch zuzurechnen ist. Der Leutnant wäre also *sui generis* heiratswürdig – eine wichtige Erkenntnis am Anfang unseres Referats.

Nachdem solches hinreichend geklärt ist, ergibt sich die naheliegende Frage: Wann trat der Leutnant in die Geschichte ein? Wann emanzipierte er sich vom ungedienten Adam?

Es muß vor Christus gewesen sein, lange vor Christus, denn zu dessen Zeit gab es schon Haupteute – wie den von Kapernaum. Da die Beförderungszeiten damals denen der Bundeswehr an der Majorsecke entsprachen, muß es lange vor Christus Leutnante gegeben haben. Schenken wir dem Kriegsberichterstatter Homer Glauben, so haben schon vor Troja Leutnante gekämpft, das scharfe Schwert in's Weiche stoßend, wie es noch heute die Leutnante der amerikanischen Militärakademie West Point so trefflich tun, wenn sie am Hochzeitstage mit spitzer Klinge die weiche Torte durchbohren. Solches bezeichnet man dort als „praktizierte Tradition“.

Anmerkung hierzu: Ein Traditionssakt solcher Art ist bei uns nicht wünschenswert, weil das Rezept der Torte ja noch aus der Wehrmacht stammen könnte.

Doch waren jene Leutnante vor Troja die ersten der Geschichte? Mitnichten! Mitnichten! Gründliches Studium hat ergeben: Den ersten Leutnant stellte – und das mag Sie überraschen – die Luftwaffe. Ihr Ikarus – und das ist das Besondere an ihm – trug schon allen Tugenden der Himmelsstürmer von gestern und heute Rechnung: Er erprobte eine neuartige Flugmaschine, indem er Können durch Selbstbewußtsein ersetzte; er folgte nicht den Weisungen seines Rottenführer Daedalus, sondern machte sich selbstständig; ihn kümmerte nicht der Flugplan, sondern er steuerte geradewegs die Sonne an. Diese erwies sich als zu heiß. Als er schließlich aussteigen mußte, stellte er fest, daß er den Fallschirm vergessen hatte. *Aber* – er ging in die Geschichte ein!

Sollte Sie dieser heroische Abgang, liebe Mütter, nicht befriedigen, so bedenken Sie, bitte, daß der Ikarus *Ihrer* Wahl heutzutage ganz anders reagiert. Er kennt den Wert der Flugzulage!

Nach des Ikarus' kühnem Höhenflug zeigte die Luftwaffe – wie bekannt – für geraume Zeit keine weiteren Ambitionen zur Selbstdarstellung. Andere Leutnante mußten daher in die Arena – jene zu Lande und jene zu Wasser. Sie gaben dem Stande, was seine Angehörigen bis heute in besonderem Maße ausgezeichnet hat: Umfassendes Besserwissen bei eingeschränkter Diensterfahrung.

Diese Haltung beweist – allen Gerüchten zum Trotze – ein stark ausgeprägtes Traditionsbewußtsein, indem nämlich die Leutnante von heute *das* nachvollziehen, was auch den Leutnanten von gestern nämlich uns – eigen war.

Als äußereres Zeichen ihrer Würde wurde denen zu Lande der Tornister, denen zu Wasser der Seesack verliehen. In diesem verwahrten sie den Marschallstab, der im Laufe der Zeit Rost ansetzte.

Und doch! Welch' prächtige Exemplare haben diese Tornisterträger und Seesackschlepper hervorgebracht!

Denken Sie an jenen sportbesessenen Leutnant, der im Jahre 490 vor Christi Geburt von Marathon nach Athen rannte, um die Abendzeitungen vom Sieg über die Perser zu unterrichten, und der dann dortselbst in die Knie ging, was späteren Leutnanten als Warnung diente: Sie gehen seitdem immer im Schritt.

Oder denken Sie an jenen gelehrten römischen Zugführer der Besatzungstruppe am Rhein, der einem kölnischen Mädchen Latein beibrachte, damit beweisend, daß Leutnante mehr zu bieten haben als Schulden.

Und wie brav schlug sich jener Schweizer Leutnant in der elektrischen Straßenbahn, als sich ihm ein Eidgenosse näherte und fragte: „Sag, kannst mir Feuer für mein Pfeifchen geben?“, und der Leutnant antwortete: „Feuer kannst haben, aber in Deutschland dürft'st nicht „Du“ zu 'hem Leutnant sagen.“ Worauf der andere Eidgenosse antwortete: „Ja, bei, in Deutschland wärst ja auch kein Leutnant.“

Trefflich war jedoch die Schlagfertigkeit jenes angehenden Admirals, der eines Tages einen britischen Gentleman über mein Schiff führte und plötzlich mit ihm vor dem Bilde unseres Bundespräsidenten (damals Heinrich Lübke) stand. „Wer ist das?“ fragte der Gentleman. Für einen Bruchteil der Sekunde nur war unser Leutnant in Nöten, fiel ihm doch das englische Wort für „Bundespräsident“ nicht ein. Dann hatte er sich gefaßt und schnell kam seine Antwort: „Sir, daß ist *unsere* Queen.“

Hier wird die Geistesschärfe deutlich, die schon die „Leutnante 70“ auszeichnete. Ihr Aufreten hatte ja schon Schiller vorausgesehen, als er ausrief: „Schnellfertig ist die Jugend mit dem Wort...“, was der biblische Hiob im 29. Kapitel, Vers 39, so kommentiert hat: „Da hörten die Obersten auf zu reden und legten ihre Hand auf den Mund.“

Auch pfiffig sind sie immer gewesen – die Leutnante. Erinnern wir uns doch des adeligen Prachtexemplars, das – kurz nach seiner Beförderung zum Dienstgrad – dem Flottenchef daheim den vorgeschriebenen Besuch abzustatten hatte, den Zeitpunkt aber so geschickt wählte, daß man ihm bei Admiralens nicht öffnete und unser Leutnant – wie strategisch geplant – seine Visitenkarte in den Briefkasten werfen konnte, womit der Besuch nach damaliger Sitte erledigt war.

Am folgenden Tage erhielt unser Prachtexemplar den folgenden Brief:

Der Chef der aktiven Schlachtflotte

Kiel, den 26. September 1904

An den  
Kaiserlichen Leutnant zur See  
Herrn Graf von T. - Hochwohlgeboren  
an Bord S.M.S. Kaiser Karl der Große

Mein lieber Graf!

Soweit es mir möglich war, habe ich alle mir gestern auf der Rückseite Ihrer Visitenkarte aufgetragenen Wünsche erfüllt und lasse Ihnen anbei die benötigten Ausrüstungsgegenstände zugehen:

eine Schärpe von Bartling  
sechs Oberhemden von Christiansen,  
zwei Dutzend Kragen, auch von Christiansen, Halsweite 37  
Da ich nicht wußte, welche Modeform Sie bevorzugen,  
habe ich „vorschriftsmäßige“ gewählt

Leider war es mir nicht möglich, Ihre Wäsche von der Waschfrau abholen zu lassen,  
da Sie vergaßen, mir deren Name und Wohnung anzugeben.

Ich glaubte, in Ihrem Interesse zu handeln, wenn ich die gewünschten Sachen  
bei Ihren Hoflieferanten anschreiben ließ.

Mit kameradschaftlichem Gruß  
Ihr von Koester

Auch sollten wir niemals vergessen, daß einmal – im Jahre 1906 – ein Leutnant um ein Haar in den Reichstag eingezogen wäre. Jawohl, in den Reichstag! Schlug doch der erzkonservative Abgeordnete Oldenburg-Januschau dem Hohen Hause mit drohend erhobenem Zeigefinger vor, wenn nötig, „den Reichstag durch einen Leutnant und zehn Mann schließen zu lassen.“

Näher ist ein Leutnant dem Drehpunkt der Macht nie gekommen – abgesehen von Lieutenant John F. Kennedy, der ins Weiße Haus einzog und der einmal gefragt wurde: „Wie sind Sie ein Kriegsheld geworden?“ Und der antwortete: „Oh, das war leicht, sie versenkten mein Boot.“

Natürlich fand der Leutnant auch in der Musik seinen Platz. Klingt sie nicht in Ihren Ohren, die schöne Melodie von Robert Stolz:

„Leutnant war ich einst bei den Husaren,  
als wir jung und glücklich waren...“

Doch, liebe Mütter, hier muß ich Sie enttäuschen. Leutnante mit *einem* PS sind Geschichte. Sie müssen heutzutage schon mit höheren Pferdestärken vorlieb nehmen – und das tun Sie auch sicher gern – schon wegen des Status, den Chrom und Lack verleihen.

Meine lieben, Rat suchenden Damen!

Ich frage Sie: Ist diese Bilanz nicht erhebend und beruhigend zugleich? Sollten aber meine so vortrefflich ausgewählten Beispiele letzte Zweifel noch nicht ausgeräumt haben, so verweise ich nachdrücklich auf die überaus günstige Finanzlage des Leutnants.

Dieser bezieht nicht nur ein Gehalt, das sich durch strapaziöse *Nebentätigkeiten* – zur Freude des Vorgesetzten – aufzubessern läßt, sondern es winkt ihm auch eine *Pension*, die schon nach 35 Jahren ihren Höchstwert erreicht. Und, bitte, vergessen Sie nicht die Kleiderzulage! Sollten weitere Gehaltsaufbesserungen erwünscht sein, so bedarf es nur der Wahl der rechten Waffengattung. Besonders empfehlenswert sind Piloten von Jets, aber auch andere Ikarusse – wegen der *Flugzulage*.

Anzuraten sind auch Leutnante, die sich aufs Meer wagen, denn sie erhalten eine *Bordzulage*. Sollte Ihnen diese zu bescheiden sein, so richten Sie, bitte, Ihr Interesse auf UBootfahrer. Deren *Tauchzulage* ist ökonomisch reizvoll. Sie ist sogar höher als die mancher Ikarusse, womit zugleich amtlich bewiesen ist, daß die Gefahren unter Wasser größer sind als jene in der Luft. Das hat seinen guten Grund: UBootfahrer müssen ohne Fallschirm aussteigen!

Sollten Sie jedoch nichts von Gefahren halten, so empfehle ich, bei der Auswahl Ihres Leutnants nur das Bundesministerium der Verteidigung, Bonn, Postfach, zu berücksichtigen. Dort wird eine reizvolle *Ministerialzulage* gewährt, die von vornherein jede Gefährdung ausschließt, da sich dort jeder „rückversichert“.

Nachdem somit auch diese Frage in Ihrem Sinne geklärt ist, könnte ich eigentlich meine „Lebenshilfe“ beenden. Wenn da nicht noch ein kleiner Haken wäre!

Will denn der Leutnant überhaupt geheiratet werden?

Die Antwort gibt die Dienstanweisung: „Der Leutnant muß alles wissen, muß alles können, muß alles machen!“ Auf ihn trifft also jene frühere, älteren Herrschaften noch bekannte Devise des „Tausendjährigen Reiches“ zu: „Arbeit macht frei! Jawohl, und je freier sie macht, desto weniger Freizeit hat man. Wie aber wollen angehende Schwiegermütter ihren Leutnant einfangen, wenn dieser keine Zeit hat?

Und schließlich ist da, zu allem Überfluß noch die Bedrohung aus dem Osten, die einen denkenden Leutnant nicht kalt läßt. Sagt doch ein russisches Sprichwort:

Gehst Du in den Krieg, so bete einmal,  
gehst Du zur See, zweimal,  
gehst Du aber in die Ehe, so bete dreimal.

Auf solche Bedrohung könnte der Leutnant natürlich – im Sinne der NATO-Doktrin – „flexibel respondieren“. Kann er aber nicht, da seinem Dienstgrad der Umgang mit dem schönen Auslandsgehalt noch nicht zugemutet werden kann.

Tatsächlich stellt der russische Spruch heute keine Bedrohung mehr dar, weil die Sowjets nicht mehr beten, es sei denn für die nächste Weizenernte.

Überdies ist des Spruches Inhalt gegenstandslos geworden: Denn der Krieg ist bei ihnen erlaubt (nach Lenin), die See gehört ihnen (nach Gorschikow) und die Ehe ist keiner Gefährdung ausgesetzt, weil drüben jeder im Paradies lebt.

Liebe Mütter, nach dieser hochbrisanten politischen Einschaltung sehe ich mich genötigt, schnellstens zum Schluß meines Referats zu kommen. Ihre gespannten Gesichtszüge, sowie Ihre innere Unruhe, sagen mir, daß Sie die Jagd auf den Leutnant eröffnen möchten. Wie könnte ich da im Wege sein!

Bedenken Sie jedoch, daß Ihre Tochter auf die unselige Idee kommen könnte, auch ein Wort bei der Wahl mitreden zu wollen. Ich weiß, das ist ein schrecklicher Gedanke, aber sehen Sie doch die praktische Seite der Sache: Wenn Ihre Tochter selbst wählt, können Sie zeitlebens unbelastet Kritik üben. Das ist doch auch etwas!

Und seien Sie nicht enttäuscht, wenn Ihre Tochter eines Tages nach Hause kommt und Ihnen freudig erklärt: „Ich habe einen netten Kerl kennengelernt, einen mit Bart“, und Sie fragen besorgt: „Was ist er denn?“, und Töchterchen antwortet: „Er ist beim Bund.“ - „Beim Bund? Oh, Kind, ist er denn einfacher Soldat oder vielleicht Leutnant?“ Und Töchterchen sagt kopfschüttelnd: „Das weiß ich nicht.“

Meine sehr verehrten Damen!

Das war mein Blumenstrauß für Sie – heute! Er ist etwas anders gebunden als üblich, aber er wird von Herzen gegeben, Eine Blüte davon gehört auch den Herren, gewissermaßen als Vorschuß auf jene Reden, die bald von den Damen auf die von der drohenden Emanzipation gebeutelten Männer gehalten werden.

Bis dahin, allerdings, bleibt es bei Albert Lortzings Arie im „Waffenschmied“:

„Wir armen, armen Mädchen  
sind gar zu übel dran;  
ich wollt', ich wär' kein Mädchen,  
ich wollt', ich wär' ein Mann.“

Aber vielleicht überlegen Sie sich das Ganze noch einmal!

# **Militärisches Bergsteigen**

Eine Anweisung für Seilschaften

AKRO-Neujahrsempfang 1982

Im Sommer des Jahres 1942 erhielt der geplagte Rollenoffizier des Schweren Kreuzers ADMIRAL HIPPER im Drontheim-Fjord Norwegens die Versetzungsverfügung, Dieser Rollenoffizier galt nach allgemeiner Ansicht als *der Besorger* im europäischen Nordraum. So wird die Rede des ihn Verabschiedenden verständlich:

„Mein lieber Rollo!

Wenn ich an Ihren Abschied denke, so steht vor meinem geistigen Auge ein Bild, in Öl gemalt. Zur Rechten liegt der Schwere Kreuzer ADMIRAL HIPPER,  
zur Linken stehen Sie auf einem Felsen. Das schöne Gemälde trägt die Unterschrift:

ZWEI GROSSE KREUZER“

Was nun jenen Felsen angeht, auf dem unser „Rollo“ gestanden hat, so führt uns dieser geradewegs zum Thema, zu den Bergen nämlich, nicht den norwegischen, sondern den Bonner Bergen, die für „Aufsteiger“ höchst interessante „Aussichten“ bereit halten, wie etwa der Godesberg, der Venusberg, der Hardtberg (mit dem BMVg) und – nicht zu vergessen – der Aktenberg.

Ist es schon schwierig, den letzteren zu erklimmen (wegen des Aktenstaubs, der immer wieder die Sicht behindert), so stellt sich der vorletzte, der Hardtberg, wegen seiner Klippen und labyrinthischen Irrwege noch schwieriger dar.

Doch bietet er in „aufsteigerischer“ Hinsicht außerordentliche Anreize für astronomisch Versierte, denn dort leuchten die Sterne besonders hell, auch silbrig und golden, selbst am Tage. Dieses Phänomen löst naturgemäß Interesse aus, auch bei den astronomisch weniger Versierten. Man blickt schon 'mal nach „oben“.

Zunächst richtet sich das Interesse gewöhnlich auf den silbrig glänzenden Stern „alpha majoris“, später - wenn die Bedeutung der Sterne erkannt ist – auf „beta brigadae generalis“. Beide stehen im weniger bekannten Sternbild der „Leiter“. Wenn die Zeit vorangeschritten ist, nehmen allerdings „Zwei- und Drei-Sterne-Konstellationen“ die Aufmerksamkeit stärker in Anspruch.

Solches ist durchaus im Sinne der höheren Führung. Sie schätzt nämlich „astronomische“ Leistungen.

Wer jedoch – aus welchem Grunde auch immer – solche nicht erbringen kann, wird nach einer laufbahnerischen Philosophie, welche die Weisheit des Chinesen Laotse weit in den Schatten stellt, für eine missionarische Tätigkeit am Menschen in die Tiefebene versetzt, z.B. auf die meerumschlungene kimbrische Halbinsel, nahe dem Polarstern, wo die „Nordlichter“ zwar glänzen aber die „Sternstunden“ seltener sind als am Berge.

Dieses den „Aufstieg“ hemmende Phänomen ist von astronomisch versierten „Sternsuchern“ erkannt. Sie haben sich daher in Gruppen zusammengeschlossen, die sich stützen. Man nennt diese Gruppen „Seilschaften“, weil sie sich untereinander mit Seilen verbinden, an denen sie sich – Mann hinter Mann – durch schluchtenartige Korridore und über aalglatte Plateaus- immer sich geschickt dem wechselnden Gelände anpassend hocharbeiten.

Dabei verankern sie von Stufe zu Stufe das Seil mit „beziehungsreichen“ Haken, die vorne spitz sind und hinten eine Öse haben. Sie arbeiten also gewissermaßen mit „Haken und Ösen“.

Bei solchen Expeditionen ist der „Oberste“, der das Seil führt, stark gefährdet, da er nicht weiß, was ihn womöglich hinter der nächsten Klippe erwartet. Kein Wunder also, daß gelegentlich 'mal einer abgestürzt ist!

Gerät jemand in „Aufstiegsnot“, so muß er sich schleunigst abseilen und von der Tiefebene aus einen neuen Versuch starten. Als Stärkungsmittel wird in diesem Falle Vitamin B (Beziehungen) empfohlen. Das Mittel ist nicht rezept- wohl aber konzeptpflichtig!

Während des halsbrecherischen Aufstiegs ist gegenseitige Hilfe unerlässlich. Allein-Kletterer sind erfahrungsgemäß schlecht dran, weil sie sich – wenn's kritisch wird – nicht hinter einem anderen verschanzen können.

Hat jedoch die Seilschaft – atemlos, aber unbeschädigt – den Gipfel erklimmen, so steht sie fortan mit beiden Beinen fest auf den Wolken und kann sich im bekannten „Kuckucksheim“ einrichten. Von dort kann man weit schauen, freilich auch nicht viel erkennen. Die „Aussichten“ sind dennoch gut!

Kritischen Situationen, die durch andere Seilschaften ausgelöst werden können, wird am besten durch körperliche Abwesenheit begegnet, wie das ein bekannter Uboats Kommandant, der allerdings für jede Art von Seilschaft ungeeignet gewesen wäre, ausgedrückt hat:  
„Lieber fünf Minuten feige, als ein ganzes Leben tot!“

Jeder Gipfelsturm wird honoriert einmal durch das wohlige Gefühl, nun „oben“ zu sein, dann durch die sogleich eintretende Überzeugung, alles besser zu wissen, schließlich durch eine finanzielle Zulage, die dringend geboten ist, da sonst die notwendige „Rückversicherungsprämie“ nicht zu bezahlen wäre.

Der Berg gestattet jedoch nicht nur gute „Aussichten“, sondern wirkt auch als Sprungbrett. Man kann sich nämlich von ihm in besonders eleganter Weise ins Ausland schleudern lassen, z.B. nach Belgien, wo sich den Seilschaften ein ideales Übungsgelände bietet, auf dem man sich bei Tag und Nacht „entspannen“ kann, indem man „flexibel respondiert“, das einleuchtende Motto des Hauptquartiers vor Augen:

„vigilia pretium libertatis“

was – frei übersetzt – lautet:

„Wachsamkeit ist der Preis der Freizeit“

Dort, auf Belgien's Übungsgelände, sind übrigens die finanziellen Zulagen noch höher als auf dem von Sternen wimmelnden Bonner Berg, womit ein von den Gewerkschaften angesteuertes Ziel bereits Wirklichkeit geworden ist:

„Höherer Lohn bei reduzierter Arbeit“

Wer aber – und darauf muß nachdrücklich hingewiesen werden – wegen Vitamin B Mangels nicht Mitglied einer Seilschaft werden konnte, darf nicht vorzeitig aufgeben. Ihm bleibt die vage Hoffnung auf einen physikalischen Vorgang, die Kettenreaktion.

Diese macht nach jetzigem Wissensstande keinen Unterschied zwischen Seilschaftsmitgliedern und Fußvolk. Sie kann daher für die langfristige Seilschaftsplanung verheerende Folgen haben.

Da stürzt zum Beispiel ein Seilschaftsmitglied ab – und, indem es fällt, stößt es womöglich ganz unplanmäßig und rein zufällig einen vom niederen Fußvolk vorwärts. Dieser wiederum reißt weiteres Fußvolk mit sich – womöglich zu einem neuen Stern. Der Stern, vom Aufprall erzitternd, wirft Schnuppen, die auch noch aufs Fußvolk fallen könnten – ein entsetzlicher Gedanke für Seilschaften! Schließlich blinken – nach Theodor Körners Lied – „viele freundliche Sterne ins Dunkel des Lebens hinein“, hell glänzend, und solches – man wagt es sich nicht vorzustellen – in der Tiefebene, wo nach Ansicht der Seilschaften eine richtig dosierte Vernebelung nützlicher als blinkende Sterne ist.

Da bleibt allerdings die Frage:

Bekommt die Marine gelegentlich auch einen Stern ab? Diese Frage ist wichtig - physikalisch gesehen! Kettenreaktionen bedürfen nämlich, damit es nicht zur Explosion kommt, eines Moderators, z.B. schweren Wassers - und für's Wasser ist ja die Marine zuständig, so lange nicht die 13-te Division des Herrn Weinstein von der „Frankfurter Allgemeinen“ aufgestellt ist.

Die Marine hat übrigens - von durchaus beklagenswerten Ausnahmen abgesehen - nur mäßige Leistungen in Sachen „Seilschaft“ aufzuweisen. Das hat zwei hauptamtliche Gründe:

1. Obwohl sie ständig Berge erklettert, Wellenberge, ist es ihr bisher nicht gelungen, die Haken für's Seil im Berge zu verankern.
2. Sie arbeitet nicht mit Seilen, sondern mit Tampen.

Diese dürfen aber nach der Vorschrift „Das Tauwerk und seine Behandlung“ nicht artfremd verwendet werden.

Weltgeschichtlich waren Seilschaften übrigens schon immer „in“, eigenartigerweise auch dort, wo's keine Berge gibt. Sie sind gewissermaßen „Tradition“, was sie allerdings zum Diskussionsthema macht.

Ihre Strategie ist sich immer gleich geblieben, Methoden und Taktik haben sich jedoch im Laufe der Weltgeschichte geändert. Sie paßten sich an (wie es der Grenadier im Gelände tut), und indem sie das taten, führten sie zu allen Zeiten zum Erfolg, übrigens in allen Lebensbereichen, die Politik ausgenommen. Dort zählt nur die Leistung!

Was speziell die Methoden angeht, so hat sich noch vor gar nicht langer Zeit das Pferd als Seilersatz bestens bewährt, natürlich nicht der ordinäre Ackergaul, sondern der blauäugige Rappe oder Schimmel, der in den Ställen der Garde-Kavallerie gestriegelt wurde. Man mußte ihn zwar auch erklettern, aber wenn das geschehen, war man den „Sternen“ schon ein gutes Stück näher.

Dieser Seil-Ersatz steht nun nicht mehr zur Verfügung, wenn auch einer der Herren des Hardtberges glaubte, daß ihn ein Pferd getreten habe. Hier irrte er. In jener Organisation gibt's keine Pferde mehr, sondern nur noch Esel - zum Beispiel bei den Gebirgsjägern.

Man mag diese Entwicklung beklagen, sie hat auch ihr Gutes: Der Bergwart ist einer Entscheidung über die Form des Hufnagels enthoben, mit der sich ein anderer Herr eines anderen Hardtberges zu plagen hatte, nämlich der Generaloberst Hans von Seeckt, der sich zu Anfang der 20er Jahre in folgenden Erlaß rettete:

„Der Geschäftsgang... fängt an, schleppend und zeitraubend zu werden. Ich schiebe diese Verzögerung gewiß nicht auf einen Mangel an Fleiß, sondern im Gegenteil auf ein Überhandnehmen bürokratischer Sitten. Vor allem fürchte ich eine Ressort-Eitelkeit, die nicht zuläßt, daß mir die neue Form eines Hufnagels vorgeschlagen wird, ehe nicht zahlreiche Abteilungen, dazu die Rechtsabteilung und die Friedenskommission ihr schriftliches Votum abgegeben haben. Wenn mir dann schließlich der Hufnagel zur Entscheidung vorgelegt wird, dann sind entweder inzwischen hundert Pferde lahm geworden oder es bleibt bei dem alten, bewährten Hufnagel, und Minister und Truppe haben umsonst gearbeitet.“

Dieser Erlaß ist nach Geist und Inhalt zeitlos gültig. Man braucht nur die Worte „Hufnagel“ und „Pferd“ durch „Piasava-Besen“ und Bootsmann“ zu ersetzen - und schon ist man in der so fortschrittlichen Gegenwart.

Und da zweifeln doch tatsächlich Leute am hohen Wert der Tradition!

Ich eile damit dem Schluß entgegen, der in etwa fünf Minuten zu erwarten ist und der wichtige administrative Hinweise gibt:

1. Die Mitgliedschaft in einer Seilschaft ist stets freiwillig.  
Sie setzt Kenntnisse in der HDv 347/1 (militärisches Bergsteigen) voraus.
2. Finanzielle Beiträge werden nicht erhoben, sind aber erwünscht.  
(z.B. durch gelegentliches „Schmeißen einer Runde“, wobei Bier unangebracht ist).
3. Obligatorisch ist die Bejahung eines sich mehr und mehr durchsetzenden Grundsatzes, der da lautet: „Der brave Mann denkt an sich selbst zunächst!“
4. Eine demokratische Gesinnung im Sinne der jeweils regierenden Partei ist vor Aufnahme in die Seilschaft nachzuweisen.
5. Das Seil, Haken und Ösen, sowie ein in allen Jahreszeiten verwendbarer Tarnanzug gehen zu Lasten des Mitglieds. Ihre sachgerechte Verwendung richtet sich nach den jeweils geltenden Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften bzw. deren Lücken.
6. Die Mitglieder haben nach dem Ausscheiden aus einer Seilschaft, d.h. nach Erreichen einer ihnen genehmen Position, über Methoden und Beziehungen strengste Verschwiegenheit im Sinne des Eides („...treu zu dienen“) zu wahren, Ausspähungen jeder Art ist durch den Hinweis auf die Loyalität gegenüber der eigenen Person entgegenzutreten, Im übrigen gilt die ZDv 3/21 „Gebrauch von Vernebelungsmitteln“.

Ergänzend ist hinzuzufügen:

Wer - aus welchem Grunde auch immer - die Nächstenliebe nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf andere beziehen möchte (was ökonomisch bedenklich ist) *oder* wer nicht klettern kann *oder* wer aus Gründen des Umweltschutzes etwas gegen Kettenreaktionen hat, dem bleibt - wie zu allen Zeiten - nur die Arbeit „vor Ort“.

Sie bringt ja auch „Kohlen“, wenn auch glühende, die der Berg in seiner unermeßlichen Fürsorge auf dem Verordnungswege ausspuckt. Doch kann sich „der vor Ort“ trösten, gehört er doch zu jener lästigen Clique, von der die Gipfelstürmer seufzend zu sagen pflegen: „Ach, wie schön könnte es sein, wenn nur die Truppe nicht wäre!“

Diese „fortschrittliche Entwicklung“ hat schon mein fürsorglicher, wenn auch unbequemer Kommandant auf dem Schweren Kreuzer ADMIRAL HIPPER vorausgesehen, als er mich, seinen jüngsten Wachoffizier, in einer stürmischen Nacht in der Offiziersmesse wissen ließ:

„Merk’ Dir das:  
Alle Vorgesetzten sind Schleimbeißer,  
alle Gleichgestellten Armleuchter,  
alle Untergebenen aber liegen Dir gefälligst am Herzen!“

Um der geschichtlichen Wahrheit willen, muß festgestellt werden, daß mein Kommandant für „Schleimbeißer“ und „Armleuchter“ Worte des Alltags verwendet hat, die ich hier etwas entschärft habe.

Daß die Worte meines Kommandanten nicht leere Worte waren, bewies noch in der gleichen stürmischen Nacht ein im Öldunst ergrauter Heizer, den ich in der Herrentoilette traf. Er sagte: „Daß kann ich Sie sagen, Herr Leutnant: Wenn der Kommandant auf der Brücke ist, kann ich ruhig schlafen!“

Damit komme ich zum Schluß.

Die Worte meines Kommandanten sind für Seilschaften ganz ungeeignet, da diese anderen Traditionen folgen. Sie ziehen sich nämlich - wie es der Professor Ellwein, einer der Vordenker der Bundeswehrhochschulen - bei der Traditionsdiskussion in Bonn ausgedrückt hat, „auf die einzige noch ungebrochene Tradition“ zurück, nämlich auf die „Obergefreiten-Tradition“, welche vorsieht: „Vorne an steht das Überleben!“

Dem kann man zustimmen, aber nur, wenn die Sowjets auch so eine Tradition pflegen, was noch durch eine Fragebogenaktion geprüft werden müßte.

Damit bin ich am Ende - wie des Professors Weisheit!

Wenn ich diese Darstellung abschließend kritisch betrachte, so will mir scheinen, daß sie zwar etwas von meinem schlichten Seemannsgemüt widerspiegelt, aber wohl kaum den gesellschaftlichen Ansprüchen von heute gerecht wird. Aber dafür kann ich nicht! Als ich ausgebildet wurde, gab's noch keine Bundeswehr-Hochschulen!

# **Der stochastische Knoten und seine Bedeutung**

AKRO-Neujahrsempfang 1983

Liebe Kameraden, liebe Crew-Mitglieder!

Heute will ich mich der Weiterbildung widmen, aus gutem Grunde übrigens: Es könnte ja sein, daß man im Falle des Falles auf uns zurückgreifen muß - wegen unseres umfassenden Besserwissens.

Das Thema meiner Weiterbildung ist eine geniale Kombination von klassischer Antike und seemännischem Brauchtum. Für eine solche bin ich ja legitimiert einmal wegen meiner humoristischen Vorbildung, zum anderen wegen meiner engen Beziehungen zu Freund Neptun, dem ich gelegentlich am Äquator begegnet bin. Ich bin also - so könnte man sagen - ein „humoristischer Seefahrer“ im Range eines Admirals, genauer eines Konteradmirals, das heißt: Ich bin ein „Nachtwächter“, jawohl, ein „Nachtwächter“!

So nennen die lieben Holländer ihren Konteradmiral, den „Schout bij Nacht“ - und zwar seit mehr als dreihundert Jahren. Er führte in den großen Flotten des 17. Jahrhunderts die Nachhut. Die Briten, die auch zur See fuhren, nannten ihn „Rear Admiral“, Rückwärtsadmiral“. Das klang den lieben Preußen zu defensiv. Sie hielten es daher mit den Franzosen, die mit ihrem feinen Gespür für sprachliche Wendungen den Nachhut-Chef „Gegenadmiral“, Contre Admiral, nannten. Das klingt besser als „Nachtwächter“, wie jeder Mann, der einen „Nachtwächter“ kennt, zugeben wird, schließt aber nicht aus, daß auch ein „Contre Admiral“ ein „Nachtwächter“ sein kann. Dieser Einstufung entzieht er sich am besten durch Beförderung zum Vizeadmiral.

Das war die Einleitung. Mein nun sogleich beginnendes Referat trägt den Titel:  
„Der stochastische Knoten und seine Bedeutung.“

Liebe Crewschwestern! Kameraden!

Unter den bildungsbesessenen Menschen dieses Planeten rangiert der Seemann an erster Stelle. Das wird nachdrücklich durch seine ständigen Reisen zu fernen Küsten bewiesen. Mit diesen folgt er gewissenhaft einem Rat Goethes:

„Alles (was uns begegnet) trägt unmerklich zu unserer Bildung bei!“

Und weil dieses Wort dem Seemann direkt einleuchtet, bricht er wieder und wieder auf - Wind und Wellen nicht scheuend- und studiert an fremden Küsten zum Beispiel

- städtebauliche Eigenarten (wie gefährliche Pflaster)
- architektonische Schönheiten (wie Hafenbars)
- sportliche Veranstaltungen (wie Keilereien)
- dazu interessante Leute (wie leichte Mädchen und schräge Fürsten).

Der Seemann folgt dabei gewissenhaft einem von seinen Vorvorderen entwickelten Grundsatz, der also lautet:

Berge von unten,  
Museen von außen,  
Kneipen von innen.

## Bildungshinweis Nr. 1

Wer nicht mehr in der Lage ist, solche Studien zu betreiben, da bereits im Ruhestand befindlich oder ehelich kontrolliert, darf dennoch in seinem Bildungsbestreben nicht nachlassen! Notfalls muß die Einbildung mit herangezogen werden. Denn, meine werten Zuhörer, Bildung ist *das* Gebot der Stunde! Sie ist unsere geheime Alternative, nachdem wir es mit Waffen zweimal nicht geschafft haben. Hier liegt der tiefe Sinn der Bundeswehr-Universitäten!

Oder trauen Sie sich etwa zu, so komplizierte Dienstvorschriften wie

HDv 101/31 „Verhalten bei Gewitter“ oder

HDv 3g7/7 „Der Soldat im Winter“

einer neuen, kritischen Generation sachgerecht zu erläutern? Nein, Leute, da bedarf es schon eines ordentlichen Soziologie-Professors! --- Ende des Hinweises

Diese tiefgreifende Erkenntnis überkam mich eines Tages im schönen Belgien, wo ich dortselbst im NATO-Oberkommando Europa - in good SHAPE flexibel respondierend - für einen Augenblick die Abschreckung zurückstellte - und dafür „Entspannung“ übte. Den ledernen Zwei-Sterne-Sessel um genau 45 Grad gedreht, die Füße - nach dem Vorbild meines amerikanischen Stellvertreters - auf der rechten Seite des Schreibtisches plaziert, blätterte ich nämlich gedankenverloren - wie man das so tut - im Katalog der Bundeswehr- Dienstvorschriften, nichts Böses ahnend. - Ich hätte es nicht tun sollen!

Stieß ich doch auf eine Heeres-Dienstvorschrift, die mich schlagartig an die 13te Division des Adalbert Weinstein, jene 13te erinnerte, welche dieser an Stelle der Marine aufzustellen vorschlug.

HDv 287/200 „Fahren auf dem Wasser“.

Seeleute, sofern anwesend, hört und staunt: Das Heer als Hecht in unserm Karpfenteich!  
Wenn das der Führer wüßte.

Ich handelte unverzüglich.

Ein Generalstabsoffizier des ehrenwerten Heeres wurde sachgerecht konsultiert. Er sah sich außerstande, mich in die Vorschrift einzuführen. Er sei Bayer. Dann rief ich einen befreundeten General an, *der* mußte es ja wissen! Dachte ich. Irrtum! Er kümmere sich prinzipiell nicht um Vorschriften, so sagte er, da diese nur für die Dummen gemacht seien - und im übrigen sei ihm als Infanterist das feste Land schon immer lieber gewesen als das feuchte Wasser. Er habe da seine Erfahrungen bei Flußübergängen.

Schließlich suchte ich einen General der Luftwaffe auf, nicht um ihn in der Sache zu konsultieren, welche ganz und gar unter seiner höhenfliegerischen Würde war, sondern um allgemeinen Rat einzuholen. Auch das war vergeblich. Dieser, auf jeder Schulter zwei goldene Sterne tragende Ikarus meinte resignierend: „Warum sollen die Brüder nicht auf dem Wasser fahren? Die fliegen ja auch mit erdfarbenen Flugapparaten an unserm Himmel herum!“

Das gab mir zu denken. Ich begann zu sinnieren: „Fahren auf dem Wasser.“ Und das in der Armee! Wo doch hinreichend bekannt ist, sagte ich mir, daß die Brüder in Waffen schon auf dem Lande ihre Schwierigkeiten haben, wie das die Führungsakademie-Studie eines begabten Majors beweist.

Diese lesenswerte Studie, die 1974 als Bundeswehr-Umdruck erschien und auch mir, dem „Nachtwächter“, zur dringend nötigen Weiterbildung auf den schon genannten NATO-Schreibtisch flatterte, handelt von der Anwendung von Netzplänen in der Taktik und trägt den jedermann einleuchtenden Titel:

„Der stochastische Knoten und seine Bedeutung.“

Sehen Sie, meine geschätzten Lauscher, das ist nun wirklich 'mal ein schönes Thema! Da weht einem der Hauch höherer, ja höchster Bildung geradewegs ins staunende Antlitz. Wenn auch das Wort „Knoten“ aufhorchen lässt. Ich frage mich: Wird hier 'mal wieder - ohne Mitzeichnung - eine Anleihe bei der Marine gemacht?

### Bildungshinweis Nr. 2

Wenn mich mein geschichtliches Wissen nicht täuscht, so ist das Heer ausschließlich für „gordische Knoten“ zuständig, die man bekanntlich mit dem Säbel durchhaut, wie das der Generalfeldmarschall Alexander von Mazedonien vor mehr als 2300 Jahren vorexerziert hat, ziemlich naßforsch, wie wir wissen, *und* mit einer Handlung, die der Seemann mit Recht ablehnt, weil der Tampen dann neu gespleißt werden muß. -- Ende des Hinweises

Warum aber, so frage ich mich, hat das Heer diesen „gordischen Knoten“ der doch den „Endsieg“ vorbereitete durch einen „stochastischen“ ersetzt?

Ich fand die Lösung!

Das Heer hat 1945 den Säbel „auf Kammer“ abgegeben - und kann daher nichts mehr durchhauen. Folglich mußte aus Traditionssgründen ein neuer Knoten eingeführt werden. Man wählte den „stochastischen“, weil dieser dem strategischen Bildungswillen am besten gerecht wird, Denn - so argumentierte man richtig - „Bildung macht frei“, besonders im bezahlten Bildungsurlaub.

### Bildungshinweis Nr. 3

Die Aufdeckung dieses genialen „stochastischen“ Streiches habe ich meiner bemerkenswerten Schrift „Vom Humor der Land- und Seeleute“ beigefügt.

Die Schrift ist unverkäuflich und wird nur solchen Land- und Luftleuten zur Verfügung gestellt, die schriftlich die Existenz-Berechtigung der Marine anerkennen, Bisher hat sich der Bestand noch nicht verringert. -- Ende des Hinweises

Dem also eingeführten stochastischen Knoten hat unser schon erwähnter Major, dessen Namen ich Ihnen nicht nennen kann, da Generalstabsoffiziere - nach Aussage eines großen Soldaten - keinen Namen haben, mit einem höchst aufschlußreichen Marschbeispiel Leben eingehaucht.

Hier ist unseres Majors Beispiel:

Eine Truppe, die -so stelle ich amtlich fest- weder weiß, was „stochastisch“ bedeutet, noch einen Knoten machen kann, soll

von Liebenau, links der Weser (von Süden gesehen)  
nach Leseringen, rechts der Weser

marschieren.

Die Distanz beträgt nach DIERCKEs Schulatlas 5,2 km! Das ist, wie jedermann zugeben wird, eine klar definierte Aufgabe. Eine solche löste man früher - wie mir ein General glaubhaft versicherte - mit einer Landkarte, Maßstab 1:100.000, und dem Kommando „Im Gleichschritt, marsch“. Es könnte auch -so glaubte sich der General zu erinnern- „Ohne Tritt, marsch“ angeordnet werden.

Heute löst man eine solche Aufgabe - ich zitiere unsern Major wörtlich - durch  
„Anwendung von nicht bewerteten stochastischen Knoten  
in taktischen Netzplänen unter dem Gesichtspunkt  
der zeitgerechten Aktualisierung der Alternative.“

Ich muß das noch einmal bringen, weil es ein so schönes Beispiel für die knappe und klare Sprache des Soldaten ist: (durch)

„Anwendung von nicht bewerteten stochastischen Knoten  
in taktischen Netzplänen unter dem Gesichtspunkt  
der zeitgerechten Aktualisierung der Alternative.“

Da kann man doch nur ergriffen feststellen:

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,  
der Jugend fällt was Neues ein.

#### Bildungshinweis Nr. 4

Unter den „nicht bewerteten stochastischen Knoten“ unseres klugen Majors sind solche zu verstehen, die von den Leuten an Land beim Verschnüren von Paketen, Päckchen usw. versucht werden. Der Seemann nennt diese „Whooring-Steks“. -- Ende des Hinweises!

Die dann von unserm Major so klug postulierte „zeitgerechte Aktualisierung der Alternative“ erfolgt erst im nächsten Schritt. Dieser - ich zitiere wiederum wörtlich - „führt die Notation zum knotenorientierten Kausalnetz, das sämtliche logischen Verknüpfungen in einem geschlossenen Graphen darstellt...“ Haben Sie das? Nun, ich sag's noch einmal: Dieser zweite Schritt „führt die Notation zum Knoten-orientierten Kausalnetz, das sämtliche logischen Verknüpfungen in einem geschlossenen Graphen darstellt... .“

#### Bildungshinweis Nr. 5

Diese bewegende Feststellung ist wichtig, weil die „Notation“, d.h. die Kunst, Musik in Noten niederzuschreiben, kausal verknüpft ist mit der Auswahl der Militärmärsche, die das Musikkorps am Ende der gelungenen Operation zu schmettern hat. -- Ende des Hinweises!

Für des Majors simple Operation bedarf es im übrigen nur einer „Datenendstation und einer zentralen EDV-Anlage“, die mittels eines „Posthauptanschlusses“ miteinander verbunden sind - sagt der Major - und, so füge ich respektvoll hinzu, eines wohlmeinenden Gegners, der die Benutzung der angegebenen Mittel freundlicherweise zuläßt, was noch durch eine Fragebogen-Aktion geprüft werden müßte.

Damit kann ich die Bedeutung des „stochastischen Knotens“ im einzelnen behandeln. Das Wort „stochastisch“ kommt aus dem klassischen Altertum, nämlich aus Griechenland (wo man „helle“ war) und bedeutet „ahnen, vermuten“ und will sagen, daß etwas „mit Wahrscheinlichkeiten behaftet ist oder sein kann.“ Verstanden?

Nun, ich habe - lebhaft erinnernd, daß im letzten Kriege der Wehrmachtbericht täglich um 15 Uhr für Stabsoffiziere langsam wiederholt wurde – ein Beispiel zur Hand:

Soldaten und Beamte werden beim Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze in den Ruhestand versetzt. Dieser Vorgang ist zwar barbarisch, aber er ist nicht „stochastisch“ weil er sich „ahnen“ läßt. Der Ruhestand dagegen ist mit Sicherheit „stochastisch“, weil er „mit der Wahrscheinlichkeit behaftet ist“, daß man als Pensionär keine Zeit mehr hat, was wiederum barbarisch ist.

#### Bildungshinweis Nr. 6

Die für Soldaten der Bundeswehr relativ tief angesetzte Altersgrenze bei Eintritt in den Ruhestand soll dem Soldaten Gelegenheit geben, endlich einer geregelten Arbeit nachzugehen. Auch in diesem Falle hat der Gesetzgeber die Bildung im Auge, nämlich die Vermögensbildung, welche sich - neben der Einbildung - besonderer Beliebtheit erfreut. Soll dieselbe mittel- und langfristig erfolgreich sein, so muß der Pensionär ein bekanntes deutsches Sprichwort beachten:

"Wer im Gasthaus sitzt,  
sollte nicht mit Scheinen werfen!" Ende des Hinweises!

Ich habe noch ein weiteres Beispiel für jene zur Hand, die noch nicht die verordnete Altersgrenze erreicht haben: Ihre liebe Frau plant einen Ausflug in die Stadt, um im Schlußverkauf ihren Mann zu stehen. Sie stimmen dieser Planung zu, geben noch einige völlig flüssige Ratschläge und freuen sich im übrigen, 'mal einige Stunden Ruhe zu haben.

Ihre Frau fährt los! Sie begeben sich in den bequemen Sessel. Beim Studium der BILD-Zeitung kommt Ihnen jedoch ein schrecklicher Gedanke: Wieviel Geld hat sie bei sich? Der Ausflug ist urplötzlich „mit der Wahrscheinlichkeit behaftet“, daß Ihre Frau mehr ausgeben könnte, als es die Familienkasse erlaubt. Der Ausflug ist „stochastisch“ geworden! Er war es übrigens von vornherein, wie jeder Ehemann wissen müßte, denn der volle Einsatz der Frau in der Ausverkaufsschlacht läßt immer einiges vermuten. -- Soweit zum „Stochastischen“!

Der „Knoten“, der ihm beigegeben, ist dagegen nach einem einschlägigen Werk über Seemannschaft „eine Verschlingung von zwei oder mehreren Parten, die sich gegenseitig bekneifen und nicht von selbst lösen.“

Nach dieser klaren Definition der Einzelbegriffe ergibt Sinne des dialektischen Materialismus: „Der stochastische Knoten ist eine Verschlingung von Parten, die mit der Wahrscheinlichkeit behaftet sind, daß sie sich wegen gegenseitiger Bekneifung schwer lösen lassen, was die Vermutung nahe legt, daß bei Vorgängen militärischer Art knotenfreie Lösungen auch ihr Gutes haben.“

Im Sinne Goethes könnte man sagen:

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie  
und grün des Lebens gold'ner Baum.“

Oder auf unser Thema bezogen:

„Fest, teurer Freund, ist jeder Knoten,  
der sich nicht lösen läßt mit eignen Pfoten.“

## Bildungshinweis Nr. 7

Der stochastische Knoten macht also klar:

Wer sich noch in der Aus-, Fort- oder Weiterbildung befindet, jedoch zu dienstlichen Zwecken gezwungen ist, Bildung zu zeigen, muß sich ernsthaft bemühen, einfache Dinge kompliziert darzustellen. Dabei sollten -wohdosiert- Fremdwörter, am besten aus dem Griechischen, eingeflochten werden. Das Lateinische ist zu vermeiden, da es zunehmend schon von Höheren falsch benutzt wird.

Zudem ist gelegentlich ein vornehmes Schweigen, begleitet von einem situationsgerechten Nicken des Hauptes, zu empfehlen. Zwischenrufe sind dagegen nur angebracht, wenn diese die Theorie des Vorgesetzten stützen.

Einer sich einstellenden Müdigkeit, die jedoch bei Vorträgen von Vorgesetzten nicht zu erwarten ist, sollte mit unauffälligen Atemübungen oder dem Malen von „Männchen“ auf dem Veranstaltungs-Programm begegnet werden. Dabei sind Ähnlichkeiten mit dem Vortragenden tunlichst zu vermeiden.

Zusammenfassend heißt das: Man muß sich im Bereich der Bildung eine Brücke bauen, die - wenn auch behelfsmäßig - das einem bis zum Halse gehende Wasser für den Augenblick überspannt. Hinweise für diese Taktik enthält die

## HDv 188/300 „Behelfsbrückenbau“

## Bildungshinweis Nr. 8

Wem der „Behelfsbrückenbau“ nicht liegt, da von Natur aus mit zwei linken Händen ausgerüstet, dem wird die Anwendung der ZDv 34 empfohlen:

„Tarnen!“ -- Ende des Hinweises

Sollte sich jedoch die Lage wider Erwarten kritisch entwickeln und eine Enttarnung zu befürchten sein, so sind Einblicke in den eigenen Bildungsnotstand durch Vernebelung abzuwehren. Näheres findet sich in der

ZDv 3/21 „Gebrauch von Vernebelungsmitteln“

Damit bin ich gewissermaßen am Ende meines Lateins, aber doch zugleich auch wieder im maritimen Gleichgewicht, denn: Der „stochastische Knoten“, von unserm klugen Major so fein geknüpft, macht die HDv „Fahren auf dem Wasser“ gegenstandslos, weil Posthauptanschlüsse auf dem Wasser nicht verwendbar sind - wegen des Kabels. Es könnte ja bei der Operation „stochastische Knoten“ schlagen oder sogar brechen, was zur Folge hätte, daß die durchs Kabel eilenden Informationen buchstäblich ins Wasser fielen. Das muß jedoch unter allen Umständen vermieden werden, weil die Lebewesen des Wassers - die Schwimmtaucher der Marine ausgenommen - sicherheitlich nicht überprüft sind.

So können wir „blauen Jungs“ von der Gewerkschaft „Blue and Gold“ den stochastischen Knoten getrost zu der Akte „Curiosa“ legen, welche ja zu allen Zeiten besonders lebenswert war, und ungestört unserer Lieblingsbeschäftigung nachgehen: Dem Malen!

Wir Seeleute nennen es „Pönen“. Das Wort steht nicht im Duden, was wieder einmal beweist, wie ungebildet die Landleute sind! Dabei ist das Wort von hoher Herkunft! „Pönen“ kommt nämlich - wie meine Forschungen ergeben haben - vom lateinischen Wort „Poena“, das „Strafe“ oder auch „Buße“ bedeutet. Woraus sich ergibt: Wenn der Seemann „pönt“, dann „büßt“ er! Aber beileibe nicht für *seine* Sünden, sondern für die der lieben Landleute, welche immer noch St. Paulis Reeperbahn mit dem Ozean verwechseln. Der Seemann hält's allemal mit Wilhelm Busch:

Enthaltsamkeit ist ein Vergnügen  
an Sachen, wovon wir nichts kriegen!

Aber dem „Pönen“ liegt selbstverständlich - wie allen Bräuchen der Marine - eine tiefe Philosophie zugrunde. Niemand hat diese in schönere Worte gefaßt als der amerikanische Petty Officer 1. Class Joe Blow, der seinen Leuten ständig diesen Rat gab:

Was sich bewegt, grüßen!  
Was still steht, anmalen!!

#### Bildungshinweis Nr. 9

Dieser weise Rat konnte bei der Formulierung der Grundsatzordnung der Bundeswehr nicht berücksichtigt werden, weil davon auszugehen war, daß in der Bundeswehr „nichts stillsteht“, da man beschlossen hatte, im Gegensatz zu früher pausenlos zu marschieren - nämlich an der „Spitze des Fortschritts“!  
-- Ende des Hinweises

Abschließend ist - der Vollständigkeit halber - darauf hinzuweisen, daß der „stochastische Knoten“ Teil des „stochastischen Prozesses“ ist.

Letzterer hat nichts mit der „Wehrdisziplinarordnung“ zu tun, die wir alle schätzen, so lange wir nichts mit ihr zu tun haben, sondern mit der Statistik, mit der sich bekanntlich *alles* beweisen läßt. Dieser „stochastische Prozeß“ ist laut BROCKHAUS (großer natürlich) „ein nicht streng deterministischer Vorgang der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit einer Zufallskomponente und einer oder mehreren Veränderlichen“!

Ganz wie der „stochastische Knoten“ unseres Majors, der auch nur anwendbar ist, wenn „zufällig“ einer weiß, was „stochastisch“ bedeutet, und der „Knoten“ nach der „Wahrscheinlichkeitsrechnung“ „unveränderlich hält, sofern dieser nicht von einem militärischen Realo kurzerhand durchgehauen wird.“

#### Bildungshinweis Nr. 10

Der „stochastische Prozeß“ ist künftig bei Märschen über fließende Gewässer unter Anwendung des „stochastischen Knotens“ planerisch zu berücksichtigen, auch wenn eine „Zufallskomponente“ nicht völlig auszuschließen ist - z.B. in Form von Blasen an den Füßen. Diese sind gemäß ZDv 49/21 „Erste Hilfe“ zu behandeln!

Vor Beginn des „Prozesses“ ist in jedem Falle zu prüfen, ob die Beamten der Bundespost bereit sind, einen Posthauptanschluß mit Kabelverlegung in Richtung Gegner auszuführen. Dabei sind notfalls Bedenken des Betriebsrats durch großzügige Einladung zu einem Bierabend auszuräumen. Mit der Zustimmung von „Grünen“ oder „Alternativen“ ist allerdings nicht zu rechnen, da diese jede Art von Märschen -abgesehen von „Demos“- ablehnen. Sie sind bekanntlich gegen den Krieg, auch gegen den reiner Verteidigung.

Wissen Sie auch warum?

Weil ein Krieg nach ihrer Meinung nicht mehr ökologisch einwandfrei geführt werden kann, wie etwa in der Antike, als ein umweltpolitisch unbedenklicher Pfeilhagel den Feind begrüßte. Zwar waren einige Pfeile vergiftet, doch nur mit natürlichen Pflanzengiften! (Manfred Rommel in ZEIT-Magazin vom 1. Nov. 1985.)                   --- Ende des Hinweises

Damit bleibt mir nur noch ein Nachwort!

Es lautet: Wie immer man den „Stochastischen Knoten“ abschließend beurteilt, es darf bei seiner Bewertung nicht der erfinderische Wille unseres Majors übersehen werden - etwa in folgendem Sinne:

Lieber Rosinen im Kopf  
als Haare in der Suppe!

## Bildung als Waffe

Wie die Bundeswehr Goethe entdeckte

AKRO-Neujahrsempfang 1984

Neben Joachim Ringelnatz, der die seriöse Lyrik so außerordentlich bereichert hat, man denke an seinen schönen Vers:

„Die Löcher sind die Hauptsache an einem Sieb.  
Ich hab' Dich so lieb.“

erfreut sich Johann Wolfgang von Goethe in der Marine großen Ansehens. Aus gutem Grunde: Er fuhr zur See!

- 1774 auf Lahn und Rhein, stromabwärts,
- 1786 auf dem Gardasee, von Nord nach Süd,
- 1787 von Neapel nach Palermo *und* retour.

Auf letzterer Reise, die sogar ein Außersichtkommen der Küste, allerdings nur bei Nacht oder Nebel, garantierte, wurde er seekrank. Er legte sich in die Koje und pflegte sein Leiden mit Weißbrot und Rotspon, wie dem Diarium seiner „italienischen Reise“ zu entnehmen ist. „Abgeschlossen von der äußeren Welt“, so berichtet er, „ließ ich die innere walten ... und gab mir zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf.“ Tatsächlich arbeitete er intensiv an seinem Drama „Torquato Tasso“. Das Seeabenteuer baute er sogleich mit in das Drama ein:

„Zerbrochen ist das Steuer,  
es kracht das Schiff an allen Seiten.  
Berstend reißt der Boden  
unter meinen Füßen auf.“ (5. Akt, 5. Auftritt)

Das war eine kritische Lage, wie jeder Seemann zugeben wird. Und da liegt der Mann in der Koje und dichtet, aber nicht etwa das Leck, sondern Verse! Welch ein Gigant!

Doch ist diese bewegende Geschichte dem Bereich „Dichtung und Wahrheit“ zuzuordnen, denn was hier gar fein gesponnen wurde, ist echtes Seemannsgarn: Der Dichter und sein Schiff erreichten nämlich heil und wohlbehalten das liebliche Sizilien, welches Joachim Ringelnatz, den Dichter-Kollegen, immer so sehr erinnerte „an die trauten Stunden in seinen *Familien*“.

Goethe hat aber, wie weniger bekannt, nicht nur Garn gesponnen, sondern er war auch Experte für's Tauwerk und dessen Behandlung, ja, er wurde zum Entdecker des „roten Fadens“. Dabei half ihm die Marine. (Die Königlich Britische, da Preußen noch kontinental orientiert war.) Heißt es doch in den „Wahlverwandtschaften“ 2. Teil, 2. Kap.: „Sämtliche Tauwerke der Königlichen Marine sind dergestalt gesponnen, daß ein *roter* Faden das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne das Ganze aufzulösen...“

Damit schlug Goethe zwei Fliegen mit einer Klappe. Einmal bescherte er der Nachwelt ein geflügeltes Wort, das so mancher Redner geflissentlich ignoriert; zum anderen lieferte er all' jenen Zündstoff, für die ROT keine Farbe, sondern eine Weltanschauung ist.

Man fragt sich unter diesen Umständen, ob die Marine nicht besser beraten gewesen wäre, wenn sie einen „grünen“ Faden für ihr Tauwerk gewählt hätte. Er wäre ja von gleicher

Wirkung gewesen, hätte aber jene vielen beflügeln können, politisch gesehen, welche „rot“ sehen, wenn's ums GRÜNE geht, was jedoch, wiederum politisch gesehen, ganz unbedenklich ist, wie solches ein Kreuzworträtsel beweist, das ich aus Gründen der Weiterbildung gelöst habe.

Bei „24 senkrecht“ lautete die Frage: „Alle Menschen tun es, nur die Politiker nicht.“ Ein Wort mit fünf Buchstaben war zu suchen. Ich fand es: IRREN!

Für einen Moment war ich überrascht, wegen gewisser Erfahrungen, dann erkannte ich die zwingende Logik des Rätselmachers: Politiker können gar nicht irren, denn ihrer ist die Wahrheit, sofern sie die Mehrheit haben! Diese lässt sich bekanntlich rechnerisch ermitteln, doch kann man sich dabei verrechnen, was allerdings nicht dem Irrtum zuzuschreiben wäre, sondern dem Mangel an mathematischer Bildung.

Um solcher Verrechnung vorzubeugen, haben die Politiker von links bis rechts der Bildungspolitik eine Vorzugsstellung eingeräumt. Dabei ließen sie sich von dem Motto des ehemals bibliographischen Instituts zu Leipzig leiten, das also lautet:

„Bildung macht frei. „

Als das die so mündigen Bürger und Bürgerinnen hörten, waren sie spontan so frei, sich zu bedienen, ein jeder nach seiner Art:

- die einen vertieften ihre gediegene Halbbildung,
- die anderen stürzten sich auf die Vermögens-Bildung;
- jene, die nichts vom Vermögen hielten (weil sie noch keins hatten),  
stiegen aus, blieben aber für den BAFÖG-Scheck erreichbar;
- und jene, die glaubten, schon hinreichend gebildet zu sein,  
übten sich fortan in der Einbildung.

So weit, so gut (oder so schlecht).

Von dieser stürmischen Entwicklung wurde auch die Bundeswehr erfaßt. Dort hatten nämlich Experten, deren Namen ich nicht nennen kann, da Generalstabsoffiziere nach Auffassung des GFM von Moltke keinen Namen haben, beim Studium der Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts erkannt, daß die BILDUNG womöglich als Waffe Verwendung finden könnte, nachdem man mit Kanonen und Raketen letztthin nur mäßigen Erfolg gehabt hatte. Die Frage war allerdings, wie die Generalität und die Oberen für diese neuartige Waffe zu erwärmen seien.

Der Zufall wollte es, daß gerade damals, als die Waffendebatte auf dem Höhepunkt war, einer der namenlosen Experten bei der Sichtung einschlägiger Literatur in der Bücherei des Hardtbergischen Hauptquartiers auf Goethes Roman „Wahlverwandtschaften“ stieß. Das Buch befand sich in bestem Zustand und war - wie eine diesbezügliche Rückfrage ergab - bisher noch nicht ausgeliehen worden, was der Bibliothekar mit den Worten begründete: „Wissen Sie, die hiesigen Herren üben bei Goethe eine gewisse Zurückhaltung. Der Mann hat ja nicht gedient!“

Das leuchtete unserem Experten direkt ein, denn er hatte es bisher mit Schiller gehalten, der ja nicht nur gedient, sondern auch mit seinem Drama „Die Räuber“ taktische Hinweise für den verdeckten Kampf geliefert hatte. - Diesmal aber griff er zu Goethe!

Und siehe da: Schon nach der Lektüre weniger Seiten stieß er auf eine wahrhaft sensationelle Stelle: „Männer“, so war da schwarz auf weiß zu lesen, „sollten von Jugend auf Uniform tragen... (denn) jede Art von Uniform befördert einen militärischen Sinn, sowie ein knapperes, strackeres Betragen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborene Soldaten: Man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und. Erklettern.“ (Wv. II/7)

„Donnerwetter“, dachte unser Experte, „wenn das doch Karl Marx geschrieben hätte!“ Dabei ahnte der gute Mann nicht, daß ihm die eigentliche Überraschung noch bevorstand. Sie fand sich im 5. Kapitel des 2. Teils:

„Die größten Vorteile im Leben wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat!“ Er las die Stelle ein zweites Mal. Dann riß es ihn vorn fiskalischen Sessel. War hier vielleicht die Begründung für die neue Waffe BILDUNG vorgezeichnet? Könnte man den Staatsbürger im Generalsdreib und die Politiker mit Goethes tiefeschürfender ‚Weisheit‘ motivieren?

Ihm kamen Zweifel! Hatte doch noch vor kurzem ein bekannter Politiker, Vorsitzender einer Gewerkschaft, auch Mitglied des Bundestages, in einer bekannten Tageszeitung auf die Frage „Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?“ mit soldatischer Kürze geantwortet: „Keine, denn die militärischen Führer waren am Ende immer Hohlköpfe!“ (PAZ vom 17.3.1989) Wie aber könnte man „Hohlköpfe“ für eine neue, bisher nicht erprobte Waffe erwärmen?“, so fragte sich unser Experte. Als Schiller-Fan kannte er seine „Pappenhimer.“

Was war zu tun? Die Antwort fand sich schnell: Eine Denkschrift war vonnöten, ja wohl, das war's, eine Denkschrift mußte her!

Eine solche - so hatte ihn ein kluger Mann gelehrt - sei zu allen Zeiten eine brauchbare Rückversicherung, ob sie gelesen werde oder nicht. Er brachte sie zu Papier. Sie in ihrer Gänze hier vorzustellen, was sie durchaus verdiente, würde unsern Zeitplan sprengen. Es mag daher ein Ausschnitt genügen:

Sich der im hohen Hause gegen den Zivilisten Goethe bestehenden Vorurteile bewußt, nahm er sich zunächst - ganz im Sinne der „Information für die Truppe“ - Goethens selbst behutsam an: Zwar sei der allgemein bekannte Dichter im liberalen Frankfurt geboren worden, was dessen weltbürgerliche Ambitionen später genährt habe, doch könne man ja nicht ihn, sondern bestenfalls seine Eltern für diesen Akt verantwortlich machen. Das habe z.B. die Marine -eher konservativ als liberal eingestellt- sogleich erkannt. Sie habe demzufolge Goethe geehrt -noch zu Kaisers Zeiten-, indem sie einem Kreuzer den Namen „Frankfurt“ gegeben habe.

Es sei auch entlastend darauf hinzuweisen, daß der junge Goethe schon im zarten Alter von sieben Jahren „fritzisch“, also „preußisch“ gesinnt gewesen sei, was in seinem Werk „Dichtung und Wahrheit“ nachgelesen werden könne, in einem Werk also, dessen Titel schon das Prinzip der sogenannten „Inneren Führung“ deutlich bezeichne. Zwar habe Goethe gelegentlich ein überzogenes Interesse für maritime Dinge entwickelt - man denke an seine Malvorschrift, die weniger bekannte „Farbenlehre“ -, doch dürfe keineswegs übersehen werden, daß er sich als gereifter Mann - anno 1792 – freiwillig auf das Schlachtfeld von Valmy begeben habe, um dortselbst Kenntnisse in Artillerie-Kanonaden zu erwerben, die sich als geeignet erweisen könnten, „eine neue Epoche der Weltgeschichte“ einzuleiten. Damals habe er sich als Berichterstatter bewährt.

Auch sei darauf aufmerksam zu machen, daß Johann Wolfgang an vielen Stellen seines literarischen Werkes soldatische Tugenden gar recht gepriesen habe, wie auch sein Beurteilungsvermögen bezüglich militärischer Personen Respekt erheische.

So finde sich in den schon genannten „Wahlverwandtschaften“ die folgende bemerkenswerte Feststellung: „Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmütigkeit verborgen liegt, so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen (II, 5).

In einem weniger bekannten Trauerspiel, STELLA, habe er sogar die Lucie ausrufen lassen: „Die Soldaten verstehen sich wenigstens nicht, so daß man die Guten und die Bösen beim ersten Male erkennt.“

Allerdings habe sich der Dichter einmal - im „Wilhelm Meister“ (3. Buch, 4. Kap.) - vorwurfsvoll über junge Offiziere geäußert, die - nach seinen Worten - „nicht eben auf das feinste mit den Schauspielerinnen spaßten und (so) die Polizeiordnung vernichteten.“ Doch sei ihm das nicht anzulasten, da sich die Generalität der Bundeswehr gelegentlich in ähnlicher Lage befindet.

Man denke an die „Leutnante 70“ oder die „Hauptleute von Unna“, die es allerdings mit Schiller gehalten hätten: „Schnellfertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide!“

Hervorzuheben sei indessen, daß sich Goethe in der Sprache des Soldaten gut ausgekannt habe, wie im 1. Akt seines Dramas „Götz von Berlichingen“ „mit allem schuldigen Respekt“ nachgelesen werden könne, als er einen Hauptmann (man bedenke: einen Hauptmann) wissen ließ, er könne ihn usw., usw.! Diese despektierliche Aufforderung dürfe man jedoch dem Dichter nicht nachtragen, da sie auch heute noch in militärischen Zirkeln üblich sei.

Was schließlich die von Pastorentöchtern so sehr beklagten amourösen Abenteuer des Dichters angehe, so dürfe fairerweise nicht übersehen werden, daß ein gelegentlicher Wechsel bei einem Liberalen nichts Ungewöhnliches sei. Im übrigen habe er ja mit seinem Kollegen Schiller die Auffassung geteilt, daß „das Leben ernst“, aber „diese Kunst heiter“ sei. Zudem habe Goethe in seinem „Soldatenlied zu Wallensteins Lager“ diese amourösem Abenteuer einleuchtend relativiert:

„Heut' schwören wir der Hanne  
und morgen der Susanne!  
Die Lieb' ist immer neu!  
Das ist Soldatentreu!“

Tatsächlich „zieme es keinem Soldaten und Liebhaber“, wie es das Klärchen im EGMONT auszudrücken beliebte, „die Arme eingewickelt zu haben“, was immer man darunter verstehe.

Schließlich und endlich habe Goethens Verwendung als Minister am Hofe eines schöngestigten Fürsten bewiesen, daß ein „Weimar“ auch ohne politische Unruhe über die Runden gebracht werden könne. Diese beachtenswerte Leistung sei vor allem in der Tatsache begründet, daß der Minister in Äonen gedacht und sich, frei von neuzeitlichen Verfahren - wie „Management by Potatoes“ (Rin in de Kartoffeln, raus aus de Kartoffeln) - gehalten habe.

Auch bedürfe sein ausgeprägtes Traditionsbewußtsein der Erwähnung, dem er in seiner „faustischen Tragödie“ mit diesen Worten Ausdruck gegeben habe:

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen  
als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei.“

Dabei befindet er sich zwar nicht in Übereinstimmung mit gängigen Erlassen, doch müsse ihm zugute gehalten werden, daß zu seinen Lebzeiten Tradition „empfunden“ und nicht von oben „verordnet“ worden sei.

Überdies müsse lobend hervorgehoben werden, daß sich Goethe in höheren Stäben ausgekannt habe, wie ein gewisser Mephisto zu berichten wisse:

„Laß’ Du den Generalstab sorgen,  
dann ist der Feldmarschall geborgen!“

„Schöner“, so argumentierte unser Experte, „sei dem Generalstab selten Rechnung getragen worden.“

Politisch hingegen sei der sonst so kluge Dichter noch nicht auf der Höhe gewesen, wie einem starken Ausruf zu entnehmen sei:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden!“

Doch werde diese Entgleisung, die seinerzeit verständlich, heute jedoch mißverständlich sei, durch einen versöhnlichen Zusatz gemildert:

„Doch Franzens Weine trinkt er gern.“

Womit sich die schwer wiegende Frage aufdränge, ob Johann Wolfgang ein Freund des vollen Bechers gewesen. Sein studentisches Lied „D’rum Brüderchen, ergo bibamus“ spreche dafür, doch setze sich in dem Gedicht von der „Generalbeichte“ die bessere Einsicht durch:

„Wollen wir nach Deinem Wink unablässig streben  
und vom *Halben* uns entwöhnen!“

Dieser lobenswerte Vorsatz, so unser Experte, solle unbedingt als flankierende Maßnahme bei der Erprobung der Waffe BILDUNG kluglich mit eingebracht werden, insbesondere bei der Marine, die immer noch einer beklagenswerten Tradition folge:

Berge von unten,  
Kirchen von außen,  
Kneipen von innen!

Wie es schon der Trabant im Faust II ausgedrückt habe:

„Das passet nicht in unsren Kreis,  
zugleich Soldat und Saufgeschweiß! (bei Goethe: Diebgeschweiß)  
Und wer sich unserm Kaiser naht,  
der sei ein redlicher Soldat!“

Zu guter Letzt, so fügte unser namenloser Experte hinzu, sei die vorzügliche Geländebeschreibung des Dichters hoch zu werten, habe dieser doch schon als „Knabe mit scharfem Blick „ein Röslein stehen seh’n, ein Röslein auf der Heiden“, was selbst einem geschulten Soldatenauge Ehre mache.

Nachdem somit der Boden trefflich bereitet war, steuerte die Denkschrift ohne weitere Umschweife das Hauptanliegen an: „Ein deutscher Dichter,“ so hieß es, „und ein Fan der Marine, der für diese eigens eine „Farbenlehre“ geschrieben habe (weil nur dort Spezialisten für große Flächen vorhanden) sollte der Bundeswehr in gesellschaftspolitischer *und* strategischer Hinsicht etwas Bleibendes zu bieten vermögen.“

Und dann präsentierte der Experte seinen Oberen jenen schon bekannten Satz aus den „Wahlverwandtschaften“, der fortan die Gemüter in Wallung brachte:

„Die größten Vorteile im Leben  
wie in der Gesellschaft überhaupt  
hat ein gebildeter Soldat!“

Dieses Wort so argumentierte er kühn, könnte, wenn vom eigenen Soldaten angenommen, den gegnerischen derartig frustrieren, daß dieser geneigt sei, die Flinte ins Korn zu werfen, sofern solches dortselbst - gemäß Plan - zufällig angebaut worden sei.

Die Folgen seien - marxistisch gesehen - ganz unübersehbar, weil gewisse, vom sozialistischen Paradies gestärkte Völker das bekannte Signal „Auf zum letzten Gefecht“ taktvoll überhören könnten. Womit dann tatsächlich eine „neue Epoche der Weltgeschichte II beginnen könne, welche Johann Wolfgang von Goethe ja schon früher angekündigt habe.

Das Ende der Denkschrift muß im vollen Wortlaut wiedergegeben werden, weil es von bemerkenswerter Logik ist.

Ich zitiere:

„Zusammenfassend wird festgestellt: Zweimal haben wir es in diesem Jahrhundert mit Waffen nicht geschafft. Wir sollten es daher beim nächsten Male mit der BILDUNG versuchen! So hätten wir womöglich jene Wunderwaffe zur Verfügung, die wir beim letzten Gange schon zu besitzen glaubten; „denn“, so Goethe, „es ist zuletzt doch nur der Geist, der jede Technik lebendig macht.“ (Entwurf zur Farbenlehre)

Diese Waffe aber, so schlug der Experte vor, sei großflächig anzulegen, wie es Goethe seinerzeit - zwischen Neapel und Palermo - in seinem TASSO ausgedrückt habe:

„Ein edler Mensch kann einem engen Kreise (allein) *nicht* seine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf ihn wirken.“ Es liege daher nahe, zukünftige Manöver - zu Lande, zu Wasser und in der Luft - zu Bildungsreisen im Vaterlande und im Gebiet der NATO umzfunktionieren und den Drang zu hohen Stäben der Allianz durch geeignete Mittel zu fördern, z.B durch Fortschreibung eines beliebten Volksliedes:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
dem gibt er schönen Auslandssold!“

Zudem sei bei Lehrgängen aller Art nun endlich der Weisheit des Volkserziehers Johann Heinrich Pestalozzi Rechnung zu tragen, die also laute:

„Pädagogik ist die Kunst,  
die *Jungen* so zu bilden,  
wie es die *Alten* sein sollten.“

Mit diesem zwingenden Ende der Denkschrift rannte unser Experte offene Türen ein. Zwar war die Generalität frustriert, ja, sogar alarmiert, aber das Fußvolk aller Teilstreitkräfte war höchst amüsiert. Esrettete sich - wie der schlauen Staatsbürger - in die zu allen Zeiten sich beliebte Vermögens-Bildung, die ja bewiesenermaßen auch „größte Vorteile im Leben und in der Gesellschaft“ garantiert.

So wurde ein genialer Vorschlag Wirklichkeit, etwas anders zwar, als es sich unser Experte vorgestellt hatte, auch wohl der gute Goethe, aber der BILDUNG war ja Genüge getan.

Als unser immer noch namenloser Experte das Ergebnis in einer gemütlichen Ecke der Kantine überdachte, da wurde ihm klar, daß sein Freund Schiller so unrecht nicht hatte, als er den braven Söldner Leuthold im WILHELM TELL ausrufen ließ:

"Das war ein Schuß!  
Davon wird man noch reden  
in spät'sten Zeiten!"

Ein Artillerist, vertraut mit Schüssen, hätte die Sache wohl anders beurteilt, etwa so:

„Ein Schuß war's schon,  
aber leider in den Ofen."

Ich will aber einmal mehr bei Goethe bleiben, dem Kameraden der See, der im TASSO, von der Seekrankheit geplagt, gesagt hat:

"Euch zu gefallen, war mein höchster Wunsch,  
Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck." (TASSO 1, 3)

Dem füge ich hinzu:

Ob mir's gelang,  
bleibt Eurem Urteil vorbehalten  
Doch bitt' ich Euch, laßt Gnade walten!"

# Die militärischen und marine-spezifischen Aspekte der Bibel

Eine längst fällige Untersuchung

AKRO-Neujahrsempfang 1985

Es mag die weniger Bibelfesten überraschen: Die Weltgeschichte begann mit einer maritimen Großtat ersten Ranges! Nach den glaubwürdigen Berichten des Chronisten Moses (1. Buch, Kap, 6), der ja schon als Baby im Dingi auf dem Nil erste seemännische Erfahrungen gesammelt hat, erging eines Tages von Allerhöchster Stelle an Adams und Evas Ur-Ur-Ur-usw. Enkel Noah die folgende Weisung:

„Mach Dir einen Kasten von Tannenholz mit Kabinen drin und kalfatere ihn mit Pech. 300 Ellen sei er lang, 50 breit und 30 hoch, und versehe ihn mit drei Decks, eines sei unten, das zweite in der Mitte, das dritte oben. Oben sei ein Bulleye und an der Seite ein Luk.“  
So entstand das erste Schiff!

Da es wie ein Kasten aussah, nannte man es „Arche“ und fügte zur Unterscheidung von weiteren, noch zu erbauenden, das Wort „Noah“ hinzu. Ist das klar?

Der Bau dieses wahrhaftig vorsintflutlichen Schiffes war jedoch ein Wagnis von besonderer Art, denn niemand wußte damals, wie sich ein kalfaterter Kasten im Wasser verhalten würde. Archimedes, der Erfinder der Wasserverdrängung, war ja noch nicht geboren, und somit hatte seine, den maritimen Gedanken fördernde Erkenntnis, daß nämlich das Gewicht eines im Wasser schwimmenden Körpers gleich dem Gewicht der von ihm verdrängten Wassermenge ist, noch keinen Eingang in die Physikbücher gefunden.

Noahs Kasten war aber ein schwimmender Körper, d.h. er wurde es, als der Regen zu prasseln begann und sich zur Sintflut ausweitete - und verdrängte ergo eine von Archimedes vorausgesagte Wassermenge. Aber wie groß war diese? Welches Displacement - wie der Fachmann sagt - hatte die Arche?

Nun, ich habe es mit Hilfe des Lehrbuches „Schiff und Seemann“ von Marineoberbaudirektor i.R. Harry Wustrau - alte Leute erinnern sich seiner noch - errechnet. Hier ist das Ergebnis. Bevor ich es bekanntgebe, bitte ich alle Anwesenden, sich festzuhalten oder gegenseitig abzustützen.

Geht man von der Länge einer preußischen Elle aus (ca. 66 cm) - zu Zeiten der Kiellegung des Kastens kann sie etwas kürzer oder länger gewesen sein - so verdrängte die Arche bei einem geschätzten Tiefgang von nur drei Metern - sie war ja aus Tannenholz erbaut - 19.602 t.

Sie war also gemäß Archimedes 19.602 t schwer. Diese Zahl entspricht ziemlich genau dem Gewicht eines Super Schweren Kreuzers der U.S. Navy. Denken Sie 'mal!

Hierzu eine Fußnote:

Theoretisch wäre auch ein Vergleich mit einem Schweren Kreuzer der Sowjetunion möglich gewesen, wurde aber unterlassen, um diplomatische Verwicklungen zu vermeiden. Die Heranziehung der Bibel könnte in Moskau als unfreundlicher Akt ausgelegt werden.

Bitte, halten Sie sich aber vorerst noch weiter fest! Für eventuell anwesende Vertreter der christlichen Seefahrt habe ich mir nämlich gestattet, auch den *Rauminhalt* des biblischen Frachters zu ermitteln, denn um einen Frachter handelte es sich ja, da lebendes Stückgut befördert wurde. Dieser Rauminhalt betrug exakt:

45.714 BRT.

Wobei zu bemerken ist, daß Abzüge nach heutiger Art -zur Ermittlung des Nettonauminhalts- nicht berücksichtigt werden brauchten, weil

- a. zu Noahs Zeiten noch keine Hafengebühren erhoben wurden, und
- b. der Maschinenraum nicht abgesetzt werden konnte, weil keiner da war.

Und nun wird's dramatisch!

Diesen Super-Liner will Noah mit seinen Söhnen Sem, Ham und Japhet -unter Mithilfe der Ehefrauen- in kürzester Frist erbaut haben. Das riecht verdächtig nach Seemannsgarn. Aber es ist wahr! Wer Zweifel hat, den weise ich nachdrücklich auf des Chronisten 1. Buch, Kapitel 6 und 7, hin, wo das alles schwarz auf weiß zu lesen ist, und auf Goethe, der den Schüler im FAUST sagen läßt:

„Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen!“

Hier ist wieder eine Fußnote:

Die Schüler von heute akzeptieren Goethes Weisheit nur noch in Bezug auf den BAFöG-Scheck! Ende der Fußnote.

Kehren wir zum Bau zurück! Seine fristgerechte Ausführung war natürlich nur möglich, weil man auf die 35-Stunden-Woche verzichtete, und entgegen den Weisungen der örtlichen Gewerkschaft im Akkord arbeitete, unter großzügiger Anwendung der Überstunden-Regelung. Auf Schwarzarbeit wurde allerdings verzichtet, da sich die Schiffbauer - wegen der kurzen Frist - sowieso schwarz arbeiten mußten. Überdies stellten die sich verschlechternden Wetterberichte ein die Arbeit förderndes Stimulans dar.

Der Stapellauf erfolgte schließlich nach einer modernen Methode: Man ließ den Kasten einfach aufschwimmen, als sich die meteorologischen Voraussagen bestätigt hatten.

Über die navigatorischen Hilfsmittel des Riesenfrachters ist leider nichts bekannt. Es ist aber anzunehmen, daß diese

- entweder vorsintflutlich waren, oder daß
- Kapitän Noah nicht mit ihnen umgehen konnte,

denn die Arche strandete schließlich auf dem Berge Ararat. Dort begann dann unverzüglich der Landgang, der erste in der ereignisreichen Geschichte der Seeleute.

Dieser stand - gemäß Allerhöchster Weisung - unter dem Motto (1. Moses, Kap. 9, Vers 1)

„Seid fruchtbar und mehret Euch... ,

Dieser Weisung ist gewissenhaft Folge geleistet worden. Wäre das nicht der Fall gewesen, so säßen wir hier heute nicht beisammen. Und das wäre doch schade!

Die Weltgeschichte begann also mit der Marine! Wann aber, so frage ich Sie, traten die anderen Teilstreitkräfte in die Arena? Bald, sehr bald sogar! Aber - und nun harrt unser eine weitere Überraschung:

Die Nr. 2 war nicht etwa die höchst ehrenwerte Armee, sondern die Luftwaffe! Heißt es doch bei Moses (1. Buch, 7/14) - schwarz auf weiß wiederum:

„Dann schiffte sich Noah mit seinen Söhnen,  
deren Frauen und seiner Frau ein,  
nahm mit sich alles wilde Getier, alles Vieh, alles Gewürm  
und *alles, was fliegen konnte!*“

Bordflieger auf der Arche also! Haben Sie das gewußt?

Hier ist wieder eine Fußnote!

Diese Flieger haben sich dann nach dem Tidenwechsel, als das Wasser abließ, bestens bewährt, indem sie Aufklärung flogen und endlich die Meldung brachten: „Land in Sicht!“

Ende der Fußnote.

Einer der Flieger - ein Tauben-Typ - kehrte übrigens nicht zurück, hatte sich wohl „verfranzt“, wie das einige tausend Jahre später auch dem Scheel aus Köln passiert ist.

Das war so: Scheel und Freund Tünnes waren Piloten in einem Kampfgeschwader, das nächtens London anzugreifen hatte. Alle kehrten planmäßig zurück, nur der Scheel fehlte. Als er schließlich doch noch landete, hatte er noch alle Bomben an Bord. Sagt der Tünnes zu ihm: „Scheel, Mann, warum haste denn de Bomben nich geworfen? Dat jibt Ärger!“ Sagt der Scheel: „Mann, Tünnes, auf de Hinflug han ich mich verfranzt, und wie ich dann endlich über London bin, da jeben die Entwarnung.“

Solche Versager waren beim biblischen Fußvolk, von dem nun zu berichten ist, von vornherein nicht zu erwarten, weil man

- einerseits fest entschlossen war, mit beiden Beinen an Land zu bleiben und
  - andererseits taktische Fehler,
- wie Grundberührungen bei der Marine und Höhenflüge bei der Luftwaffe, durch eine bewegliche Kampfführung auszuschließen gedachte, etwa nach dem Grundsatz der Infanterie:

Selig sind die, die nach hinten Gelände gewinnen,  
denn sie werden die Heimat schauen!

Um solch' läblichem Grundsatz gerecht zu werden, bedurfte es zunächst einmal einer hierarchisch gegliederten Truppe, in der die Oberen den Unter den Weg in die Heimat weisen konnten. Das war ohne Dienstgrade nicht möglich.

So schuf man Ränge, ohne die auch die beste Armee nichts wert ist. Der niedrigste war der des Unterhauptmannes (Ap.Gesch. 27/11), des Zugführers also der Kriegsknechte, wie die Grenadiere genannt wurden. Dieser Dienstgrad umfaßte die Rangklasse der Leutnante, welche bedauerlicherweise keine spezielle Erwähnung in der Bibel gefunden haben, obwohl doch gerade diese sich zu allen Zeiten durch umfassendes Besserwissen bei eingeschränkter Diensterfahrung ausgezeichnet haben.

Dem Unterhauptmann folgte der Dienstgrad des Hauptmannes, der in den einschlägigen Berichten beider Bibel-Teile über 80 mal genannt wird und dessen Prototyp ohne Frage der Hauptmann von Kapernaum gewesen ist. Dieser war gewissermaßen der Vordenker der „Inneren Führung.“ Denn: Er sorgte sich nicht nur um seinen erkrankten Burschen, sondern

verstand auch das Prinzip von Befehl und Gehorsam vollständig, wie auch das der Unterordnung des Militärs unter die zivile Gewalt, was bei Matthäus im 8. Kapitel -schwarz auf weiß-nachgelesen werden kann.

Sagte doch dieser Hauptmann zu Jesus: „Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich sage zu einem ‚Gehe hin!‘ so geht er; und zum anderen ‚Komm her!‘ so kommt er; und zu meinem Burschen ‚Tu das!‘ so tut er's.“ Das waren noch Zeiten! Heute singt der Hauptmann aus voller Brust:

Oh, alte Hauptmanns Herrlichkeit,  
wohin bist Du entchwunden?  
Jetzt ist das alles umgekehrt:  
Ich werd' nur noch geschunden.

Zu singen nach der Melodie: „Oh, alte Burschenherrlichkeit..“, die es auch nicht mehr gibt.

War schon der von Kapernaum „erste Garnitur“, so wird er doch (weltgeschichtlich gesehen) von jenem römischen Hauptmann übertroffen, der unter Jesus' Kreuz zum „bekennenden Christen“ wurde, als er ausrief: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!“ Dieser Hauptmann ist der geistige Vater der Feldgottesdienste, über die heute jene die Nase rümpfen, welche das Betreten von Feldern aus ökologischen Gründen ablehnen.

Den Hauptleuten vorgesetzt war der Oberhauptmann (bei Joh. 18/12 und Ap.Gesch. 22/26), eine Art von Major, der mehrfach im jüngeren Bibel-Teil erwähnt wird, womit bewiesen ist, daß sich die Rangstruktur im Laufe der Zeit fortentwickelt hat.

Ihm gleichgestellt war der Feldhauptmann, der immer dann, wenn's brenzlig wurde -im Felde nämlich- die bekannten Kartoffeln aus dem Feuer zu holen hatte, während der Oberhauptmann hinten in Strategie machte. Dies erinnert an Puccinis Arie aus TOSCA:  
„Wie sich die Bilder - mit heute - gleichen!“

Die Rangstruktur wurde gekrönt vom Dienstgrad des „Obristen“, der die Hauptleute quantitativ glatt aussegelte, womit bewiesen ist, daß die Armee auch im biblischen Zeitalter kopflastig war. Der „Oberst“ war gewissermaßen *die Heeresschöpfung*, denn Generale waren in der Rangliste nicht vorgesehen. Wohl erwähnt der Prophet Jeremia (51/59) einen „Marshall“. Der war aber nicht beim Kommiß, sondern als Reiseleiter im Heiligen Lande tätig.

Leicht haben es die biblischen Obristen wahrlich nicht gehabt! Zwar ist 'mal einer von ihnen -gemäß 1.Petrusbrief (2/13)- König gewesen, aber davon haben jene vielen Obristen nichts gehabt, deren Haus geplündert wurde, oder jene, die man in Israel erwürgte, ganz zu schweigen von jenen, die im Lager von Assur von einem Engel vertilgt worden sind. Steht alles in der 2.Chronik, die möglicherweise der BILD-Zeitung Anregungen gegeben hat.

Als sich solche Greuel in Obristen-Kreisen herumsprachen, folgten die noch verschonten dem Rat des weisen Hiob (29/9): „Sie hörten auf zu reden und legten ihre Hand auf den Mund!“ Wie man das bei Hiobsbotschaften auch heute noch tut.

Militärärzte gab's übrigens noch nicht. Die Begründung gibt Lukas im 5 Kapitel, Vers 31: „Denn die Gesunden bedürfen keines Arztes.“ Und gesund war man damals! Ohne Autos, ohne Pillen, ohne Streß, ohne Stabsoffizierslehrgang!

Aber einen Zahnarzt hatte man schon. Heißt es doch im 81. Psalm, Vers 11:  
„Tu' Deinen Mund weit auf, daß ich ihn füllen kann.“

Auf eine zivile Verwaltung hatte man verzichtet, weil man glaubte, mit deren Arbeits-tempo auf die Dauer nicht Schritt halten zu können. Vielleicht hätte man anders entschieden, wenn das heute geschätzte Sprichwort schon bekannt gewesen wäre:  
„Was lange währt, wird endlich gut.“

Bedenkt man diese soeben schlüssig vorgetragene Personal-Organisation der alten Armee, so drängt sich Respekt auf. Alles war bestens geregelt, selbst das Detail, in dem so oft der Teufel steckt. Den vertrieb man aber damals kurzerhand ins „ewige Feuer“, wie Matthäus (25/41) berichtet. Heutzutage ist die Armee humaner! Man vertreibt den Teufel mit Beelzebub (Matthäus 12/27) und indem man das tut, schafft man neue Planstellen.

Bedauerlicherweise hat die alte Marine - in ihrer grenzenlosen Bescheidenheit - die Personalstrukturen weniger detailliert behandelt. Sie kannte nur den „Schiffsherrn“ und die „Schiffsknechte“, was allerdings den Sinn für hierarchische Gliederung unterstreicht.

Einmal - in der Apostelgeschichte (27/11) - wird auch ein „Steuermann“ erwähnt. Er muß allererste Garnitur gewesen sein, denn ein Hauptmann der Armee - man höre und staune - glaubte *ihm* mehr als dem Apostel Paulus, der allerdings Zivilist war.

Die Disziplin in den Teilstreitkräften konnte als gut bezeichnet werden.

In der Marine war sie - bei aller Distanz zum „Schiffsherrn“ kollegial, da man ja - abgesehen vom Landurlaub - in *einem* Boot saß.

In der Armee war sie dagegen von strenger Zucht geprägt - im Sinne eines bekannten Hebräer-Wortes: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er!“ Dieses Wort hat sich als so eingängig erwiesen, daß die braven Musketiere des ehemals XVI. preußischen Armeekorps, das im Elsaß in Garnison lag, ihren Kommandierenden General (und späteren Marschall), *Gottlieb* von Haeseler, mit genau diesem Wort respektvoll geehrt haben:

„Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!“

Zur Motivierung, des Kampfwillens und zum Einhalten des Gleichschritts im Wüsten-sand waren den biblischen Truppen Musikkapellen beigegeben. Sie führten folgende Instrumente mit sich: Harfen, Pfeifen, Flöten, Pauken, Trompeten und Posaunen. Man haute also auch schon damals auf die Pauke! Wichtiger als diese waren aber die Posaunen. Sie wurden als Waffe verwendet, wie uns Josua im 6. Kapitel berichtet hat, nämlich bei der Belagerung von Jericho. Dort haben bekanntlich sieben Posaunisten unter dem Kriegsgeschrei der Kinder Israel die Stadtmauer umgeblasen.. womit die Lagerung endete.

Es war die erste und letzte Schlacht, die - wie meine Ermittlungen ergeben haben - von einer Militärkapelle gewonnen worden ist. Rang und Name des Kapellmeisters sind nicht bekannt, die Posaunen werden jedoch noch heute als Waffe auf Kirchentagen eingesetzt, um das Kriegsgeschrei heidnischer Demonstranten zu ersticken. Solches nennt man unter Experten „praktizierte Tradition“!

Die Bewaffnung der biblischen Heere war konservativ, wie dem Alten Testament zu entnehmen ist. Doch muß die Waffenentwicklung schon fortschrittlich gewesen sein, denn in der „Offenbarung“ des Neuen Testaments ist die Rede von „eisernen Panzern“, die „feurig und schwefelig“ waren (Kap.9, Verse 9 u. 17). Weitere Details sind nicht angegeben. Sicher ist jedoch, daß diese Panzer nicht aus Stahl gefertigt waren, weil Sir Henry Bessemer seine bekannte „Birne“ noch nicht erfunden hatte.

Die Bewaffnungsfrage war damals kein Politikum heutiger Art, wo Leute Plakate über ihren Häuptern schwenken, die besagen: „Schwerter zu Pflugscharen“ Wenn das der Prophet Joel sehen würde, begäne er unverzüglich im Grabe zu rotieren, denn er ist dabei gewesen, als der Herrgott genau das *Gegenteil* verlangte (Kap. 31, Vers 15)

„Macht aus Euren Pflugscharen Schwerter!“

Und für jene, die's nicht gleich mitbekamen, noch hinzufügte:

„Und aus Euren Sicheln Spieße!“

Warum? Weil die Kinder Israel bedroht waren - von den Heiden! Da gilt einmal mehr TOSCA:  
„Wie sich die Bilder gleichen!“

Zu Pflugscharen sollten die Schwerter nach Allerhöchster Aussage erst gemacht werden -und das beweisen die Worte der Propheten Jesaja (2/4) und Micha (4/3) eindeutig-, wenn der ewige Friede eingekehrt. „Dann“ -so heißt es bei beiden- „werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen und es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und sie werden nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“

Dieser durchaus wünschenswerte Zustand war aber damals, wie auch heute, keineswegs erreicht, wie ein Blick in Bibel und Zeitungen (von heute) beweist, abgesehen natürlich von der Sowjetunion, wo schon heutzutage jeder im Paradiese lebt und dort selbst Pflugscharen zu Schwertern umfunktioniert. Dadurch sind zwar die Ernteerträge von Jahr zu Jahr zurückgegangen - ohne Pflug ist auch der beste Acker nichts wert -, aber die Sicherheit der allwissenden Funktionäre hat sich erhöht. Und darum geht's ja vor allem im „demokratischen Sozialismus“!

An diesem Pflugscharen-Schwerter-Beispiel, meine Damen und Herren, erkennen Sie, wie wir Bibel-Umkundigen manipuliert werden. Daher mein Ratschlag: Nehmen Sie die Bibel zur Hand, wenn die „Tagesschau“ beginnt!

Was die Taktik anbetrifft, so war sie bestimmt vom Terrain. Da dieses sandig war, trug der biblische Soldat Knobelbecher, wie Paulus uns in seinem Brief an die Epheser wissen läßt (Eph. 6/5). Dort heißt es: „Sie waren an den Beinen gestiefelt.“

Die kleinste taktische Einheit war nach der Apostelgeschichte (12/4) die Rotte von je vier Kriegsknechten, die sich mit anderen Rotten unter der Fahne, dem Panier, zusammenrotteten, wenn der Stabstrompeter das auch heute noch beliebte Signal „Soldempfang“ blies. Dann waren alle zur Stelle! Denn sie ahnten schon, was Joseph von Eichendorff später 'mal dichten würde:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
dem schickt er pünktlich seinen Sold.“

Die Richtigkeit dieser Verse hatte übrigens schon Paulus vorausgesehen, als er den Korinthern in seinem 1. Brief schrieb: „Wer geht schon in den Krieg auf seinen eig'nem Sold?“

Neben dem Fußvolk gab's auch Kavallerie. Sie verwendete Rosse, Esel und Kamele. Letztere stellten als „Schiffe der Wüste“ gewissermaßen den amphibischen Arm des Heeres dar.

Zu den taktischen Mitteln zählte auch die biologische Kampfführung, mit der beachtliche Erfolge erzielt worden sind, wie aus der Offenbarung des Johannes (Kap. 9) zu ersehen ist. Man aktivierte nämlich Heuschrecken-Geschwader, die vor Beginn der eigentlichen Kampfhandlungen ins feindliche Gebiet einflogen, „daß sie die Menschen (zwar) nicht töteten, aber quälten“ (Off. 9/5), so daß die Bereitstellung des Gegners gestört wurde.

Als psychobiologischer Erstschiß ist diese Kampfform in die Kriegsgeschichte eingegangen. Die Anwendung dieses auch heute noch als sicher geltenden Mittel konnte bisher von der Bundeswehr nicht eingeplant werden, weil Großverbände von Heuschrecken das Bundesgebiet meiden. Es hat sich bei ihnen herumgesprochen, daß die deutsche chemische Industrie auf hoher Stufe steht.

Als wirksamstes Mittel zur Förderung des Wehrwillens wurde die Verpflegung angesehen, Sie war nicht nur gediegen - so gab's z.B. nach Matthäus (3/4) als Hors d'oeuvre „Heuschrecken mit wildem Honig“ -, sie war auch reichlich, besonders an Fleisch, weil die Löwen damals nach Jesaja (11/7) nur „Stroh aßen wie die Ochsen“. Für die Köche galt, wie später in den Marinen unserer Erde, ein weniger bekanntes Bibelwort, ein apokryphisches gewissermaßen:

„Gott schickt den Proviant,  
aber der Teufel die Köche.“

Über das Fernmeldewesen sagt die Bibel nichts aus. Da aber bei Ausgrabungen im fraglichen Kampfgebiet keine Drähte gefunden worden sind, ist anzunehmen, daß man sich drahtloser Mittel bedient hat. Um Buschtrommeln, die noch heute in Afrika verwendet werden, kann es sich dabei nicht gehandelt haben, weil

- a. die Wüste buschlos war und
- b. die Parole galt: „Vorsicht, Feind hört mit!“

Nachdem somit alles - im Sinne des zu erwartenden Endsieges - organisiert war, bedurfte es nur noch des Feindes. Er fand sich leicht, da dieser ja auch auf der Suche nach einem solchen war. Man traf sich auf dem Schlachtfeld, wo sich dann alsbald herausstellte, ob die vorausgegangenen Truppenversuche hinreichend realistisch gewesen waren.

Waren sie es, so siegte man.

Waren sie es nicht, so gewann man schleunigst nach hinten Gelände,  
um die Heimat zu schauen, wo dann neue Truppenversuche angestellt wurden.

Derweil traten die Kriegsberichterstatter in die Arena und lieferten ihre Beiträge für die Presse der Zeit, wie es auch der biblische Simson getan hat - im Buche der Richter (15/16) -, wo er doch tatsächlich behauptet (man höre und staune), er habe „mit eines Esels Kinnbacken tausend Mann erschlagen“ *Das wäre eine Nachricht für die Boulevard-Zeitungen von heute!* Man stelle sich ihre Überschriften vor

„Massen-Knockout in Israel!“ oder  
„Esels Kinnbacken - die neue Waffe!“ oder  
„Esel revolutioniert Heeres-Taktik!“

Wie immer man auch Simsons Bericht von der israelitischen Front einordnen mag (als „spanisch“ oder „Ente“), er hat die Kriegsberichterstatter aller Zeiten zur Nachahmung ermuntert, wie auch ein Beispiel aus unserer Zeit beweist:

Da will im September 1939, als auch 'mal wieder *ein* Feind den anderen gefunden hatte, einer den britischen Flugzeugträger ARK ROYAL in der Nordsee versenkt haben. Das Dumme an der Sache ist nur: Die auf der „Arche Royal“ haben davon nichts gemerkt!

Wie sich die Bilder gleichen!

Damit eile ich dem Schluß entgegen, den Sie, liebe Zuhörer, wegen der theologischen Spannweite des Themas sicher schon herbeisehnen, um alsbald recht reflektieren zu können.

Sollte jedoch mein, Neuland beackerndes Referat Wesentliches ausgelassen haben, so bitte ich gütigst zu bedenken:

Der Superintendent, der mir in der Lüneburger Heide Konfirmationsunterricht erteilte, hatte nicht gedient,  
oder (bei nicht-theologischer Zuhörerschaft):

Als ich ausgebildet wurde, gab's noch keine Bundeswehr-Universitäten.

## Anmerkung des Herausgebers

Für Skeptiker hinsichtlich Karl Peters Tonnage-Berechnungen.  
Diese seien hier noch einmal ausführlich nachvollzogen.

Zunächst einmal gilt

$$\text{Elle} = 66 \text{ cm} \quad t = 1.000 \text{ kg} \quad \text{BRT} = 2,83 \text{ m}^3$$

$$kt = 1.000 \text{ t}$$

Dichte des Wassers  $\rho = 1.000 \frac{\text{kg}}{\text{m}^3}$

Alsdann haben wir für die Arche Noah

Länge	$L = 300 \text{ Ellen} = 198 \text{ m}$
Breite	$B = 50 \text{ Ellen} = 33 \text{ m}$
Höhe	$H = 30 \text{ Ellen} = 19,8 \text{ m}$
	Tiefgang $T = 3 \text{ m}$

Damit ergibt sich

$$\begin{aligned} \text{Rauminhalt } R &= L B H = 129,4 10^3 \text{ m}^3 = 45,715 10^3 \text{ BRT} \\ \text{Verdrängung } V &= \rho L B T = 19,602 10^6 \text{ kg} = 19.602 \text{ t} \approx 19,6 \text{ kt} \end{aligned}$$

Zum Vergleich:

- der *deutsche* Zerstörer MÖLDERS (Klasse 103) hatte eine Einsatzverdrängung von 4,5 kt,
- die NINA, eines von Columbus' Schiffen, hatte eine Tonnage von 60 t;  
(Länge rd. 21 m, Breite 7 m, Tiefgang 1,80 m)

## Tätigkeitsmerkmale für Pensionäre

AKRO-Neujahrsempfang 1986

Liebe Pensionäre,  
und Ihr, die Ihr Pensionäre werden wollt!

So still vor mich sinnierend (wie Seeleute solches zu tun pflegen), wurde ich mir eines Versäumnisses bewußt. Zwar habe ich viele höchst wichtige Themen mit gebührender Seriosität behandelt, aber dabei vergessen, auch einmal Lebenshilfe zu geben, jawohl, Lebenshilfe!

Ihrer bedürfen wir ja alle gelegentlich, besonders aber Pensionäre und solche, die es werden wollen oder laut Gesetz werden sollen. Einer dieser Gruppen gehören wir alle an, selbst diejenigen, die noch nicht an die Pensionierung denken, ihr aber nicht entfliehen können, weil die „Quelle ewiger Jugend“, welche die Spanier vor mehr als 400 Jahren in Florida wöhnten und nach der die lieben Amerikaner dortselbst immer noch suchen, bisher nicht gefunden worden ist. Wir müssen uns also damit abfinden, daß wir Jahr für Jahr älter werden!

In diesem Prozeß stellt die Pensionierung gewissermaßen ein *Eckdatum* dar, wie die Politiker sagen würden. Und weil sie ein solches ist, drängt sich kollegiale Lebenshilfe - von Pensionär zu Noch-Nicht-Pensionär - geradezu auf. Ich will versuchen, sie zu geben - auf meine Art (wie sich versteht)!

Wie ist die Lage?

Zum Beispiel für einen Soldaten? (Beamte und Angestellte sind eingeschlossen, Selbständige jedoch nicht, weil diese selbstverständlich wissen, was selbstverständlich ist.) Da steht ein im Kasinoqualm ergrauter Oberst vor der Pensionierung, und weil ihn diese Tatsache bewegt, rekapituliert er noch einmal - so still vor sich hin - die Tätigkeitsmerkmale seines Berufs, die also lauten:

Leutnant und Oberleutnant	muß alles wissen, muß alles können, muß alles machen.
Hauptmann	muß alles wissen, muß alles können.
Major	muß alles wissen.
Oberstleutnant	muß wissen, wo alles steht.
Oberst	muß einen kennen, der weiß, wo alles steht.
General	ist ein beförderter Oberst.

Ist das klar? Vor allem: „Muß einen kennen, der weiß, wo alles steht!“ Welch ein paradiesischer Zustand! Und dieser endet mit der Pensionierung abrupt! Zwar gibt's auch fernerhin „einen, der weiß, wo alles steht“, aber der arbeitet fortan für einen anderen! Womit bewiesen ist, daß die Tätigkeitsmerkmale in Kraft bleiben, auch für Pensionäre. Ein Umdenken ist nicht nötig.

Das ist - rein logisch gesehen - ein Widerspruch in sich , denn die „Tätigkeit“ wird ja amtlich vom Ruhestand abgelöst. Dieser schließt eigentlich „Tätigkeit“ aus, wie das Wort besagt, aber nicht „Tätlichkeit“, wie wir sehen werden.

Ist diese Logik schon schwer faßbar, so verkompliziert sich diese Sache noch durch eine Verordnung des „Hohen Hauses“ in Bonn. Dort ist nämlich der Begriff „in den Ruhestand treten“ durch das Wort „Zur-Ruhesetzung“ verdrängt worden. Das heißt aber doch: Früher durfte man im Ruhestand „treten“, jetzt darf man sich nur noch „setzen“! Wie soll unter solch bürokratischen und unmenschlichen Umständen ein Pensionär tätig sein? Das ist die Frage! Sie ist jedoch lösbar. Wie das schöne Beispiel des Generals a.D. Gerd Bastian zwingend beweist.

Dieser Pensionär Bastian hat sich ja vor geraumer Zeit auch „zur Ruhe gesetzt“, vor einem Kasernentor der von ihm geschätzten Amerikaner - im Grünen gewissermaßen -, wobei er allerdings „Tätigkeit“ mit „Tätlichkeit“ verwechselte, was ein ordentlicher Pensionär tunlichst vermeiden sollte, da ihm - nach langer Büro-Tätigkeit - hinreichende Erfahrungen im „Grünen“ fehlen.

Doch muß man Bastians „Tätlichkeit“ - Verzeihung: „Tätigkeit“ aus biblischer Sicht betrachten: „Sein Geist war willig“, wie Matthäus im 26. Kapitel sagt, aber „sein Fleisch schwach“. Daher ließ er sich auch von der Polizei wegtragen! Das, liebe Freunde landauf, landab, war nun wirklich 'mal etwas Neues in der deutschen Kriegsgeschichte! Fazit: Mit dem Geist allein ist's also im Ruhestand nicht getan! Man muß auch - und sei's um den Preis der Logik - *tätig* werden! Und weil dem so ist, gibt's auch für Ruheständler Tätigkeitsmerkmale.

Diese unterscheiden sich von den früheren, den beruflichen, beträchtlich. Sie stellen nämlich auf Arbeit und Leistung ab! Ich will das am Beispiel erläutern:  
Da sagt eine bekannte Mineralölgesellschaft: „Es gibt viel zu tun, packen wir's usw. usw.“  
Bei Noch-Nicht-Pensionären lautet dieser zündende Spruch: „Es gibt viel zu tun, packen wir's weg!“ Bei Pensionären dagegen: „Es gibt viel zu tun, packen wir's an!“

Eigentlich müßte es ja umgekehrt sein (der Aktive packt an und der Pensionär packt weg), geht aber nun nicht mehr, weil die so gediegene Gesellschaftspolitik sich zum Ziel gesetzt hat, endlich die lästige Vergangenheit aufzuarbeiten.

Im „Tausendjährigen Reich“ hieß es noch: „Arbeit macht frei!“ Jawohl! Und je „freier“ sie machte, desto weniger Freizeit hatte man! Dieser unmenschliche Zustand war zu überwinden! Als erste schaffte das die NATO, indem sie folgenden Spruch in ihr Wappen schrieb:  
„vigilia pretium libertatis“,

was frei übersetzt heißt:

„Wachsamkeit ist der Preis der Freizeit“.

Diese hehre Entwicklung ist von allen Aktiven dankbar unterstützt worden. Sie hielten (und halten) es fortan mit einem ungarischen Volkslied, das also lautet:

„Vormittags denk' ich mit Ruhe,  
was ich nachmittags wohl tue!“

In diesem Vers ist die Ursache für die „Schwarzarbeit“ angesiedelt. Wer nämlich gut „schwarz“ arbeiten will, muß die tariflich festgelegte Arbeitszeit zum Ausruhen benutzen.

Was nun die Pensionäre angeht, so haben diese, als noch aktiv tätig, natürlich von jener Entwicklung profitiert, aber dabei übersehen, daß im Pensionärs-Dasein der Vormittag zum Tanken von Ruhe ausfällt, weil nicht mehr der Vorgesetzte, der auch der Ruhe bedarf, sondern die Ehefrau die Aufsicht übernimmt.

Hinzu kommt das leidige Gewissen, welches in einer, von einem gewissen Mister Parkinson gesteuerten Organisation 'ad Acta' gelegt werden konnte, weil man nach oben und unten, nach links und rechts hinreichend rückversichert war, was im Ruhestand - als Einzelkämpfer - unmöglich ist, da die schon genannte Ehefrau zu Tätigkeiten neigt, wenn's beim Ehemann an Tätigkeit mangelt.

Es gilt also, die in intern grassierende Parkinson'sche Krankheit zu überwinden und sich endgültig von einer beliebten Devise abzusetzen, die da lautet:

„Ich bin ganz und gar zukunftsorientiert:  
Verschiebe alles auf morgen!“

Solche Strategie widerspricht dem Wesen des Ruhestands. Für ihn gilt Jean Paul Sartres Wort:  
"Ich, hier, jetzt!" (Was immer das bedeuten mag.)

Zur rechten Umsetzung dieses Wortes in Tätigkeit bedarf es spezifischer Tätigkeitsmerkmale. Um Hinweise auf diese bin ich nicht verlegen, da ich seit Jahren mit den Widrigkeiten des Ruhestands vertraut bin.

Auch ist mir kraft sorgfältiger Beobachtung bekannt, daß der Tätigkeitsdrang des Pensionärs dem des Aktiven diametral entgegengesetzt ist. Offenbar will der Pensionär nachholen, was er im Dienst versäumt hat. Er will die Waage endlich ins Gleichgewicht bringen. Im Grunde handelt es sich hier um die Bestätigung eines bekannten physikalischen Gesetzes:

Arbeit gleich Kraft mal Weg.

Wobei zu beachten ist, daß das Produkt dieser Gleichung um so günstiger ausfällt, je mehr Kraft auf dem aktiven Weg für den Ruhestand getankt worden ist.

Dabei ist zu berücksichtigen - physikalisch gesehen - , daß der Faktor „Weg“, mit dem der Faktor „Kraft“ malgenommen wird, eine Funktion der „Zeit“ ist, denn - wie der Prediger Salomo im 3. Kapitel richtig sagt - „ein jegliches hat seine Zeit“, also auch der „Weg“! Dieser vortreffliche Gedankengang erklärt ein weltweit zu beobachtendes Phänomen: Pensionäre haben, da ständig auf dem „Weg“, keine Zeit!

Damit wende ich mich den Tätigkeitsmerkmalen zu, welche - wenn auch ungeschrieben wie die britische Verfassung - strengen Gesetzmäßigkeiten unterworfen sind. Ihnen kann sich der Pensionär (auch wenn er wollte) nicht entziehen! Es ist wie bei der Straßenverkehrsordnung:

„Auch ein Grüner muß bei Rot warten!“

Überdies wurzeln die Merkmale tief in der Tradition, denn sie haben ihren Ursprung im alten Rom. Das Wort „Pensionär“ kommt nämlich vom Lateinischen „pensio“, das Zahlung bedeutet, welche - ob nun in Rom in Dinaren oder bei uns in D-Mark ausgeschüttet - dem Pensionär die schöne Möglichkeit eröffnet, vom „fixen“ Bankkonto aus zusätzliche Erwerbsquellen anzusteuern, ganz im Sinne der immer bestens informierten BILD-Zeitung

„Besser Kies in der Tasche, als Sand im Getriebe“.

Natürlich sollte der „Kies“ der Bildung zugute kommen, der Vermögensbildung nämlich. Diese - wenn sie erfolgreich sein soll - setzt Askese voraus, besonders im Wirtshaus, wie einem deutschen Sprichwort zu entnehmen ist:

„Wer im Gasthaus sitzt, sollte nicht mit Scheinen werfen!“

Die Vermögensbildung kann auf mannigfache Weise gefördert werden, z.B. durch Abschaffung des automatischen Geschirrspülers, indem der Pensionär dessen Tätigkeit übernimmt. Dabei kommen ihm -sofern er bei der Marine gedient hat- seine als Backschafter gesammelten Erfahrungen zugute.

Weitere Hausarbeiten - Staubsaugen, Fensterputzen und Feudeln - bieten sich als Entlastung des Etats an, weil fortan auf eine Hausgehilfin verzichtet werden kann. Andere häuslichen Tätigkeiten -wie die Beseitigung von Flaschen oder Teppichklopfen-, also Routinearbeiten, welche während der aktiven Zeit nur knurrend erledigt wurden, sind künftig durch geistige Umrüstung in ein Erfolgserlebnis umzufunktionieren. Dazu ist eine Beschäftigung mit den Regeln der „Inneren Führung“, zu der im Dienst keine Zeit blieb, hilfreich.

Bei Maler- und Reparaturarbeiten jeder Art ist die frühere Laufbahn des Pensionärs gebührend in Rechnung zu stellen. Pensionäre mit zwei linken Händen“ sollten sich auf die nörbelnde Beaufsichtigung von Fachkräften - wie Ehefrau, Sohn, Schwiegersohn und Nachbar - beschränken. Hierbei sind bewährte Grundsätze der Menschenführung - wie „Vertrauen ist gut, Aufsicht besser“ - streng anzuwenden.

Dabei ist jede Art von Kumpanei tunlichst zu unterlassen, wie der große Platon, der 400 Jahre vor Christi Geburt (in „Der Staat“ Buch VIII) -man höre und staune- geschrieben hat:

„...überhaupt sind wir ja schon soweit, daß sich die Jungen den Alten gleichstellen, ja gegen sie auftreten in Wort und Tat. Die Alten aber setzen sich unter die Jungen und suchen sich ihnen gefällig zu machen, indem sie ihre Albernheiten und Ungehörigkeiten übersehen oder gar daran teilnehmen, damit sie ja nicht den Anschein erwecken, als seien sie Spielverderber ... Am Ende verachten diese Jungen dann auch noch die Gesetze, weil sie niemand und nichts mehr als Herr über sich anerkennen wollen...“

Solcher Entwicklung, die negativen Einfluß auf Maler- und Reparaturarbeiten hat, ist notfalls durch den Entzug der Bier-Ration entgegenzutreten.

Im Rahmen der häuslichen Logistik übernimmt der Pensionär nach Weisung der Ehefrau auch die Heranschaffung der Viktualien für den täglichen Verzehr, sowie das sachgerechte Stauen der Mülltonne. Dabei ist umweltfreundlich zu verfahren.

Zu den logistischen Pflichten gehört auch die Herstellung und Pflege der Gemüsebeete. Diese sind nach dem Exerzier-Reglement anzulegen:

„Reihe rechts, Reihe links - marsch, marsch!“

Sollte ein Rasen vorhanden sein, so ist dieser zeitgerecht zu schneiden. Dabei ist auf soldatischen Schnitt zu achten.

Neben den häuslichen Tätigkeiten, welche durch Besuche jeder Art in ihrem Ablauf gestört werden können (für solche Fälle ist ein „Krisenplan“ zu empfehlen), muß der Pensionär das in langen Dienstjahren erworbene Wissen wachhalten. Das geschieht am besten durch

überraschende Besuche in früheren Dienststellen - mit dem Ziel, jene Dinge in Fluß zu bringen, die man selbst nicht in Fluß gebracht hat. Dabei ist behutsam vorzugehen, um die Besuchten nicht bei der Vorbereitung ihres Ruhestands zu stören.

Gelegentliche Besuche von Gastwirtschaften zum Zwecke der Weltverbesserung im Kreise von Ruheständlern werden angeraten. Dieses Tun kann durch den Genuß von „Oldenburger Landwein“ gefördert werden. Dieser sollte in Maßen zu sich genommen werden, um nicht von einem anderen deutschen Sprichwort betroffen zu sein:

„Ich habe zwar ein trautes Heim,  
doch trau' ich mich heute gar nicht heim!“

Im Verfolg solcher feuchten Weltverbesserungsversuche sind auch Denkschriften und Memoranden - möglichst mit Patentlösungen - an noch nicht zur „Ruhe“ gegangene Vorgesetzte empfehlenswert. Rückfragen von noch aktiven Höheren, mit denen jedoch kaum zu rechnen ist, sollten nur beantwortet werden (wegen der Vermögensbildung), wenn Rückporto beigefügt ist, womit auch nicht zu rechnen ist.

Bei pensionierten Marinern hat höchste Wachsamkeit - bei Tag und Nacht, zu Wasser, zu Lande und in der Luft - jenen Bestrebungen von Heeresleuten zu gelten, die immer noch einer 13ten Division natürlich an Stelle der Marine - das Wort reden. Hier hilft kein Kleckern, sondern nur Klotzen. Solchen Leuten muß ihre maritime Unwissenheit deutlich vor Augen geführt werden, am besten mit einem Beispiel, das uns ein infanteristischer Standortkommandant 1940 an der französischen Kanalküste geliefert hat. Dessen Tagesbefehl lautete:

„Nachdem festgestellt worden ist,  
daß es hier Ebbe und Flut gibt,  
wird die Badezeit für Soldaten  
auf 12 bis 14 Uhr festgelegt.“

Dieses Beispiel bringt die körperliche Ertüchtigung des Pensionärs ins Spiel. Ihrbedarf es jedoch nur in Maßen, da dieselbe ja während der Dienstzeit (Stichwort: Erhaltung der Pensionärsfähigkeit) hinreichend gefördert worden ist. Ein tägliches „Jogging“ von circa 7 bis 10 Kilometern tut es daher durchaus. Sollten sich dabei Probleme mit dem „Kreislauf“ ergeben, so laufe der Pensionär einfach geradeaus!

Schließlich sollten jene Pensionäre, denen Staubaugen, Feudeln, Abwaschen, Malen, Einkaufen, Reparieren, Diskussionen im Wirtshaus usw. noch Zeit lassen, den kühnen Versuch wagen, sich geistig zu betätigen. Natürlich ist solches schwierig, da man im Dienst mit geistigen Dingen selten in Berührung gekommen ist, aber ein Versuch könnte lohnend sein.

Für einen solchen sind z.B. folgende Themen zu empfehlen, die bisher noch nicht zur Erlangung der Doktor-Würde bearbeitet worden sind:

1. Der Einfluß des Alkohols auf das Gemüt des Staatsbürgers in Uniform.  
Hier wäre festzustellen, welche Alkoholika sich positiv, welche negativ auswirken. Dabei können schottischer Whiskey und Kentucky-Bourbon positiv behandelt werden, da in NATO-Staaten gebraut. Sowjet-Wodka ist dagegen kritisch zu beurteilen, da dieser - wegen mieser Getreideernte - aus Kartoffeln hergestellt sein kann.
2. Welchen Einfluß hat Goethes Seekrankwerden während der Fahrt von Neapel nach Palermo (1787) auf sein Drama TORQUATO TASSO ausgeübt?  
An diesem arbeitete der Dichter damals.

### 3. Warum sind Schiffe weiblich?

Dabei sind gängige Antworten wie

- weil es so viel kostet, sie in Farbe zu halten oder
- weil ihr Ankauf billiger als ihre Unterhaltung ist oder
- weil sie oft so schöne Plünne zeigen

durch geeignete Untersuchungen fortzuschreiben oder zu widerlegen.

Des Schreibens kundige Pensionäre sollten auch nicht zögern, ihre „Memoiren“ zu Papier zu bringen, um ehemaligen Oberen, Gleichgestellten und Untergebenen nachträglich klar zu machen, mit welch bedeutendem Mann sie es im Dienst zu tun hatten.

Angeraten wird auch ein laufendes Bombardement von Zeitungen jeder Richtung mit Leserbriefen. Einem Mangel an Fachkenntnissen sollte mit geschicktem Ausweichen auf Allgemeinplätze begegnet werden.

Pensionäre, die lieber lesen als schreiben, aber nicht abgeneigt sind, ihren werten Namen in der Zeitung zu finden, sollten es mit Alberto Sordi, einem Südländer, halten:

„Der sicherste Weg, in die Zeitung zu kommen, besteht darin,  
eine zu lesen, wenn man die Straße überquert!“

Wer jedoch in Ermangelung eines fiskalischen Kugelschreibers nicht in der Lage ist, sein Gedankengut zu Papier zu bringen, sollte sich täglich - am besten in liegender Stellung - literarisch betätigen, z.B. durch Lesen der BILD-Zeitung! Deren gewissenhaftes Studium ist nicht nur aus Gründen der Weiterbildung unerlässlich, sondern auch wegen der Tradition: Man las BILD ja auch im Dienst.

Sollten höhere Ansprüche bestehen, so kann auch gelegentlich ein Buch zur Hand genommen werden.

Für Ex-Soldaten käme in Frage: „Exerzierplatz“ von Siegfried Lenz,  
für Beamte und Angestellte: „Der Fragebogen“ von Ernst von Salomon,  
für Selbständige: „Soll und Haben“ von Gustav Freytag.

Auch die Abende können zur Weiterbildung herangezogen werden. Das geschieht am besten mit einem Fernsehgerät, das auf Dauerbetrieb geeicht ist. Dieses enthebt nicht nur des Denkens und der Konversation, sondern wirkt auch einschläfernd, was der nötigen Nachtruhe des Pensionärs entgegenkommt.

Weitere Tätigkeiten - wie Singen im Kirchenchor, Besuch von Fußballplätzen, Kassenführung im Verein für Kaninchenzüchter e.V., sowie Teilnahme an „Demos“ jeder Art usw., stehen als Alternativen zur Verfügung.

Auch eine politische Tätigkeit ist denkbar, besonders für solche, die nie irren. Doch ist in diesem Falle zunächst ein Kursus in Polemik zu absolvieren. Diesen bieten alle Parteien kostenlos an! Mit einem Kursus ist es jedoch nicht getan. Weiteres ist vonnöten! Wer z.B. nicht bei der Kavallerie oder berittenen Artillerie gedient hat, sollte Reitunterricht nehmen, damit er später den zu erwartenden Anforderungen in der Politik „in allen Sätteln gerecht werden kann“.

Eine politische Tätigkeit kann insofern als nützlich eingestuft werden, als der Pensionär auf eine eventuell verordnete ärztliche Diät verzichten kann, da er ja fortan „Diäten“ bekommt. Diese sind der Vermögensbildung dienlich, welche ja - wenn sie erfolgreich sein soll - langfristig angelegt sein muß, etwa im Sinne folgender Gaunerweisheit:

„Wer im Sommer Weißkohl klaut,  
der hat im Winter Sauerkraut.“

Damit nähere ich mich dem Ende meines Referats, das leider nicht erschöpfend behandelt werden konnte, da es mir als Pensionär an Zeit mangelte.

Abschließend ein Rat:

In Verabschiedungsreden, in denen man sich oft selbst kaum wiedererkennt, heißt es gelegentlich: "Er nahm die Sache ernst und sich selbst nicht so wichtig!" Sollte dieser Satz auf SIE zutreffen, woran ich nicht zweifle, so drehen Sie ihn 'mal um:

„Nehmen Sie sich selbst 'mal wichtig und die Sache nicht so ernst!“

Und singen Sie mit Ihrer lieben Frau nach Art uralter Studenten:

„Oh, alte Dienstes Tätigkeit,  
wohin bist Du entschwunden?  
Nun werde ich als Pensionär  
demnächst gar arg geschunden!“

Und singen Sie das laut - und noch recht lange! Denn der Ruhestand ist eine viel zu ernste Sache, als daß man ihn in Ruhe begehen könnte!

## **Warum lebt der Hering im Schwarm?**

AKRO-Neujahrsempfang 1987

Immer wenn der Monat April einfällt, überrascht mich an der Wasserseite des Kieler Hafens - von der Nordmole bis zum bekannten Hauptbahnhof - eine Kette von männlichen Wesen, junge und alte, dicht bei dicht stehend, bewaffnet mit Angelruten, an denen Blinker blinken, ein jeder mit einer Pütz hinter sich, alle friedlich, wenn auch emsig tätig. Wenn ich das sehe - alljährlich -, dann weiß ich:

Der Hering ist da!

Im Schwarm natürlich.

„Nicht etwa der Not gehorchend“, wie Schiller meinte, „sondern dem eignen Triebe.“

Als ich über dieses Phänomen nachdachte, fiel mir ein Thema ein, das Gaumen und Geist sogleich aktivierte, und dessen Bearbeitung sich geradezu aufdrängte, besonders bei einem alten Seemann, der sich als Jung-Demokrat zu üben versucht.

Sein Thema lautet:

Warum lebt der Hering im Schwarm ?

Am Steen zu Antwerpen lief im Jahre 1536 das Volk der Holländer zusammen und drängte neugierig zum breiten Fluß. Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, in dessen Ländern die Sonne bekanntlich nicht unterging (was jeder mit den Gestirnen vertraute Seemann mit Fug und Recht ernsthaft bezweifelt), setzte mit buntem Gefolge über die Schelde. Bievliet in Seeländisch-Flandern, etwas binnenlands, nahe der Mündung der Schelde gelegen, war sein Ziel.

An seiner Seite, hoch zu Roß wie der Kaiser, war die Schwester Maria, Königin von Ungarn. Sie hatte den Bruder gebeten, an einer wahrhaft seltsamen Ehrung teilzunehmen, welche einem gewissen Beukelszoon gelten sollte, dessen sterbliche Reste seit 150 Jahren in Flanders feuchter Erde ruhten. Und seltsam war diese Ehrung allemal, denn in Bievliet angekommen, verspeiste der Kaiser über dem Grabe von Beukelszoon einen Matjes-Hering, das heißt, den zarten Rücken desselben, wie es heute noch die Kenner in Vegesack, Emden, Leer und Glückstadt zu tun pflegen, wenn die Logger ihre alljährige „Schleppnetzfahndung“ erfolgreich beendet haben und genüßlich zu speisen beginnen, allerdings nicht auf dem Friedhof.

Diese Ehrung, seltsam wie sie war, hatte ihren guten Grund: Willem Beukelszoon hat nämlich zu Lebzeiten eine geniale Methode gefunden, den noch nicht laichreifen Hering, den „Matjes“, mittels des „Xakens“ oder „Kehlens“ zu konservieren, eine Tat, welche heute sicher als ernährungspolitischer „Durchbruch“ gefeiert würde. Diese Methode, zu der es nur eines Messers bedarf, hat damals das kleine Holland - gewissermaßen über Nacht - reich gemacht!

Wußten Sie das schon? Macht nichts! Ich wußte es auch nicht! Trösten wir uns einmal mehr mit dem biblischen Hiob, der gesagt hat (Kap. 8, Vers 9):

„Denn wir sind von gestern her und wissen nichts.“

Wenn das doch nur die Schlauberger gelegentlich erkennen würden!

Hierzu eine Fußnote:

Der „geräucherte“, der „Räucherhering“, wird auch „Bückling“ genannt. Er ist nicht mit jenem zu verwechseln, den gewisse heute bevorzugen, welche - wegen fehlenden „Rückgrats“ - ihre gesellschaftliche Stellung durch Abknicken des Oberkörpers - eben oberhalb des Steißbeins - zu fördern versuchen, was bei geschickter Anwendung Beförderung garantiert. Doch hat der gute Hiob in unserem Falle nur bedingt recht, denn vom Hering, dem gesalzenen oder gepökelten, dem frischen „grünen“, dem geräucherten, dem gebratenen, dem marinierten oder dem eingelegten des Herrn von Bismarck haben wir alle schon gehört, ganz zu schweigen vom würzigen Rollmops, der in kritischen Lagen sogar einen leibhaftigen „Kater“ zu vertreiben vermag, unter Beihilfe der Gurke.

Zusätzlicher Hinweis:

Militärpersonen wenden diesen „Bückling“ nicht an, da er im Widerspruch zur „soldatischen Haltung“ steht (siehe Grundausbildung). Sie ersetzen denselben durch „Hackenklappen“!  
Ende der Fußnote.

Warum aber - so frage ich Sie - lebt dieser Hering, sofern er nicht gerade geräuchert, gesalzen, gepökelt, eingelegt, mariniert oder aufgerollt ist, im Schwarm? - Ja, warum? Wo er doch „in der Masse“ untergeht und dortselbst seine werte Persönlichkeit einbüßt! Welche dann mühevoll am häuslichen Herd (in der Pfanne) oder in der Fischfabrik (als Konserven) auf für ihn zweifelhafte Weise wiederhergestellt werden muß! Mit Erfolg zwar, wie alle Gaumenfreunde wissen, aber eben doch auf höchst zweifelhafte Weise.

Die Antwort gibt das 1. Buch Mose im 1. Kapitel:

„Und Gott sprach: Es wimmele das Wasser von lebendigem Getier...  
das da lebt und webt, davon das Wasser wimmelt.“

Es geht also offenbar um's „Wimmeln“. - „Wimmeln“ kann man jedoch keineswegs in der Einzahl, weder zu Wasser noch auf dem Lande noch in der Luft - sondern. nur in der Mehrzahl, in der Menge, in der Masse, im „bunten Gewimmel“, wie Goethe es im FAUST ausgedrückt hat, im „Schwarm“ also, der sich eigenartigerweise - man höre und staune - auflöst, wenn man „ausschwärmt“. Oh, seltsame deutsche Sprache!

Glücklicherweise ist der Hering des Deutschen nicht mächtig, (wenn er auch des Deutschen Gewässer schätzt) und „schwärm“ nicht aus, sondern hält sich im „Schwarm“, wo sich trotz enger Tuchfühlung - wie in der Diskothek oder im Fußballstadion - gut „schwärm“ läßt. - Er weiß warum!

Der Schwarm gibt „kollektive Sicherheit“, verleiht Schutz, natürlich nur scheinbar (aber wer weiß das schon), macht „Mitläufers“ stark, leider auch übermütig, ja militant - und das alles - Gott sei's geklagt - um den Preis der *Persönlichkeit*, welche immer in der Masse untergeht, was aber den Hering (wie den Mitläufers) nicht stört, denn beide wissen nur allzu gut, daß man sich als Persönlichkeit doch nur den „Verfolger vom Dienst“ einhandelt.

Es ist wie bei Demos: Die „Masse“, die man sucht, verspricht Sicherheit, da ist man Mensch, da darf man's sein, sie macht Mut, lautstarken, der allerdings, wie zu beobachten, schnell entflieht, wenn an der nächsten Ecke eine Fernsehkamera auftaucht. Es sei denn, er ist maskiert! Dann wendet sich der eben noch stramme Blick verschämt zur Seite! Aus ist's mit der Sicherheit! Man zieht sich enger in die Masse zurück, wo man dann „dicht gedrängt wie die Heringe“ das Weitere abwartet, z.B., das Eintreffen der werten Polizei, welche nach Art

der Haifische die „abgepackten Heringe“ umkreist, aber erst zubeißt, wenn die „Verhältnismäßigkeit der Mittel“ höheren Ortes hinreichend geprüft ist und Verstärkungen im Anmarsch sind. Denn man hält es in kritischen Lagen mit Goethe, der als Minister auch seine Erfahrungen mit „Weimarer Verhältnissen“ gemacht hat und seinen Gendarmen diesen Rat gab:

„Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen!“ (FAUST, Vorspiel)

Aber auch die Reaktion der Demonstranten richtig vorausgesehen hat:

„Dann sucht sich jeder selbst was aus!“ (FAUST, Vorspiel)

Recht hat er, der Herr Minister! Das ist nämlich der Augenblick bei Demos, wo sich die Geister scheiden, indem sich Gruppen bilden.

Die einen argumentieren fortan mit Steinen, die anderen, die allseits bekannten „Tritt-brettfahrer“, wollen abspringen, können aber nicht, da sie „wie die Heringe“ eingeklemmt sind. Die eigens für die Demo von der Arbeit Freigestellten steuern die nächste Kneipe an und die Intellektuellen, welche die Parole für die Demo geliefert haben, ziehen sich unauffällig zurück und treten bürgerlichen Schrittes den Heimweg an, die Fernsehkameras geschickt umsteuernd. Denn man hat ja schon 'mal von Goethe gehört und seinen Epigrammen:

„Begeisterung ist keine Heringsware,  
die man einpökelt auf Jahre!“

Und schließlich will man ja die Bewerbung für den Staatsdienst nicht unnötig gefährden.

Solch intellektuelles Wissen ist unserm echten Hering natürlich fremd. Er bleibt im Schwarm, drängt eher noch zur Mitte hin, denn er weiß, der Haifisch, der da kreist, hat Zähne. Er macht es also wie der Mensch. Was schöpfungsgeschichtlich höchst fragwürdig ist: Denn Gott schuf das „Getier im Wasser“ am fünften Tage, am Freitag nämlich, dem Fischtag, den Menschen aber erst am sechsten, was den Schluß zuläßt, daß der Mensch vom Hering gelernt hat, und nicht etwa umgekehrt. Dafür spricht tatsächlich manches, wenn man die Weltgeschichte einmal etwas genauer unter die Lupe nimmt.

Man denke an die Massenaufmärsche, von der Antike bis heute, bei denen die Menge, den Heringen gleich, in Schwärmen „zu neuen Ufern“ drängte, der Köder nicht achtend, welche zweifelhafte Typen ausgeworfen haben (und immer noch auswerfen), zum „höheren Heil“ natürlich, wie solches auch dem Hering beschieden ist, der, den braven Marschierern gleich, am Ende „in die Pfanne“ gehauen wird.

Wie dem auch sei:

An Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Hering mangelt es nicht, besonders im gesellschaftlichen Raume, in dem sich das Individuum willig dem Pluralismus unterordnet, wie es der Hering von jeher getan hat, mit gewissem Erfolg, denn er schwärmt immer noch Plural, ganz und gar beseelt von einer modernen gesellschaftlichen Erkenntnis, die also lautet:

„Wenn jeder an sich selbst denkt,  
wird doch an alle gedacht!“

So „wimmelt“ er z.B. bei Tage in der Tiefe, wo's dunkel ist, und kommt des Nachts an die Oberfläche. Ganz wie der Mensch, der sich tagsüber in obskure Akten vertieft, aber abends, wenn die Lichter angehen, wohl ausgeruht „an Land schwärmt“, um dortselbst wie der Hering im Brackwasser zu wimmeln, in jenem ungenießbaren Naß, das sich in Flussmündungen und Häfen bildet, aber die „Nachtschwärmer“ im Wasser wie auf dem Lande beileibe nicht davon abhält, in Richtung Hafengebiet zu „wimmeln“, wo Neonlichter funkeln und die Blinker blinken.

Das spricht für beider Lebensmut, doch kaum für ihre Weisheit! Denn:  
Den einen erwartet am Kai der Angler,  
den anderen der Nepp!

Und wie ähnlich sind sich beide, der Hering und der Mensch in ihren Bewegungen! Beide schwänzeln behende dahin, 'mal nach rechts, 'mal nach links, sich schillernd gebend. Der eine mit seinen silbrigen Schuppen, der andere mit seiner silbernen Krawatte, beide sich ihres Wertes wohlbewußt, den allerdings der *Instinkt* und nicht der *Verstand* beflügelt, was solcher Lage angemessen ist.

Das Ergebnis:

Die einen „fischen im Trüben“, die anderen „enden in der Pütz“!

Und dann ist da noch der Lorbeer, das Lorbeerblatt, jenes Zeichen des Sieges und des Ruhmes, das Hering und Mensch gleichermaßen zu schätzen wissen und auf dem beide genüßlich ausruhen, ein jeder auf seine Art:

Der Brathering in der Schüssel,  
der Mensch in seiner Einbildung!

Schließlich vereint beide der Hang zur See-Touristik, welche das Familienpicknick früherer Art abgelöst hat.

Zwar ist die Touristik kostspieliger als ein Marsch durch Wald und Heide, aber sie fördert den gewünschten „Status“, den Chrom und Lack auf' dem Lande ja nur noch bedingt verleihen, nachdem dieser dort Allgemeingut geworden ist.

So „tourt“ der Hering, im Schwarm von Labrador und Cape Cod (wo die Kennedys wohnen) bis zur Nord- und Ostsee (wo wir wohnen), schaut auch in Norwegens schönen Fjorden ein und versäumt es nie, dem Kanal des Kaisers Wilhelm einen Besuch abzustatten, ganz wie es der menschliche Tourist tut, allerdings auf umgekehrtem Wege.

*Der* startet in des Kaisers Kanal und endet in Labrador oder bei Cape Cod, auch im Schwarm, sofern das „Traumschiff“ ausgebucht ist. Wo sich genau die Wege beider kreuzen, ist unbekannt, doch sicher ist, daß beide voneinander profitieren:

- Der Traumschiff-Tourist vom Hering,  
wenn dieser vom Steward als „Hors d'oeuvre“ serviert wird,
- der Hering vom Traumschiff-Touristen,  
wenn dieser das „Hors d'oeuvre“ an der Reling eruptiv über Bord gibt,  
weil ihn die Seekrankheit eingeholt hat.

Die „Grünen“ nennen das Ökologisches Recycling; Biologen sprechen vorn natürlichen Nahrungs austausch und Juristen von fortgesetzter Vorteilsnahme, weil zuerst der eine im Vorteil ist, der Tourist, dann der andere, der Hering, dann wieder der Tourist usw., usw. Bis endlich die Fangquoten von der EG in Brüssel drastisch reduziert werden, weil man schon mit dem „Butterberg“ die liebe Not hat.

Nur der Seemann hält sich frei von solchen gelehrt Deutungen. Für ihn ist der kleine, muntere Hering ein Freund der See, ein treuer Gefährte nördlicher Regionen, wo die Sonne tatsächlich zu Zeiten nicht untergeht, ein „Außenbordskamerad“ also, wie er ihn schlicht nennt, den er allerdings gelegentlich verspeist, aber nur damit dieser *ihn* nicht bei Gelegenheit verspeist, weil Schiffe sich nicht nur vorwärts und rückwärts, sondern gelegentlich auch abwärts bewegen. So will es das Gesetz der See: Wie Du mir, so ich Dir!

Dieses Gesetz wurde frühzeitig eingeführt (siehe die „Arche Noah“), um die höchst einseitige Weltgeschichte durch einen attraktiven Zweig, nämlich die Seekriegsgeschichte, zu erweitern, welche seitdem insbesondere von Landleuten bearbeitet wird, die sich dem Geschehen auf See im allgemeinen fern halten, da ihnen der 69. Psalm bekannt ist:

„Daß mich nur nicht die Wasserflut ersäufe!“

Diese kontinentale Auffassung wird vom Getier des Meeres mit Recht beklagt! Abgesehen natürlich von jenem „Hering“, der auf Camping-Plätzen der Verankerung des bunten Nylon-Zeltes dient. Dieser ist und bleibt, eisern wie er ist, Symbol für die seekriegsgeschichtlichen Hoch-Zeiten, als die Matrosen noch aus Eisen und die Schiffe aus Holz waren. Wie heutzutage bei der Minensuche!

Damit nähert sich unser Referat dem kritischen Punkt.

Wie wir bereits wissen, schuf der Herrgott das „Getier des Meeres“ einen Tag früher als den Menschen. Das heißt aber doch: Der Hering war bereits in See gestochen, als Adam und Eva noch in der Planung waren. Ob das ein Zufall war oder netzplanerisch vorgesehen, ist nicht bekannt.

Heutzutage würde man aus solcher Seniorität natürlich sogleich eine Rangordnung konstruieren - nach dem bekannten Grundsatz: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“ So kann es aber damals, bei der Schöpfung, nicht gewesen sein, denn dieses gängige Sprichwort war noch nicht bekannt, da es noch nichts zu mahlen gab. Das Getreide mußte ja erst noch wachsen!

Wie heutzutage in der Sowjetunion, wo man - friedliebend wie man ist - gern einmal „die Flinte ins Korn werfen“ würde, wenn nur hinreichend Korn da wäre!

Es hat aber, was die Seniorität angeht, den bestimmten Anschein, daß sich der Schöpfer über diese bewußt hinwegsetzte, da er voraussah, daß diese allein noch nicht *Können* garantiert, was naturgemäß die Senioren aller Stände nicht akzeptieren, aber den Junioren aller Stände zu allen Zeiten bekannt gewesen ist. Sie erfreuen sich ja einer besonderen Fähigkeit, nämlich umfassenden Besserwissens bei eingeschränkter Berufserfahrung! Das ist ihre Stärke! Welche dann mit dem Älterwerden nachläßt! Bis sie schließlich in „Seniorität“ aufgeht!

Doch damit endet der Prozeß nicht, denn neue Junioren sorgen für seine Fortsetzung! Wie das Trygve Gulbranssen, der norwegische Erzähler, botanisch umschrieben hat:

„Und ewig singen die Wälder.“

Oder wie ich es ausdrücken würde:

„Und ewig schwärmen die Schwärmer.“

Solche Erfahrung war naturgemäß vom „Getier des Meeres“, das gerade 24 Stunden Zeit hatte, sich taktisch zu formieren, nicht zu erwarten: der Hai als Einzelkämpfer im Sinne Schillers

„Der Starke ist am mächtigsten allein“ (Tell),  
der Hering im Verbande im Sinne Goethes

„Die Masse läßt sich nur durch Masse zwingen“ (FAUST)

Daher mußte ein „Überbau“ geschaffen werden, das heißt, „Klassen“ mußten her, damit die eine die andere tunlichst beherrschen konnte. Wie hätte sonst später Karl Marx tätig werden können!

So kam der Mensch ins Gerede, Verzeihung, ins Spiel. Denn Gott sprach:

„Lasset uns Menschen machen...  
die da herrschen über die Fische im Meer,  
und über die Vögel im Himmel,  
und über das Vieh, und über alles die ganze Erde,  
und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.“

Hierzu eine Fußnote:

Mit dem „Gewürm“ hat der Herrgott das eigentliche Gewürm (z.B. den Regenwurm) gemeint und nicht etwa jene Spezies Mensch, die zum „Kriechen“ neigt, was - gemäß BILD-Zeitung - folgenden Vorteil hat:

„Wer kriecht, stolpert nicht!“

Ende der Fußnote!

Lassen wir einmal die Vögel, das Vieh und das Gewürm außer acht, welche maritim weniger versiert sind, abgesehen von den Wasservögeln, jenen Ur-Vätern der Marine-Luftwaffe, so war also den Heringen buchstäblich über Nacht (von Freitag auf Samstag) ein „Boss“ vor die Nase gesetzt worden, den sie instinktiv sogleich als „Ausbeuter“ erkannten. Entsprechend war ihre Reaktion! Sie schlossen die zunächst noch recht losen Reihen fester, formierten sich zu dem, was man „Schwarm“ nennt (ganz ähnlich wie es die Gewerkschaften vor Tarifverhandlungen tun) und steuerten im Gefühl neuer Sicherheit die Küste an, um dortselbst im Angesicht des „Ausbeuters“ den „Aufstand der Massen“ zu proben, dem dann später ein gewisser Ortega y Gasset ein ganzes Buch gewidmet hat, in dem eigenartigerweise der Hering, welcher die „Masse“ erfunden hat, nicht genannt wird.

Aber der Erfolg war (und ist) immer mäßig gewesen, wie auch bei Aufmärschen am Lande, weil sich nämlich

- die einen „ködern“ lassen, mit Blinkern oder Parolen,
- die anderen „umgarnen“ lassen, mit feingesponnenen Netzen, welche Leute auswerfen, die - wenn's kritisch wird – aalglat durch die Maschen entschlüpfen, während die braven Mitläufer, seien es Heringe oder wie die Heringe gepackte menschliche Marschierer, in den Maschen hängen bleiben - Opfer der „Schleppnetzfahndung“.

So kommt es zu Verlusten.

Diese werden zwar immer wieder ausgeglichen, weil es zu Lande wie zu Wasser niemals an Mitläufern mangelt, aber es bleibt doch die Frage, ob es nicht langfristig richtiger wäre auf die „kollektive Sicherheit“ in Form von „Masse“ zu verzichten, weil inzwischen die Weltgeschichte hinreichend bewiesen hat, daß das „Schwärm“ im Schwarm, nach links wie nach rechts, zwar kollektive Kräfte aktiviert, aber nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß „zumeist in jeder Masse wenig Geist!“

Wie das der Polizeipfarrer von Karlsruhe, mein Freund und Fahrensgenosse Helmut Oeff, in seinem Weihnachtsbrief an die „bulligen“ Kollegen in lyrischer Form zum Ausdruck gebracht hat:

„Tritt der Mensch in Haufen auf,  
droht dem Klarsinn Ausverkauf,  
weil der Geist sich nicht summiert,  
wo der Mensch zur Masse wird.“

Diese Erkenntnis setzt allerdings voraus, daß es einem gelegentlich „wie Schuppen von den Augen fällt“, was bei „Mitläufern“ immer erst zu erwarten ist, wenn sich die Folgen zeigen, aber bei den Heringen ganz und gar nicht zu erwarten ist, da diese ihre Schuppen längsseit tragen und nicht gewillt sind, diesen Schmuck nur wegen der „Folgen“ oder gar wegen der „Sicherheit im Kollektiv“ aufzugeben.

Es ist wie mit den lieben Damen am Lande: Wenn die Mode hochhackige Absätze in Pfen-niggröße vorsieht, wird ohne Rücksicht auf die „Folgen“ und die „Sicherheit“ der schönen Beine „kollektiv“ verfahren. Wie im „Tausendjährigen Reich“, wo man - natürlich hinter vor-gehaltener Hand - zu sagen pflegte:

„Führer befiehl, wir tragen die Folgen!“

Damit nähert sich dieses Referat dem Ende.

Man könnte mit Recht fragen:

Warum ist der Referent gerade auf den Hering, gekommen?

Sollte er womöglich auf den Hund gekommen sein? Mitnichten! Mitnichten!

Er hat sich lediglich eines schönen Pensionärtages seines Korporals auf dem Dänholm von Stralsund erinnert, der in seiner grenzenlosen Weisheit meinte feststellen zu sollen:

„Stehen Sie nicht so da wie ein Hering, Sie Hering!“

Das war eine treffliche Feststellung, zu der abschließend zu sagen wäre: Der Vergleich, den der Korporal anstellte, war durchaus korrekt, denn der Referent, obschon sportlich gestählt, ganz wie es der „Führer“ verlangte ( zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl, flink wie ein Wind-hund), war damals noch ein „schmächtiger“ Jüngling, eben *so ein Hering*, wie man im Deut-schen zu sagen pflegt. Dem hat dann später die Truppenverpflegung abgeholfen. Danke!

## **Quellenverzeichnis**

Atlas für Oberschulen,  
nördliche Regionen

DUDEN (großer),  
Band 1, Mannheim, Zürich 1967

GOETHE, Johann Wolfgang von  
Faust (Vorspiel)

GOETHE, Johann Wolfgang von  
Italienische Reise (von Neapel nach Palermo per Schiff)

GOETHE, Johann Wolfgang von  
Epigramme

HITLER, Adolf  
Rede beim Nürnberger Parteitag 1935 vor der Hitlerjugend,  
die sich der Autor dieses Referats genau eingeprägt hat,  
da er „zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und schnell wie ein Windhund“ war

Koch-Bücher (diverse),  
betr. die Verarbeitung von Heringen

Mode-Journale von Mode-Häusern  
in Paris, New York und Wanne-Eickel

ORTEGA y GASSET  
Der Aufstand der Massen (Paperback)

PETER, Karl,  
Aufzeichnungen in Regionen, in denen die Sonne nicht untergeht  
(sind noch. zu schreiben)

PETER, Karl,  
Von den Bräuchen der Seeleute, über die die Landleute lachen  
(da es an Land nichts zu lachen gibt)

REHM, Arnold,  
Schiff und See, Bremerhaven 1967

SCHILLER, Friedrich von,  
Wilhelm Tell

OESZ, Helmut, evangelischer Polizei-Lyriker  
„Weihnachtsbrief“ für die Kollegen von der Polizei:  
„Einzeldienst und Mengenlehre“.

Auszug aus einem etymologischen Wörterbuch:  
Der Matjeshering“ wird Matjeshering genannt, weil derselbe nach seiner langen Reise  
durch nördliche Regionen ziemlich „matt“ an Hollands Küste eintrifft.

**Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung der Würde eines Doktos humoris causa (h.c.)**

AKRO-Neujahrsempfang 1988

**Thema**

**Der Einfluß der Seekrankheit  
auf Johann Wolfgang von Goethes Drama TORQUATO TASSO  
unter besonderer Berücksichtigung der obwaltenden Umstände  
- wie Wetter, Schiffstyp und Seegebiet.**

**Gliederung**

1. Klärung der Begriffe
  - 1.1 Die Seekrankheit
  - 1.2 Johann Wolfgang von Goethe
  - 1.3 Torquato Tasso
  - 1.4 Das Schiff
2. Bilanz der Begriffe
3. Die Anreise zum Hafen
4. Anker lichten
5. Auf hoher See
6. Auf Sizilien
7. Die Rückfahrt nach Neapel
8. Reflexionen danach

Von  
Karl Peter, Candidatus

**Der Einfluß der Seekrankheit  
auf Johann Wolfgang von Goethes Drama TORQUATO TASSO  
unter besonderer Berücksichtigung der obwaltenden Umstände  
- wie Wetter, Schiffstyp und Seengebiet.**

## **1. Begriffe**

Die **Inaugural-Dissertation** ist eine wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Doktor-grades, welcher das Ansehen einer Person zu heben vermag. Sie wird von Universitäten und Colleges gefordert und beurteilt und beweist - wenn schlüssig - daß sich ein Kandidat ein besonderes Wissen auf einem speziellen Gebiet angeeignet hat.

Hinweis:

Der Doktorgrad kann auch ohne Anfertigung einer Inaugural-Dissertation erworben werden. Man spricht dann vom „Doktor honoris causa“. Dieser Grad wird „ehrenhalber“ verliehen und ist daher, da *nicht* mit Arbeit verbunden, sehr gefragt.

### **1.1 Die Seekrankheit**

Sie ist nach der amerikanischen „World Book Encyclopedia“ Band 16, eine „disagreeable illness“ (also eine „unangenehme Krankheit“), welche vom Schlingern und Stampfen des Schiffes herührt. Ihre Symptome sind:

Schweißausbruch,  
Übelkeit,  
grün anlaufendes Gesicht,  
Sehwindel und  
ein unfreundliches Gefühl im Magen,  
das sich schließlich in „Eruptionen“ (wie bei Vulkanen) Luft macht.

Seekranke reagieren unterschiedlich auf Speise und Trank, wobei die Qualität derselben eine Rolle spielen kann. (Hierbei ist Voraussetzung, daß der Seekranke überhaupt gewillt ist, Speise zu sich zu nehmen, was im allgemeinen nicht der Fall ist.

Hinweis:

Die Seekrankheit endet spätestens beim Betreten des festen Landes, oft schon bei seinem Anblick.

### **1.2 Johann Wolfgang von Goethe**

Ist ein im liberalen Frankfurt (Postleitzahl 6000) geborener Dichter, der als Minister (damals hatten Dichter noch Verwendungsbreite) selbst mit „Weimarer“ Verhältnissen fertig wurde. Überdies war er ein Freund der Marine, denn er fuhr zur See

- 1774 auf Lahn und Rhein - stromabwärts,
- 1786 auf dem Gardasee - von Nord nach Süd,
- 1787 von Neapel nach Palermo - mit einer italiänischen Corvette,
- 1787 von Messina nach Neapel - mit einem französischen Kauffahrer.

Zudem bescherte Goethe seinen Landsleuten das geflügelte Wort vom „roten Faden“, den er im Tauwerk der britischen „Royal Navy“ entdeckt hat. (s. „Wahlverwandtschaften“ 2. Teil, 2. Kap.) Hier wäre auch noch seine „Farbenlehre“ zu erwähnen, die er wahrscheinlich für die Marine angefertigt hat.

### 1.3 Torquato Tasso

Dies ist der Titelheld eines Dramas des soeben genannten Dichters, an dem derselbe nach eigenen Angaben über zehn Jahre gearbeitet hat. Das Drama hat fünf handelnde bzw. sprechende Personen, drei Herren und zwei Damen, darunter einen Herzog.

Die Hauptperson ist Tasso, ein unglücklich verliebter italienischer Dichter, der wie „der junge Werther“ vornehmlich leidet.

Das Drama spielt in Ferrara/Italien.

Der Dichter hat es in seinem Tagebuch der „Italiänischen Reise“ unter dem 16. Februar 1787 so beurteilt: „Thät ich nicht besser, Iphigenie auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grilien des TASSO herumzuschlagen, und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.“

Woraus die Literaten messerscharf geschlossen haben, daß Johann Wolfgang in diesem Drama eigene Erfahrungen - natürlich „getarnt“ - verarbeitet hat.

### 1.4 Das Schiff

Es ist ein Fahrzeug, das sich (sofern nicht im Dock) auf See, Seen oder Flüssen aufhält. Es dient neben seemännischen auch landwirtschaftlichen Zwecken, denn es pflügt die Meere. Das Schiff wird mit technischer oder Windkraft angetrieben.

Seine Führung liegt in der Hand des Kapitäns, welcher als „Master next God“ höchstinstanzliche Funktionen ausübt. Er wird vom „Steuermann“ unterstützt, welcher jedoch nicht steuert, sondern als „Helfer in Steuersachen“ tätig ist, denn er berät den Kapitän in finanziellen Fragen - wie „Kursen“ und deren Schwankungen.

Der das Schiff „steuernde“ Mann wird „Rudergänger“ genannt. Er „rudert“ aber nicht, sondern „steuert“. Solches geschieht nicht im „Gehen“, sondern im „Stehen“.

Der niedere Dienst auf Schiffen wird von Matrosen und Heizern versehen. Diese sind am ständigen Fluchen zu erkennen, das bei Strandung und Untergang ins Beten übergeht.

Schiffe bedürfen besonderer Pflege, denn sie sind weiblich, weil es so viel kostet, sie in Farbe zu halten!

## 2. Bilanz der Begriffe

Nachdem somit die Begriffe geklärt sind, wenden wir uns dem eigentlichen Thema zu:

Goethe - Seekrankheit - Tasso.

Da wäre zunächst festzustellen:

Goethe unternahm - wie bereits bekannt - vier Seereisen bzw. Reisen auf See und Seen. Auf den beiden ersten (Lahn/Rhein und Gardasee) blieb er von der Seekrankheit verschont. Die Gründe sind nicht bekannt, können aber wohl in der Eigenart jener Gewässer gesucht werden. Auf der dritten und vierten Reise, die man als „Seereise“ bezeichnen kann (da während der Nacht die Küste außer Sicht kam) litt er dagegen beträchtlich unter der Leib und Seele bedrückenden Seekrankheit, welche auch in seinem Falle bewiesen hat, daß sie weder vor Hoch und Tief, noch vor Rang und Namen Halt macht. Sie wird daher von Fachleuten als „sozial“ eingestuft.

## 3. Die Anreise zum Hafen

Bevor sich Goethe mit der Unpäßlichkeit der See auseinander setzen konnte, bedurfte es zunächst einmal eines Hafens, der den Antritt einer Seereise gestattete. Er wählte - wohl in Unkenntnis preußischer Häfen – Neapel. Diese Wahl führte zu der von den Literaten vieler Länder immer wieder untersuchten und kommentierten „Italiänischen Reise“ (italiänisch mit „ä“).

„Früh drei Uhr, den 3. September 1786, stahl ich mich aus Carlsbad“, heißt es in Goethens „Diarium“, „weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte.“ (Der Grund, weshalb man ihn nicht fortgelassen hätte, ist unbekannt. Spielschulden oder ähnliche Kavaliersdelikte sind nicht nachzuweisen, amouröse Abenteuer in *diesem* Falle nicht belegt.)

Die somit begonnene Reise führte mittels Kutsche über Regensburg, München, Mittenwald zum Brenner, von dort nach Trient und Roveredo am Gardasee, den er wegen seiner bekannten maritimen Ambitionen keineswegs versäumen wollte. An der Nordspitze des Sees schiffte er sich auf einer „Barke“ ein, welche teils mit Rudern, teils mit einem Segel fortbewegt wurde,

Gegenwind hielt ihn in Malsesine „an der Morgenseite des Sees“ fest und bereitete ihm, ganz unerwartet, ein gefährliches Abenteuer. Als er nämlich im alten Schloß des Ortes, „welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung und jedermann zugänglich“ zum Zeichenstift griff, sammelte sich alsbald eine unfreundliche Menge, die sein zeichnerisches Tun als „Spionieren“ deutete. „Ja; einer aus dieser Menge „ergriff mit wahrer italiänischer Gelassenheit mein Blatt und zerriß es“, wie Goethe berichtet.

Die Lage war ohne Frage kritisch, wurde aber vom herbeigerufenen „Podesta“ und dessen „Actuarius“ nach langem Palaver zufriedenstellend klariert, so daß die Seereise gegen Mitternacht mit Kurs Süd fortgesetzt werden konnte.

Am 16. September 1786 traf er in Verona ein, verweilte dort drei Tage und begab sich dann - wieder per Kutsche - über Vicenza und Padua nach Venedig. Dort blieb er 16 Tage, die er zum größeren Teil auf dem Wasser zubrachte, weil Venedig Wasserstraßen bevorzugt.

Die Weiterreise erfolgte auf einem „Courierschiffe“. Sie kann nicht den Seereisen zugeordnet werden, weil die benutzten Flüsse eher Wasserrinnen nach Art des Spreewalds gliedern. An der Quelle der Wasserrinnen wurde wieder auf die Kutsche übergestiegen. Sie führte Goethe über Bologna, Perugia, Terni nach Rom.

Letzteres gefiel ihm so gut, daß er dort einen Halt von dreieinhalb Monaten einlegte. (Damals reiste man offenbar noch mit Muße! „Ich bin endlich in der Hauptstadt der Welt angekommen“, schrieb er begeistert in sein „Diarium“. („Hauptstadt der Welt“ ist als dichterische Übertreibung einzustufen, denn mit einer solchen ist erst zu rechnen, wenn die „Werktätigen“ die Bourgeoisie zum Teufel gejagt haben.

Am 21. Februar 1787 erreichte er schließlich Neapel, „das sich froh, frei und lebhaft ankündigte.“ - „Unzählige Menschen rennen durcheinander, der König ist auf der Jagd, die Königin gute Hoffnung und so kann es nicht besser geh’n..“ so Goethe am 22. Februar 1787.

Damit war der Ausgangspunkt seiner ersten echten Seereise recht glatt erreicht. Er sah ihr mit Erwartung entgegen, noch unbelastet von Gedanken an die Seekrankheit. Ja, wer denkt schon an diese, wenn es ihm gut geht?

#### **4. Anker lichten**

Dieses jedem Seemann bekannte Kommando tönte bei Sonnenuntergang am 29. März 1787 über die „Corvette“, die Goethe zur Reise nach Palermo/Sizilien ausgewählt hatte. Sie setzte sich aber, obwohl von schnittiger Bauart, nur langsam in Bewegung, weil der Wind, das himmlische Kind, eine Ruhepause eingelegt hatte. „Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in Amerika gebaut, schnell segelnd, inwendig mit artigen Kämmchen und einzelnen Lagerstätten eingerichtet. Die Gesellschaft anständig munter, Operisten und Tänzer, nach Palermo verschrieben.“ (so Goethe am 29. März 1787)

#### **5. Auf hoher See**

Bei Tagesanbruch befand man sich erst zwischen Ischia und Capri, Neapel noch in guter Sicht, was das von Goethe eingefügte Wort „schnell segelnd“ als dichterische Übertreibung erscheinen läßt. „Wir setzten mit schwachem und halbem Wind unsern Weg fort... Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, alles purpurglänzende Lichter... Der Horizont ringsum ein Wasserkreis, die Nacht hell und schöner Mondschein.“ („Horizont ringsum“ ist wieder eine dichterische Übertreibung, denn zur Linken, d.h. an Backbord, lag greifbar nahe die Küste.

Das klingt echt goethisch poetisch, wie jedermann zugeben wird, ließ aber außer acht, daß sich ein gewisser Neptunius, der Gott des Meeres, aller Wässer und Abwässer, der Herr aller Bier- und Schnapsfützen, der Freund der Außenbordskameraden, wie Haie und Heringe, der Gemahl der schönen Thetis, an Bord begeben könnte, um jenes so friedliche Bild zu stören.

Und so geschah es! Das Schiff begann zu „schaukeln“! Die Seekrankheit überfiel den Dichter! „Ich begab mich in meine Kammer“, so Goethe, „wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brod und rothem Wein, aller Speisen und Getränke... Abgeschlossen von der äußeren Welt ließ ich die innere walten und da eine langsame Fahrt vorauszusehen war, gab ich mir zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf.“

Er fährt dann fort: „Die zwei ersten Acte des TASSO, in poetischer Prosa geschrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Diese beiden Acte, schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.“

Man könnte angesichts dieser etwas umständlichen Beschreibung meinen, daß der Dichter auf dem Wege der Besserung gewesen sei. Mitnichten! Wind und Wellen nahmen noch zu: Goethe blieb in seiner gewohnten Lage, von Zeit zu Zeit vom „schelmischen“ Kniep (der nicht seekrank war) mit Brot und Wein versorgt, und arbeitete!

„Das ganze Stück ward um und um und durch und durch gedacht“, wie er berichtet, womit er ungewollt eine bekannte Wahrheit bestätigte: Arbeit vermag die Seekrankheit zu mildern! Gegen drei Uhr morgens war der Wind zum Sturm geworden (wobei natürlich offen bleibt, was Goethe unter einem Sturm verstand). „Im Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Plane fort („Plane“! Wir würden heutzutage „Pläne“ sagen!), indessen auf dem Verdeck (des Schiffes) große Bewegung war. Das Schiff „schwebte auf den hohen Fluthen...“

Gegen Sonnenaufgang legte sich jedoch der Sturm (wenn's einer war). Sizilien kam in Sicht, die Seekrankheit war überwunden und am 2. April „früh acht Uhr“, steuerte die „Corvette“ Palermos Hafen an. „Dieser Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Ich befand mich wieder wohl. Der Plan meines Dramas war diese Tage, im Walfischbauch (wie der gute Mann das Innere des Schiffes bezeichnet), ziemlich gediehen.“

Aber wie gediehen? Das ist doch die Frage! Hatte die Unpäßlichkeit der See den „Plan des Dramas“ beeinflußt? Nur mäßig!  
Im ersten Akt des TASSO gar nicht!  
Im zweiten allerdings deutlich, als Tasso höchst bekümmert ausruft:

„Wenn wir gewaltsam Wog' auf Woge sehn,  
wie leichte Wellen unbemerkt vorüber  
vor ihren Füßen rauschen, hören nicht  
den Sturm, der uns umsaust und niederwirft...“

Diese Verse dürfte Goethe -wie seemännische Nachforschungen und die Auswertung der Wetterberichte ergeben haben- gegen drei Uhr morgens, als der Wind heftiger wehte, dem zweiten Akte beigefügt haben. Sie sind bemerkenswert, weil in ihnen eine für die Seekrankheit typische Erscheinung anklingt: Der Wille ist „perdu“! „Umsaust“ vom Sturm, der „niederwirft“, geht alle Hoffnung flöten, Apathie in ihrer schlimmen Form kriecht in den sonst mobilen Geist. Dabei ist's halb so schlimm. Aber das sage man 'mal einem Seekranken! (Der Dissertations-Kandidat kann dies bestätigen, denn auch ihm war es gelegentlich vergönnt, seekrank zu werden.)

Zwei weitere Verse des zweiten Aktes könnten - allerdings nur mit einem kühnen Gedankensprung - auch auf die miese Lage des Dichters anspielen:

„Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,  
der überzeugt, indem er uns gebietet!“

Könnte damit der Dichter den „Capitän“ der „Corvette“ gemeint haben? Der umsichtig und bei aller Schaukelei freundlich, aber gezieterisch handelte und so das Schiff sicher in Palermos Hafen brachte? Ganz Herr der mißlichen Lage!

Die Literaten meinen allerdings, daß Goethe mit dem „edlen Herrn“ den Herzog von Ferrara gemeint hat, der ja im Drama eine wichtige Rolle spielt. Aber Literaten sind eben mit den Dingen der Seefahrt und der Seekrankheit selten vertraut. Sie halten es mit dem 69. Psalm (auch als Freidenker):

„Daß mich nur nicht die Wasserflut ersäufe!“

Was ihnen nicht zu verdenken ist, aber ihre Expertise im Falle des TASSO fragwürdig macht!

## 6. Auf Sizilien

Goethe besuchte es zum ersten Male - und war von seinem Anblick entzückt, wie auch ein gutes Jahrhundert später sein Fahrenskollege Kuttel Daddeldu, der immer „noch weit hinter Sizilien gedachte der trauten Stunden in seinen Familien“. Aber, so schreibt Goethe am 2. April, „anstatt ungeduldig ans Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck, bis man uns wegtrieb.“

Ja, er ruft aus: „Wo hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen so glücklichen Augenblick sobald wieder erhoffen können!“ Solche Augenblicke sind, wie der in Sachen Seekrankheit Bewanderte nur all zu gut weiß, besonders schön und einprägsam. Man fühlt sich nach der überstandenen Unpäßlichkeit wie neugeboren und sieht selbst in der ödesten Wüste die schönsten Blumen blühen!

So erging es auch Goethe, wie seine Reflexionen beweisen. Vergessen war das Leiden der See - „und neues Leben stieg aus den Ruinen“ (Schiller, „Wilhelm Tell“). „Ich habe nie eine Reise so ruhig angetreten als diese“, so Goethe, „habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beständigen Gegenwind sehr verlängerten Fahrt, selbst auf dem Bette im engen Kämmerchen ( Er meint natürlich „Koje“, da Betten auf Schiffen nicht vorgesehen sind. Im übrigen deckt sich diese poetische Nachbetrachtung nicht mit seinem Zustand im „Kämmerchen“), wo ich mich die ersten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit niederwarf“ (Diarium, 5. April 1787) Dazu wäre zu sagen: Kaum jemals sind die Nachwirkungen der Seekrankheit so wohlwollend herausgestellt worden.

Dann fährt er fort:

„Wir haben auf dieser kurzen Fahrt (die ihm unheimlich lang vorkam, wie es bei Seekranken zu sein pflegt) mancherlei Abwechselungen und gleichsam die Schicksale der Seefahrer im Kleinen gehabt. Der Capitän (ihm wurde schon Erwähnung getan) ist ein braver und recht artiger Mann, die Gesellschaft war ein ganzes Theater, gut gesittet, leidlich und angenehm...“

Und dann begann er (wie es dem echten Dichter frommt) in hohen Tönen zu schwärmen: „Die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne (hier wäre wohl besser vom „Zusammenklang“ der Töne gesprochen worden), die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer. Und dieser Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt!“

Bei solchen Worten möchte man ausrufen: Siehe da! Welche gefühlvollen Anregungen vermag doch die Seekrankheit zu geben! Angehende Dichter sollten daher die Krankheit der See in ihre beruflichen Planungen mit einbeziehen - und gelegentlich zur See fahren! Wie das Heinrich Heine mit eruptivem Erfolg getan hat!

„Seekrank sitze ich noch immer am Mastbaum  
und betrachte mich selbst ...  
Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln!  
Vergebens späht mein Auge  
und sucht Deutschlands Küste.  
Doch ach!  
Nur Wasser und abermals Wasser!“

## 7. Die Rückfahrt nach Neapel

Sie sorgte nach sechswöchiger Schwärmerei im schönen Sizilien (mit frischgrünen Maulbeeräumen, immergrünem Oleander und Zitronenhecken) für die Rückkehr in die Wirklichkeit der See - und zwar ab Messina.

„Beide erwachten wir mit gleicher Empfindung“, so berichtet Goethe am 14. Mai 1787, „verdrießlich, daß wir uns entschlossen hatten, mit dem französischen Kauffahrer die Rückfahrt abzuschließen. Gegen Mittag eilten wir an Bord. Im Schiffe sah es anders aus als auf der neapolitanischen Corvette; doch beschäftigte uns, bei allmählicher Entfernung vom Ufer, die herrliche Ansicht des Palatzirkels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufsteigenden Berge.

Doch dann fiel wieder Neptuns Hammer mit voller Wucht - wie auf der Hinreise! „Abermals überfiel mich die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieser Zustand nicht wie bei der Überfahrt durch bequeme Absonderung gemildert... Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich der Kniep gar vorsorglich mit rothem Wein und gutem Brod ernährte. In dieser Lage wollte mir unsere ganze Sicilianische Reise in keinem angenehmen Lichte erscheinen...“

Aus war's also 'mal wieder mit dem „Himmelhoch jauchzend“ des lieben Klärchen im „Egmont“, „zum Tode betrübt“ war wieder unser seefahrender Poet. „Meine Hoffnung, dießmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit befreit zu seyn, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle (so steht's im originalen Text von Cotta im Jahre 1856) ließen mich meinen Schwindel vergessen...“ (15. Mai 1787)

Ja, so ist's mit der leidigen Seekrankheit. Man gewöhnt sich nie an sie. Das hat schon Englands Horatio Nelson beklagt. Er stürzte sich daher zur Abmilderung derselben von Zeit zu Zeit ins Schlachtgetümmel, das die Seekrankheit sogleich vertrieb.

Für die Passagiere des französischen Kauffahrers kam aber diesmal Schlimmeres als die Seekrankheit hinzu! Der ungünstige Wind „überlistete“ das Schiff, ließ keinen steten Kurs zu, was einige erfahrene Reisende in Ungeduld versetzte und den Verdacht aufkommen ließ, daß „Hauptmann und Steurer ihr Handwerk nicht verstünden.“ (15. Mai 1787). - Hier müßte es „Kapitän“ statt „Hauptmann“ heißen, aber Goethe war offenbar in militärischen Dingen nicht „up-to-date“.

Wenn es nur das gewesen wäre, so möchte es noch angegangen sein, denn wir Seefahrer von heute wissen ja, daß die Passagiere (auch die „Schreibtischstrategen“ an Land) zu allen Zeiten mehr vom Geschäft der See verstanden haben als die Kapitäne und Steuerleute. Doch auf Goethens Rückreise nach Neapel drohte tatsächlich Unheil, welches aber nicht Kapitänen und Steuermann zu verantworten hatten, sondern der einschlafende Wind, für den Neptunius gesorgt hatte, um den Passagieren einmal mehr zu zeigen, wer Herr des Meeres ist.

Der Wind war schwach und wurde immer schwächer, so daß die Strömung das Schiff auf die Felsen zutrieb. „Die Menge ward immer lauter und wilder“, so Goethe, „die Weiber schalten und tobten gegen den Capitän ... Mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich länger zu schweigen... Ich stellte ihnen vor, daß ihr Lärm und Schreien Ohr und Kopf verwirrten. Was Euch betrifft, rief ich aus, kehrt in Euch selbst zurück und dann wendet Euer brüntiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er etwas für Euch tue... Diese Worte thaten die beste Wirkung...“ Soweit Goethe!

Inzwischen hatte man ein Boot zu Wasser gelassen, mit sechs bis acht Mann besetzt, welches - rudernd - das Schiff vom Felsen fernhalten sollte, aber vergeblich. Die Strömung war stärker. Dann griff man an Bord „zu großen Stangen, um das Fahrzeug, wenn es zum äußersten käme, damit von den Felsen abzuhalten.“ Die Lage war ohne Frage kritisch! „Immer stärker schwankte das Schiff“, so Goethe, „die Brandung schien sich zu vermehren und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Cajüte zu steigen, wo ich mich halb betäubt auf meine Matratze legte..“ Dort, im halben Schlafe liegend, weckte den am Boden zerstörten Dichter des TASSO „ein gewaltsames Getöse“ an Deck.

Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter und kündigte ihm an, „daß man gerettet sey, der gelindeste Windshauch habe sich erhoben... Man entferne sich schon vom Felsen ...und obgleich noch nicht völlig aus der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden...“ So gelangte man schließlich doch nach Neapel - um eine Erfahrung der Seefahrt reicher.

## 8. Reflexionen danach

Wie bereits berichtet, haben sich Seefahrt und Seekrankheit nur mäßig auf die beiden ersten Akte des TASSO ausgewirkt. Ganz anders ist es mit den drei folgenden Akten, die im schönen Weimar - ohne Einflußnahme der Seekrankheit - zu Papier gebracht wurden. Da wird das Durchlebte noch einmal lebendig, ganz wie es mit der Erinnerung zu sein pflegt, welche die Eindrücke verstärkt oder abmildert - in Goethens Falle verstärkt;

„Und glücklich eingeschifft,  
trug uns der Strom auf leichten Wellen ohne Ruder hin... „  
so läßt er die Prinzessin sagen.

Das muß wohl noch im Angesicht von Messina - vor dem Seekrankwerden - gewesen sein!

„Ich fühlle dieses Übel!“, ruft Antonio,  
„bänglich und voll Verdruß.“

Da hat die Schaukelei des Kahns bereits begonnen! Und nimmt noch zu! Wie Tassoss Wort beweist:

„Und bin ich denn so elend, wie ich scheine?  
Bin ich so schwach..?“  
„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,  
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!“

Da weht's schon kräftig! Dann setzt der Sturm ein (welcher in diesem Falle gar keiner war) und läßt den Dichter -durch Tasso's Mund- ausrufen

„Ich fühlle mir das innerste Gebein  
zerschmettert, und ich leb', um es zu fühlen.  
Verzweiflung faßt mit aller Wut mich an,  
und in der Höllenqual, die mich vernichtet,  
wird Läst'rung nur ein leiser Schmerzenslaut.  
Ich will hinweg!“

Aber wohin? fragt sich der Rezensent. Ohne Schwimmweste, ohne Schlauchboot, ohne Freischwimmerzeugnis?

Dann läßt Neptun den Wind einschlafen und bringt die Strömung ins gemeine Spiel, eine Maßnahme, die auf seine Verärgerung (wegen der ungetauften Passagiere) schließen läßt und den Dichter an den Rand der Verzweiflung bringt:

„Die mächtige Natur...  
sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht,  
und schwankt und schwilkt und beugt sich schäumend über.  
Zerbrochen ist das Steuer,  
es kracht das Schiff an allen Seiten.  
Berstend reißt der Boden unter meinen Füßen auf!“

Welch ein Drama! Und da liegt der Dichter in der Koje, das heißt „auf der Matratze“, „bei rothem Wein und weißem Brod“, und *dichtet*, aber nicht etwa das Leck, sondern Verse:

Aber so ist's mit der Erinnerung! Sie malt in bunten Bildern! „Seemannsgarn“ nennt das der Fachmann! Gar fein gesponnenes!

Und wie endet das Drama? Schlimm, sehr schlimm!  
„So klammert sich der Schiffer endlich noch  
am Felsen fest, an dem er scheitern sollte. „

Wohlgemerkt: *sollte*. Denn wie wir wissen, ging auch diese Sache klar.\* ) Was als gute Fügung bezeichnet werden muß, denn ohne den Konjunktiv „sollte“ wäre der TASSO womöglich (wegen Strandung des Schiffes) nicht vollendet - und diese Inaugural-Dissertation nicht geschrieben worden. Und das wäre dann ein weiteres Drama!

\*) Daß sie dennoch recht „ausgeschlachtet“ wurde, hat seinen Grund im Sensationsbedürfnis des Menschen. (Siehe auch die Boulevard Presse von heute.)

## **Abschließender Vermerk**

1. Die vorliegende Dissertation wurde von der zuständigen Fakultät angenommen, da sie, wie es hieß, „Neuland beackerte“, aber sie führte nicht zur Verleihung des Doktorgrades, da sie - wie von einem anderen Dichter, der nie zur See fuhr, festgestellt: -zwar „heiter wie die Kunst“, aber „das Leben eben doch zu ernst sei“, besonders zwischen Neapel und Palermo, um es „heiter“ zu betrachten.
2. Die zur Begutachtung herangezogene „Seefahrtschule“ glaubte jedoch, ein gewisses Empathiesvermögen in Sachen Seekrankheit beim Dissertations-Kandidaten erkennen zu können, was darauf schließen lasse, daß derselbe mit der Unpasslichkeit der See Bekanntschaft gemacht habe. Für den literarischen Teil und dessen Begutachtung fühlte sich die Seefahrtschule allerdings nicht zuständig, da die Entscheidung in einer Grundsatzfrage immer noch ausstand:

Ist eine Leistungssteigerung des Bootsmanns zu erwarten, wenn dieser Goethe liest, oder könnte Goethes Werk seinen seemännischen Blick trüben?

## **Seltsamer neuer Quark**

Ein heiterer Versuch, in die Welt der Elementarteilchen einzudringen

AKRO-Neujahrsempfang 1989

Im Oktober 1985 versammelte Otto Behringer (ein Crewkamerad) die „Nordlichter“ der Crew 38 bei DESY in Hamburg, nicht zu einem Flirt, wie der Name DESY nahelegen könnte, sondern zur Weiterbildung. DESY ist nämlich kein Mädchen, sondern das „Deutsche Elektronen-Synchrotron“, wo Albert Einsteins Jünger seit langem den „Elementarteilchen“ nachspüren.

Wer kennt nicht dessen Theorie: „Energie ist gleich Masse mal Lichtgeschwindigkeit zum Quadrat ( $E = m c^2$ ) ? Sie findet ja ihr Pendant in jeder ordentlichen Familie, etwa so: „Energie ist, wenn Mama sowohl im Sommer- wie im Winter-Schlußverkauf ihren Mann steht:“

Nun könnte man natürlich mit Recht fragen: Was hat diesen Referenten (nämlich mich) veranlaßt, die Elementarteilchen der Atomphysik in diese festliche Runde einzubringen? Dafür gibt es einen kaum glaubhaften, aber durch und durch wahren Grund! Er hat mit meinem Freund Fiete, unserm Crewkameraden zu tun, der im schönen „Schlicktown“ als Pensionär über die Wunderlichkeiten der Marine nachsinnt.

Fiete ist - wie der Crew bekannt, ein „Kurzer“, der breit ausgelegt ist. Er ist jedoch nicht so breit wie lang, wie einige behaupten, obwohl er aus Bayern stammt. Dieser Fiete war 1939, da der „Kürzeste“, linker Flügelmann meiner Division auf der GORCH FOCK, der ersten natürlich, die jetzt TOWARITSCH heißt, und auf der nun Russen eine von uns gepflegte Tradition fortsetzen: das Seekrankwerden.

Wir kehrten im Juni 1939 mit besagter GORCH FOCK nach dreimonatiger Reise, die uns in die Karibik geführt hatte, in die Heimat zurück. Wir ankerten zunächst einmal in der Strander Bucht, wo dortselbst nach einem dreitägigen Reinschiff die Besichtigung der Kadetten durch den Inspekteur des Bildungswesens der Marine, Admiral „Pausenlos“, stattfand. Eigentlich hieß der Admiral „Schuster“, aber wir Kadetten sahen uns gezwungen, ihn umzutaufen, da seine Absichten mit den unsrigen kollidierten.

Wir hatten nämlich während der Reise „pausenlos“ die Frage diskutiert, ob man uns Kadetten wohl einen Heimurlaub - und sei er noch so kurz - gewähren würde. Auch damals war der Heimurlaub schon Inbegriff besten deutschen Soldatentums! Nun erschien der Admiral an Bord und hielt uns nach der Besichtigung, die wie üblich „echt türkisch“ verlief, die obligate Rede. Sie begann mit folgenden Worten: „*Pausenlos* gehen Sie jetzt auf das nächste Kommando über!“ Seitdem hieß der Schuster in meiner Crew „Pausenlos“!

Doch was hat das mit Freund Fiete zu tun? Nun, der Admiral enterte - natürlich vor seiner Rede - das Fallreep und unser Kommandant machte seine Meldung, welche wohlwollend entgegengenommen wurde, da Schiff und Besatzung heil angelangt waren. Dann schritt er die Front ab, zügig, wenn auch nach Seemannsart genau, ja, scharf Ausguck haltend.

Schließlich stand er vor Fiete, dem linken Flügelmann, und verharrte dortselbst, Falten auf der Stirn, in tiefem Schweigen. Dann führ seine rechte Hand abrupt hoch und deutete auf Fietens blütenweiße Mütze, an deren Frontseite der Admiral einen winzigen Fleck entdeckt hatte, einen so winzigen, daß alle Vorgesetzten denselben bei pausenlosen Vorbesichtigungen nicht aufgespürt hatten. Ganz langsam wandte sich Admiral Pausenlos, den rechten Zeigefinger an Fietens Mütze, dem Kommandanten zu und fragte besorgt: „Ist dieser Mann immer so schmuddelig?“

Nun überlegt 'mal:

Da haben Erster Offizier, Divisionsoffizier, Divisionsleutnant, Divisionsfeldwebel und Korporal Fietens Mütze inspiziert - und nichts gefunden. Aber der Admiral findet etwas, etwas so winziges, daß es sich doch nur um ein „Elementarteilchen“ gehandelt haben kann! Dabei wußte der Mann damals vom Atom auch nicht mehr als Fiete!

Damit sind wir auf höchst seltsamem Wege zu jenen Elementarteilchen vorgestoßen, die bei DESY in Hamburg gejagt werden, aber -so frage ich- was hat dieses mit meinem Thema, dem „seltsamen, neuen Quark“ zu tun? Das sieht doch verdächtig nach „Quark“ aus: Richtig! Und wiederum auch nicht, wie wir sehen werden:

Quark, was ist das? Es ist, alle wissen es:

Erstens: Ein Käsestoff, der Eiweiß enthält und daher gut für werdende Mütter und Väter ist. Zweitens: Etwas wertloses, eben „Quark“, um den sich manche Leute ständig kümmern müssen! Wie der Volksmund zu sagen pflegt:

„Er mischt sich in jeden Quark.“

Was auch Goethe -er sollte in keiner seriösen Abhandlung unerwähnt bleiben- im FAUST (Prolog im Himmel) klar zum Ausdruck gebracht hat:

„Und läg' er immer in dem Grase,  
in jeden Quark begräbt er seine Nase!“

So weit, so gut! Nun gibt's aber noch mehr „Quark“, nämlich „neuen“ und „seltsamen“. Und zu diesem hat mich - Fiete sei's geklagt - der Admiral Pausenlos mit dem von ihm entdeckten „Elementarteilchen“ geführt.

Damit sind wir bei der Atomphysik angelangt, welche heute Allgemeingut des sogenannten mündigen Bürgers ist, was die Plaketten am Busen der GRÜNEN beweisen:

„Atomkraft - nein danke!“

Immer wenn ich diese Plakette sehe, muß ich an einen anderen Spruch unserer Tage denken:

„Alle reden vom Supersound,  
aber keiner vom guten Ton!“

Oberflächlich betrachtet, könnte man meinen, daß beide nichts miteinander gemein haben. Tatsächlich ist es anders, denn beide enthalten Zündstoff:

- Das Atom von Natur aus,
- der Supersound gelegentlich, wie einem Tagesspruch der BILD-Zeitung zu entnehmen ist:

„Wenn einer Mozart hören will,  
der andere aber Bach, so gibt's Händel!“

Von solchem Zündstoff ahnten Admiral „Pausenlos“ und Fiete natürlich nichts. Sie wußten aber um ein voratomares Wortspiel: „Kleine Kirchenlichter sind oft große Armleuchter!“ Wobei damals, auf GORCH FOCK, offen blieb, wer das „Kirchenlicht“ und wer der „Armleuchter“ war!

Das Wort „Armleuchter“ erinnert mich übrigens immer an meinen Kommandanten auf dem Schweren Kreuzer ADMIRAL HIPPER, dessen Abreagiermittel (als einer seiner superklugen Leutnante) ich für einige Jahre sein durfte. Er pflegte mir gelegentlich zu *sehr* vorgerückter Stunde, wenn der „leichte Oldenburger Landwein“ Wirkung zeigte, das, was wir heute „Innere Führung“ nennen - sie war damals im Atlantik und im Eismeer noch nicht verordnet, sondern einfach vorhanden - auf seine Weise zu erläutern. Er sagte dann:

„Merk' Dir das:

Alle Vorgesetzten sind Armleuchter,  
alle Gleichgestellten Schleimbeißer,  
alle Untergebenen aber liegen Dir gefälligst am Herzen!“

Hierzu eine Fußnote:

Um der historischen Wahrheit willen (und weil hier Damen anwesend sind) ist festzustellen:  
Für „Schleimbeißer“ benutzte mein Kommandant ein Wort der Alltagssprache, das nicht nur Marinern bekannt sein dürfte. Ende der Fußnote!

Damit eile ich unverzüglich zum dritten „Quark“, den wir systematisch angehen müssen: Um das Jahr 1950 war die Welt der Elementarteilchen noch in Ordnung. Man erfreute sich in Physikerkreisen am „unteilbaren“ ATOM, von dem man wußte, daß es aus einem Kern und der Hülle besteht. Im positiv geladenen Kern befanden sich - friedlich vereint - Protonen und Neutronen, welche aber ihr Dasein nur bedingt genießen konnten, weil um sie herum negativ geladene Elektronen kreisten, welche sich aggressiv gebärdeten.

Es war wie in der Kaserne: In den Stuben friedlich vereinigte Grenadiere, für den Heimurlaub positiv geladen, und um sie herum der „Spieß“ und die Korporäle, negativ gepolt, was den nach ihrer Meinung völlig überflüssigen Heimurlaub angeht. Dieses jedem „Gedienten“ einleuchtende Bild, das der allgemeinen Information in Sachen Atomphysik dienlich gewesen wäre, konnte jedoch von den Physikern noch nicht verwendet werden, weil die Bundeswehr 1950 noch nicht gegründet war - und der Admiral Pausenlos, durch die von den Alliierten verordnete totale Abrüstung zum Ruhestand verdönnert, wegen Mangels an Kadetten nicht mehr nach Elementarteilchen forschen konnte.

Daran änderte sich auch nichts, als die Bundeswehr, mit unserm Fiete an der Spitze, in die Arena einzog, denn sie verzichtete freiwillig auf den Besitz des Atoms - übrigens aus strategischem Grunde: Sie wollte es diesmal, nachdem man zweimal mit Waffen nur mäßigen Erfolg gehabt hatte, mit der „Bildung“ versuchen, denn die Alten, die da wieder zur Fahne eilten, erinnerten sich leidvoll an ein viel benutztes Wort der jüngsten Vergangenheit:

„Führer befiehl, wir tragen die Folgen!“

Ob es nun dieses die Gemüter bewegende Konzept war (oder noch andere Ursachen vorlagen), es beflügelte jedenfalls zwei amerikanische Physiker (Murray Gell-Mann und George Zweig) sich diesem Konzept anzuschließen. Womit einmal mehr bewiesen ist, daß es ohne uns nicht geht, was wir Jungen schon in der Hitlerjugend wußten, als wir lauthals sangen:

„Heute hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“.

Das schöne Lied begann mit den mißdeutenden Worten: „Es zittern die morschen Knochen“, weshalb es bei Kriegsbeginn abgesetzt wurde: „Morsche Knochen“ hätten womöglich den „Endsieg“ in Frage gestellt!

Das Konzept der beiden US-Physiker erwies sich als erfolgreich. Sie fanden nämlich etwas, das 15 Jahre zuvor noch von seriösen Physikern als „Quark“ bezeichnet worden wäre, womit diese sogar recht gehabt hätten, denn was da von den US-Boys gefunden wurde, war wirklich „Quark“ - in dreifacher Sortierung - weshalb man fortan von diesem „Quark“ in der Mehrzahl sprach: „Quarks“!

Für das niedere Volk war das natürlich paradox: Käse im Atom! Es war nicht weniger paradox als die Tatsache, daß man jemandem nicht trauen kann, dem man alles zutraut! Was aber hatten die US-Boys gefunden? Protonen und Neutronen, die Kameraden des Atomkerns, die eben noch letzte Instanz in Sachen Elementarteilchen gewesen waren, bestehen aus noch elementarerem Baustein! Gesehen hat sie zwar keiner, aber das darf nicht verwundern: Ein gut getarnter Grenadier wird auch nicht gesehen!

Dennoch wurden die drei „Quarks“ sogleich identifiziert! Um sie unterscheiden zu können, fügte man ihnen Buchstaben bei: „u“ (vom Englischen „up“), „d“ (vom Englischen „down“) und „s“ (vom Englischen „strange“), was logisch war, denn „strange“ (seltsam) war das Neue nun wirklich! Diese Entdeckung war für die Atomphysiker „alten Schlages“ etwa das, was für die Generale „alten Schlages“ die Gründung der Bundeswehrhochschulen war: Nämlich „Quark“!

Aber warum nannten die beiden Amis diesen „Quark“ Quark? Hier ist die Antwort: Einer der Entdecker der „Quarks“ hatte im College -in einer Art von temporärer „Fahnenflucht“ aus der Physik- Bekanntschaft mit dem Roman des irischen Schriftstellers James Joyce, betitelt „Finnegans Wake“, gemacht, in dem das unruhige Leben von „Mister Finn“ auch „Mister Mark“ genannt, beschrieben ist. Dieser „Mister“ hat in seinem „wake“ (Kielwasser) drei Gören, welche sich durch bemerkenswerten „Quark“ ausgezeichnet haben müssen, denn er nennt sie „Quarks“. - „Three Quarks for Mister Mark!“ (wie es auf Seite 383 des Romans heißt.) Womit die Beziehung zur Teilchenphysik hergestellt ist:

Auf der einen Seite:

Mister Mark und seine drei Gören.

Auf der anderen:

Das Proton und seine drei Quarks.

Danach wurde es menschlich: Unsere beiden Physiker, im Nebenberuf auch noch Väter, brachten neben den Natur- und Geisteswissenschaften auch noch die Gesellschaftswissenschaften ins Spiel, welche sich ja wie die werdenden Mütter häufig „in anderen Umständen“ befinden. Sie sahen sich nämlich postwendend nach Spielgefährten für ihre „Quarks“ um - und sie fanden sie!

Da diese alsbald wie Kletten an den „Quarks“ klebten - etwa so wie die Leute in Dallas am Mercedes - nannten sie die Spielgefährten „Gluonen“ (vom Englischen „glue“). So klebten die Gören aneinander! Das Ganze bezeichneten sie als „Quark-Rezept“! Für die Herstellung einer Quarktorte ist es nur verwendbar, wenn man ein Physikbuch benutzt.

Sollten sich bei den Damen inzwischen Zweifel an besagtem „Quark-Rezept“ eingesetzt haben, so richten Sie sich doch einfach an einem Abschnitt des modernen Physikbuches auf. Dort heißt es, für jedermann verständlich:

„Drei Quarks machen ein Nukleon. Wenn wir die Baryonen ebenso wie die Mesonen als Systeme interpretieren, die aus mehreren Quarks bestehen, so benötigen wir für den Aufbau eines Nukleons mehr als ein Quark. Andererseits ist es unmöglich, ein Baryon aus zwei Quarks aufzubauen, da der Spin eines Zwei-Quark-Systems nicht halbzahlig sein kann wie etwa der Spin des Nukleons. Deshalb ist es am einfachsten, die Baryonen als Systeme zu interpretieren, die aus drei Quarks bestehen.“

(Harald Fritsch: Quarks Urstoff unserer Welt, Verlag Piper, München-Zürich 1984, S. 88)

Nun, meine Damen, versuchen Sie 'mal, danach eine schmackhafte Quarktorte zu machen! Für die werten Herren, die ja seltener mit der Herstellung einer Quark-Torte befaßt sind, habe ich mir erlaubt, dieses „Rezept“ ins Militärische zu übersetzen:

„Drei Gruppen bilden einen Zug. Jede Gruppe besteht aus Grenadierein. Wenn wir einen Zug formieren wollen, bedarf es also mehr als einer Gruppe. Andererseits ist es unmöglich, einen Zug aus zwei Gruppen aufzubauen, weil dann *eine* Gruppe führungslos wäre, was dem „Gammeln“ Vorschub leisten würde. Deshalb ist es am einfachsten, den Zug als ein System zu interpretieren, das aus drei Gruppen besteht, welche halbzahlig nicht vollständig wären.“

Genau hier hätte ich meinen „Quark“ beenden können, wenn nicht plötzlich aus Kalifornien („Where every thing is big!“) eine Geburtsanzeige eingetroffen wäre. Sie verkündete:

„Wir Quarks haben ein Brüderchen bekommen!“

Da waren die physikalischen Geburtshelfer reinweg „aus dem Häuschen“. Und weil sich das Neugeborene so „charmant“ in die Familienplanung einordnete, nannten sie es „Charm“. Worüber die bereits getauften Quarks erbost waren, denn ihre Namen - „Up“, „Down“ und „Strange“ - nahmen sich plötzlich gar nicht mehr so gut aus. Da erwies sich einmal mehr, daß alles, aber auch alles, relativ ist, abgesehen natürlich von Einsteins „Relativitätstheorie“.

Um den Frieden unter den „quarkenden“ Gören wiederherzustellen, wurde die Familiengründung fortentwickelt. Das Ergebnis: Zwei weitere Geburten! Nämlich Brüderchen „Bottom“ und Brüderchen „Top“. Nun „quarkten“ also sechs „Quarks“ im reichlich kleinen Hause! Was zu ertragen gewesen wäre, wenn sich diese nicht aus einem für das Heer sowie die Marine gänzlich unverständlichen Grunde mit der Luftwaffe liiert hätten, welche ja schon seit des Ikarus Zeiten für Höhenflüge gut ist. Die sechs begannen nämlich damit, Gegenstände, gewissermaßen „kleinste Teilchen“ in die Gegend zu schleudern - und da diese Gegenstände davonflogen wie ein „Tornado“, gaben ihnen die immer „am Ball“ befindlichen Physiker den Namen : „Jets“! „Quarkjets“!

Ob das *für* die Luftwaffe spricht oder *gegen* sie, müßte noch untersucht werden. Denn: Militärjets sollen ja nicht *davon*fliegen, sondern *hin*fliegen! Oder sollte sich bei ihnen womöglich eine uralte Soldatenweisheit durchgesetzt haben, die also lautet:

„Selig sind die, die nach hinten Gelände gewinnen,  
denn sie werden die Heimat schauen!“

Diese Weisheit ist auch die meine!

Mein Kommandant, der mit dem „Armleuchter“, hat sie mich beispielhaft gelehrt, damals, am ersten Weihnachtstage 1940 im Atlantik. Das war so: Wir griffen 'mal wieder als „Alleinunterhalter“ in der Morgendämmerung bei mieser Sicht einen nach Gibraltar bestimmten Geleitzug an, der sich insofern als echte Weihnachtsüberraschung darbot, da er unfairerweise von drei Kreuzern und sechs 7erstörern gesichert war. Das merkten wir aber erst, als sich der Dunst verzog und wir von wässerigen „Tannenbäumen“ eingerahmt waren.

Als diese „Tannenbäume“ näher kamen, klingelte im Kommandostand eins der zahlreichen Telephone und übermittelte folgende historische Anfrage:

„Wachhabender Ingenieur an Wachhabenden Offizier.

Frage: Dürfen Papierkörbe entleert werden?“

Als das mein Kammandant hörte, wußte er, was zu tun war: Er warf das Schiff auf Nordostkurs, ließ alle Pferde aus dem Stall und steuerte Frankreichs Küste an, denn dort standen Mülltonnen zur Verfügung.

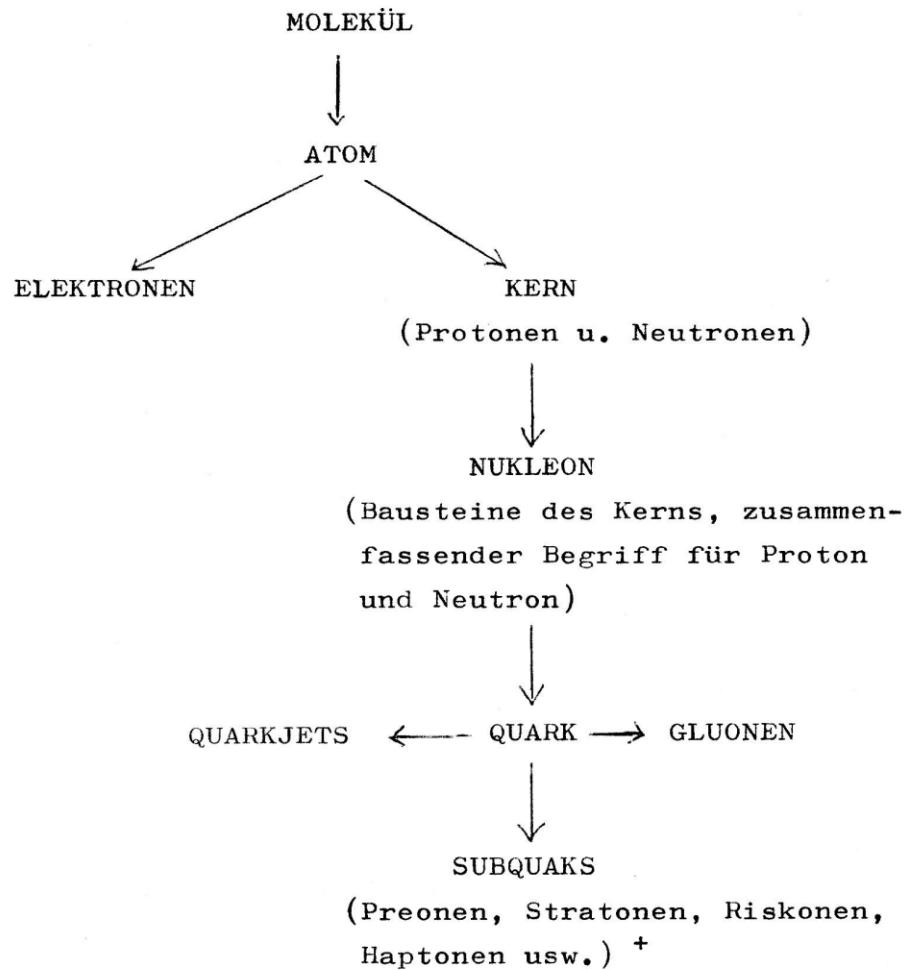
Damit näherte ich mich dem Ende meines „Quarks“. Doch mit Bestürzung! Denn ein Physikbuch neuester Art teilt mit: Unsere „Quarks“ sind entschlossen, eine weitere Generation in die Welt zu setzen! Das heißt aber doch: Die lieben „Quarks“ sind nicht die Kleinsten der Kleinen, sondern auch Systeme, die aus noch elementarer Bausteinen bestehen! Ganz genau weiß man das noch nicht, dennoch haben diesen „Kleinsten“ schon einen Namen gegeben: „Subquarks“.

(Harald Fritsch: Quarks, Urstoff unserer Weilt, Verlag Piper, München, Zürich 1984, S. 298.)

Da kann man doch nur mit Sorgenfalten auf der Stirn ausrufen: Hoffentlich erfährt die Bundeswehrspitze - dort oben auf dem Berge in Bonn, von wo man so schöne „Aussichten“ hat und den „Sternen“ näher ist als in der Ebene - nichts von dieser „elementaren“ Entwicklung! Sonst sähe sie sich womöglich veranlaßt, ihre seit Jahrhunderten so schön konzipierte Einheit, die „Gruppe“, auch noch in „Sub-Gruppen“ aufzuteilen, was für alte Krieger bestimmt „Quark“ wäre. Das aber hat Admiral „Pausenlos“ mit Sicherheit nicht gewollt, als er an Fiecents Mütze ein „Elementarteilchen“ entdeckte!

Für Elementarteilchen-Fans

BAUSTEINE (Konstituenten)



<sup>+</sup> Bis in alle Ewigkeit!

## **Faust III**

### **Der Tragödie politische Fortsetzung: Die Wendehälse**

AKRO-Neujahrsempfang 1990

#### **Personen und Institutionen**

Das Polit-Büro  
Das Zentralkomitee  
Generalsekretär Heinrich Faust  
Genosse Wagner  
Genosse Mephisto  
Leipziger Bürger  
Genossin Margarethe  
Chor der Singvögel  
Chor des Volkes  
Stimme aus dem Äther  
Specht Wendehals

#### **Ort der Handlung**

Ein Staat der Werktätigen

## **Vorspiel (im Polit-Büro)**

Von Zeit zu Zeit seh'n wir den Sekretär gar gern,  
wenn er, zu der Partei Behufen,  
uns linientreue Funktionäre  
zu dem Befehlsempfang gerufen!  
Wir hüten uns, mit ihm zu brechen,  
denn hübsch ist's von 'nem Sekretär  
so menschlich Funktionäre anzusprechen!

Weiß doch der Sekretär genau, wessen wir bedürfen:  
Erstens: Fremde Weine schlürfen!  
Zweitens: Privilegien!  
Drittens: Schöne West-Devisen  
auf sich're Konten überwiesen!

Daß wir die Chance nicht verpassen,  
sie vielmehr recht am Schopfe fassen,  
um uns rechtzeitig einzudecken,  
falls sich 'mal böse Fäuste recken!

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen  
probiert gern jeder, was er mag;  
drum schonten wir auch keine Mühen  
und machten uns manch' schönen Tag!

Wobei zu unserer werten Ehre  
dieses zu bemerken wäre:  
Unser Sozialverhalten  
ist dialektisch zu versteh'n!  
Man kann sein Volk ja nur verwalten,  
wenn die Privatgeschäfte geh'n!

## **Chor des Zentralkomitees (einstimmig)**

Fahnen mit Hammer und Zirkel im Feld,  
wehen im Winde, nicht allen gefällt 's!  
Kampfgruppen schreiten mit fordernden Blicken,  
Seite bei Seiten, woll'n uns beglücken!  
Kühn ist ihr Mühen, knapp zwar der Lohn,  
doch dafür winken die Hohen vom Thron!

Panzer, geordnet, donnern vorbei,  
rattern mit Ketten die Friedensschalmei!  
Und dazu jubelt mit lautem Geschrei  
die Hochgeschätzte, die Einheitspartei!

**Generalsekretär Heinrich Faust**  
(am Swimming Pool in Wanglitz sitzend)

Habe nun, ach, Partei-Hierarchie,  
Untergrundtaktik und Strategie  
und auch die leidige Demokratie  
durchaus studiert mit heißem Bemüh'n!'  
Und sitz' nun hier, ich armer Tor,  
und bin nicht klüger als zuvor!  
Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,  
Kapitalisten, Funktionäre, Schreiber und Pfaffen;  
mich plagen keine Skrupel und Zweifel,  
fürchte mich weder vor Gorbi noch Teufel,  
lass' mich von GLASNOST nicht verwirren!  
Wie kann man sich dahin verirren?  
Halt es vielmehr, wie ehedem,  
mit Josef Stalins Theorem! (atmet tief durch)

Des Volkes Wohl, daß ich nicht lache,  
ist nicht der Alt-Marxisten Sache!  
Sich mit dem Wohl herumzuschlagen,  
womöglich gar Soziales wagen,  
die freie Meinung zugesteh'n?  
Das ist bei uns nicht vorgeseh'n!  
Es fehlte noch, daß Menschen denken,  
wo wir doch die Geschicke lenken!

Doch sehr ist mir vor einem bang':  
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang!  
Wie alles sich zum Ganzen webt,  
eins in dem andern wirkt und lebt,  
seh' ich die *kurze* Zeit verstreichen,  
frag' mich, ob meine *Künste* reichen,  
der PERESTROIKA auszuweichen,  
die schon beginnt, auf leisen Socken  
die bösen Buben anzulocken!

(schaut nachdenklich auf Hammer und Zirkel, fährt fort)

Wie dem auch sei,  
ich bleib' dabei:  
Die Rolle der Partei zu stärken,  
daß sie sich fortan noch bewähre,  
ist Sache ihrer Funktionäre? (lächelt dann sarkastisch)  
Des Volkes Besserwisserei  
ist mir da gänzlich einerlei!  
Es mag mich lieben oder schelten,  
ich weiß genau, in Stalins Welten  
kommt alles Glück von der Partei!  
Und dabei hilft die Polizei!  
(richtet sich auf und deklamiert laut)

Werktät'ge, Ihr, von Pol zu Pole,  
erkennt doch endlich die Parole:  
Ob's gut geht oder auch 'mal schlecht,  
die Staatspartei hat immer recht!

**Genossen Wagner und Mephisto**  
(sich dem Swimming Pool nähernd)

„Freundschaft“, Freund Faust!  
Heut' schon zu Haus?  
Läßt sich's hier besser meditieren,  
das Kollektiv von hier regieren?

Die schöne Wanglitz-Kolonie  
befördert ja die Harmonie!  
Oder plagen Euch am Morgen  
schon des Volkes Freiheits-Sorgen?

In Sachsen scheint es zu rumoren!  
So kam's uns grad per Funk zu Ohren!  
Man sagt, bei einer Demo-Szene  
rief so ein Sachse ungeniert:  
„Macht Euern Dreck doch nur alleene! „  
Der STASI hat ihn abgeführt!

**Generalsekretär Faust** (erregt)

Naht Ihr Euch wieder, alte Knaben?  
habt Ihr in diesen trüben Tagen  
nichts Positives vorzutragen? (schüttelt den Kopf)  
Mich packt ein längst entwöhnter Schauer,  
der Menschheit ganzer Jammer packt mich an!  
Sagt an, steht noch die schöne Mauer,  
die unserm Volk so gut getan?  
„Den ganzen Dreck alleene machen!“  
dem Sachsen werd' ich Beene machen!

**Genosse Mephisto** (belehrend)

Recht habt Ihr, werter Sekretär!  
Doch solltet Ihr bedenken:  
Es was der Völker Art zu allen Zeiten,  
den Blick auf seine Oberen zu lenken;  
über ihr Tun sich zu mokieren;  
die falsche Wahrheit zu verbreiten  
und Eigensinn zu demonstrieren.  
Vergeßt nicht, daß wir unsere Alten,

als wir noch jung und ungestüm,  
für allerhöchst verkalkt gehalten,  
und das mit eifrigem Bemüh'n!  
(holt tief Luft und sagt dann nachdenklich)  
Nun zähl'n wir selber zu den Alten!  
Sollt' da vielleicht das Schicksal walten?

**Generalsekretär Faust** (noch mutig)

Ihr seht, Genossen, diese Sachen,  
wie man sie meist im Westen sieht;  
wir müssen das gescheiter machen,  
eh' uns die schöne Macht entflieht!

Wir sollten unsere Ziele tarnen,  
ohn' den Marxismus zu gefährden,  
vielmehr nach GLASNOST-Art verfahren,  
als Demokraten uns gebärden!

Denn sehr wünscht' ich, dem Volke zu behagen,  
das ich, wie Ihr, mit List und Witz,  
an guten wie an schlechten Tagen,  
mit Allgewalt schön angespitzt.

Und freilich möcht' ich gern die Menge sehen,  
wenn sich ihr Strom zum Aufmarsch drängt  
und mit den altbekannten Tönen  
den Blick auf Stalins Erbe lenkt!

(fährt dann mürrisch fort)

Ich frag' mich, was in aller Welt  
dem Volk an meinem Tun mißfällt?  
Ganz gleich, Welch' Marsch ich ihm auch blase,  
in jeden Quark begräbt es seine Nase!

Man ist, scheint's, vom Programme ziemlich weit,  
studiert nicht mehr in Marxens Manifesten,  
sondern liest zur freien Zeit  
BILD-Journale aus dem Westen!

Es kommt mich herber Zweifel an!  
Wer mag auf Wahlen noch vertrauen,  
man hab' sie noch so klug 'frisiert',  
wenn sich das Volk, ja selbst die Frauen,  
partout für's Reisen int'ressiert!

### **Genosse Wagner** (zustimmend)

Ja, ja, die Zeit sie saust,  
Parteigenosse Heinrich Faust!  
Wer lange lebt, hat viel erfahren,  
nichts Neues kann vor ihm besteh'n,  
doch muß ich mich jetzt ernsthaft fragen:  
Wie kann das Volk den Spieß umdreh'n?  
Wo alles doch so wunderschön!  
Wir sind doch wahrlich auch nicht dumm,  
und dennoch kehrt sich alles um!  
Man propagiert und demonstriert,  
man agitiert und protestiert,  
versündigt sich an den Gesetzen,  
versammelt sich ganz ungeniert  
auf unseren Paradeplätzen!

Man wirft uns vor, wir seien stur,  
beschimpft die schöne Diktatur!  
Die sei jetzt gänzlich aus der Mode!  
Und dabei weiß doch alle Welt,  
daß sie das Volk im Zaume hält!

### **Leipziger Bürger** (aufgebracht)

Wird es nicht alle Tage schlimmer,  
gehorchen soll man mehr als immer!  
All' kleine Freud' ist mir entrissen,  
die größ're muß ich längst schon missen!  
Hab' weder Paß noch Reisegeld,  
kenn' nicht die Herrlichkeit der Welt!  
Es möcht' kein Hund so länger leben!  
Drum will ich mich zum Volk begeben,  
daß mir durch Volkes Kraft und Mund  
der Menschen Aufbruch würde kund;  
daß ich mir das Erlebnis schenke,  
zu sagen, was ich wirklich denke!  
Schon hör' von fern ich das Getümmel,  
dort ist des Volkes wahrer Himmel,  
begeistert jauchzt dort Groß und Klein:  
Endlich 'mal Mensch, hier darf man's sein!

### **Generalsekretär Faust** (erregt)

Mensch will der sein? Das geht zu weit!  
Hat dieser Bürger ganz vergessen:  
Die höchste Form der Menschlichkeit  
ist dem Marxisten beizumessen!

Oh, glücklich, wer noch hoffen kann,  
in diesem Chaos wegzutauchen!  
Was man nicht weiß, das braucht' man jetzt,  
und was man weiß, ist schrecklich abgewetzt.

### **Genossin Margarethe** (in Tränen aufgelöst)

Meine Ruh' ist hin, mein Herze so schwer,  
ich finde sie nimmer und nimmermehr.  
Mein armer Kopf ist ganz verrückt,  
mein armer Sinn ist wie zerpfückt.  
Meine Ruh' ist hin, mein Herze ist schwer,  
wo nehme ich nun die Parfüme her?

### **Genosse Mephisto** (scheinheilig)

Parfüme hin, Parfüme her!  
Wo krieg' ich meinen Whisky her?  
Verdammst!  
Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust;  
die eine will sich von der andern trennen:  
Die eine hält's mit Machtes Lust,  
die andere mahnt mich, wegzurennen!

Ach, hätt' ich nur mein Gut verpräßt,  
dann braucht' ich hier jetzt nicht zu schwitzen,  
wär' in der Lage ohne Last,  
die Wende ganz still auszusitzen!  
Was mich jedoch marxistisch stört,  
ist unseres Volkes Perfidie!  
Da hat sich wohl Karl Marx geirrt;  
sein Manifest scheint Theorie!

### **Genosse Wagner** (empört)

Theorie! Theorie!  
Ja, grau ist sie  
und grün des Lebens gold'ner Baum!  
Doch selten geht es ohne sie!  
Ist Marxens Theorie ein Traum?  
Längst überholt von Zeit und Raum?  
Wie wär's, sie 'mal zu hinterfragen?

**Generalsekretär Faust** (wütend)

Habt Ihr uns weiter nichts zu sagen?  
Kommt Ihr schon wieder anzuklagen?  
Ist Euch die Theorie nicht recht?

**Genosse Wagner** (leicht pikiert)

Nein, nein! Nur find' ich's ziemlich schlecht,  
daß wir hier in der Tinte sitzen,  
und sich das Volk mit bösen Witzen  
über uns recht lustig macht.  
Da lob' ich mir doch die Chinesen,  
die mit ihrem Panzerbesen  
der Theorie Respekt verschafft!

**Genosse Mephisto** (listig)

Wenn da auch eine Lücke klafft  
zwischen des Volkes Phantasie  
und der verstaubten Theorie!  
Frag' mich, woll'n die Partei-Chinesen  
immer noch an Marx genesen?  
Ihr wißt, ich bin's, der gern verneint!  
Und das mit Recht, denn was entsteht,  
ist wert, daß es zugrunde geht.  
Drum besser wär's, daß nichts entstünde;  
dann wär'n wir drei jetzt ohne Sünde!

(wirft sich in die Brust)

Wohlan! Der Worte sind genug gewechselt,  
laßt uns jetzt endlich Taten seh'n;  
indes Ihr Theorien drechselt,  
gilt es die Wende zu besteh'n!

**Chror der Singvögel** (stimmig vorgetragen)

Amsel, Drossel, Fink und Star,  
freuen sich aufs neue Jahr!  
Der Spatz und unsere kleine Meise  
machen sich bald auf die Reise;  
der Specht, vom Uhu scharf beäugt,  
wetzt schon sein scharfes Handwerkszeug;  
der Kuckuck späht nach einem Nest,  
wo sich sein Ei verstecken läßt;  
derweil der schlaue Wendehals  
auf altem Feld, im neuen Kleid,  
bereit ist für 'ne weit're Balz.

Oh, welch ein Singen, Musizieren,  
welch ein geschicktes Tirilieren!  
Und alle pfeifen mit viel Schmalz,  
am schönsten tut's der Wendehals!  
Tirili, tirili, tirili!

**Generalsekretär Faust** (ein wenig aufgemuntert)

Dies schöne Lied, Ihr Spießgesellen,  
kann meine Stimmung nur erhellen!  
Warum soll'n wir den Hals nicht wenden?  
Auch gut' Ding muß ja einmal enden!  
Was unserm Wendehalse recht,  
steht auch der Politik nicht schlecht.  
Bedenkt, wie wir mit roten Wangen  
die Internationale sangen:  
„Auf, auf, ihr Brüder, ins Gefecht!  
Das Volk erkämpft sein Menschenrecht!“  
Ihr seht, die Theorie, sie stimmt,  
wenn sie uns auch die Pfründen nimmt!  
Die Geister, die wir einst gerufen  
– Welch gotteslästerlicher Hohn –,  
die stoßen uns nun von den Stufen!  
Ist das, frag' ich, gerechter Lohn?

**Genosse Mephisto** (beruhigend)

Schon gut! Warum sich ängstlich quälen?  
Laßt uns die rechte Taktik wählen!  
Das Volk, dem die Begriffe fehlen,  
bedarf zu seiner Harmonie  
'ner schönen, neuen Theorie!  
Wortreich sei sie und gut verpackt!  
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,  
mit Worten ein System bereiten;  
an Worte läßt sich gerne glauben,  
solang sie nicht den Glauben rauben!

**Generalsekretär Faust** (überlegend)

Meint Ihr, das Volk wird uns vertrauen,  
'ne neue Theorie verdauen?  
Mir scheint, der Zug ist abgefahren!

### **Genosse Mephisto** (scheinheilig)

Jetzt gilt's, die Ruhe zu bewahren!  
Habt Ihr das schöne Lied vergessen,  
auf das die Preußen einst versessen:  
„Gegen dumme Demokraten  
helfen nur des Staats Soldaten!“  
Ist unser STASI nicht bereit?

### **Genosse Wagner** (traurig)

Ach, Mephо, 's tut mir schrecklich leid,  
der STASI spürt den Zug der Zeit.  
Derweil das Volk die Ämter stürmt,  
ist unsere Schutzwehr still getürmt.

### **Generalsekretär Faust** (nach kurzem Überlegen)

Ihr seht, die Theorie verfehlt den Zweck,  
der Karren sitzt zu tief im Dreck! (holt dann tief Luft)  
Was mich jedoch direkt empört,  
weil es mein Kunstempfinden stört,  
das sind die Löcher in der Mauer!  
Da liegen Leute auf der Lauer  
und holen sich mit viel Pläsier  
'nen Mauerstein als Souvenir.  
Welch' Schauspiel! Welche Ironie!  
Was sie beschützt, zerbrechen sie!  
Verteufelt auch: Bei solchen Streichen  
muß selbst ich Alt-Marxist erbleichen!  
Warum hat Marx für solch' Gescheh'n  
im Manifest nichts vorgeseh'n?  
War er vielleicht ein Teil der Kraft,  
die Gutes will und Böses schafft?  
Ist das vielleicht des Pudels Kern?  
Wer sagt es mir? Ich wüßt' es gern.

### **Genosse Mephisto** (bestürzt)

Oh, Heinerich, oh, Heinerich!  
Was ficht Dich an, was ist mit Dich?  
Mir wird von dem Gered' ganz dumm,  
als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum!  
Warum des Pudels Kern beschwören  
und sich am End' noch selbst betören?  
Fragt vielmehr, was die Narrenwelt  
für uns wohl noch in petto hält! (dann verschmitzt)

Von unseres Volkes Kammer her  
kommt eine wunderbare Mär:  
Wir kriegen als gerechten Lohn  
'ne reduzierte Staatspension!  
Das ist doch was! Wo gibt's das schon?

## **Generalsekretär Faust** (nachdenklich)

Ach, Mepho, Ihr führt kluge Reden!  
Meint Ihr, man wird uns eine geben?  
Gestattet, daß ich mir's erlaube:  
Die Worte hör' ich wohl,  
allein mir fehlt der rechte Glaube! (dann hitzig fortfahrend)  
Was soll man denn von Leuten halten,  
die gestern noch in der Partei,  
heut' den Marxismus umgestalten,  
und was sie tun, für richtig halten?  
Das scheint mir alles sehr verwegen,  
und das auch noch mit Gorbis Segen!  
Ich Faust, selbst wenn's den Gorbi graust,  
halt' es mit Namensvetter Faust:  
Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen  
als ein Gespräch im Kreise der Partei,  
wenn wir, von Stalins Geist getragen,  
bei jedem Kalten Krieg dabei!  
Doch, ach,  
jetzt ist vom rechten Weg man weit!  
Ich lobe mir die guten Alten,  
denn freilich als sie alles galten,  
da war die rechte gold'ne Zeit!

**Chor des Volkes** (beim Spaziergang in Leipzig)

Vom Eise befreit ist des Landes Fläche  
durch des Aufbruchs friedlich-belebenden Blick,  
im Norden wie Süden grünt Hoffnungsglück!  
Die alten Genossen, in ihrer Schwäche,  
zieh'n sich klammheimlich nach Wanglitz zurück.  
Senden aus ihrer Hexenküche  
neue Parolen und fromme Sprüche!  
Derweil im Lande Bildung und Streben  
düstere Straßen mit Hoffnung beleben.  
Aus hohlen Gassen und finsterem Tor  
dringt nun ein buntes Gewimmel hervor!  
Verblaßt ist auf einmal der Partei roter Stern,  
wir feiern den Abgang der alten Herr'n.

Aus trister Häuser dumpfen Gemächern,  
aus Wohnblöcken und Giebeln mit tropfenden Dächern,  
aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht  
sind wir ganz plötzlich ans Licht gebracht.  
Seht nur, seht, wie sich die Menge  
aus der Straßen quetschender Enge  
jubelnd, winkend, erregt,  
friedlich zum Platze der Freiheit bewegt!

### **Stimme aus dem Äther** (warnend)

Doch während Ihr jubelnd vorwärts stürmt,  
hat die Partei sich schon abgeschirmt;  
röhren sich wieder die alten Kader  
und säen, geübt, den alten Hader!  
Beschwören scheinheilig braune Gefahren,  
um listig ihr trübes Gesicht zu wahren!  
Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinten,  
seid einig, lehrt Euch Zeit gewinnen!  
Ihr Bürger, bleibt auf der Wacht!  
Noch ist das Werk nicht ganz vollbracht.

### **Specht Wendehals** (mit Schlußakkord)

Ihr lieben Bürger, laßt Euch grüßen  
in Nord und Süd, landauf, landab,  
doch, ach, laßt mich nicht dafür büßen,  
daß ich so manchem Volksvertreter  
und windigem Partei-Anbeter  
meinen schönen Namen gab!  
Merkt Euch daher für spät're Fälle:  
Dem Wendehals kann man vertrau'n,  
den Wendehälsen aber kaum!

Verehrte Damen, werte Herren!

Nun bleibt nach dieser Exkursion  
in quasi faustische Gefilde  
mir nur der leid'ge Schlußsermon,  
daß sich das Werk zum Ganzen bilde!

Ach, was aus tiefer Brust mir da entsprungen  
und was ich - zögernd - dargebracht,  
mißraten sei es oder auch gelungen,  
*mich* hat die Sache angemacht!  
Ob sie der Runde auch gefällt,  
steht in den Sternen dieser Welt.

Doch gibt der Seemann zu bedenken:  
Ein Schiff auf hoher See zu lenken,  
ist leichter als ein Referat,  
das Politik zum Inhalt hat!

## **Hymne an einen Trabbi**

Frei nach Schillers „Lied von der Glocke“ und deutschen Volksliedern

AKRO-Neujahrsempfang 1992

Wichtiger Hinweis zur Einstimmung:

Der TRABBI ist ein dem Automobil ähnliches Kraftfahrzeug, das sich mittels eines Zweitakt-motors auf vier Rädern vorwärts bewegt. Sein besonderes Kennzeichen ist eine blauweiße Fahne, die er aufzieht, wenn er sich in Bewegung setzt. Er ist Teil einer Geschichte, die nun ihr Ende gefunden hat und in der der TRABBI eine befreiende Wirkung ausübte. Das ist und bleibt sein Verdienst!

### **PROLOG**

Er stand auf seines Daches Zinnen  
und schaute mit vergnügten Sinnen  
auf seinen neuen TRABBI hin.

„Der da ist mit untetänig“,  
sagte er zu Nachbar König,  
„gestehe, daß ich glücklich bin.“

„Du hast der Ob'ren Gunst erfahren  
die vormals Deinesgleichen waren,“  
sagt Nachbar König mit Bedacht.

„Doch graut mir vor der STASI Neide.  
Des Lebens ungemischte Freude  
hat diese Brut uns nicht gebracht.“

„Ach, mir ist's diesmal gut geraten,  
brauchte nur zehn Jahr' zu warten,  
dann war der TRABBI auch schon mein!“  
„Sooo schnell?“ fragt König höchst erstaunt.  
„Dein Glück war Dir recht wohlgelaunt,  
gesteh', Du hattest großes Schwein!“

Doch eh' er noch das Wort gesprochen,  
hat ihn der Jubel unterbrochen,  
der aus den Nachbarhäusern schallt:  
Jetzt kann er seine Füße schonen,  
des TRABBIs Polster thronen,  
beim Marsch durch Felder, Flur und Wald!

Und eh' der Jubel noch geendet,  
hat er den TRABBI schon gewendet,  
tritt seine erste Spritztour an,  
mutig, wenn auch unerfahren,  
mit des Rennfahrers Gebaren.  
Ein glücklicher und stolzer Mann!

Wer recht in Freuden wandern will,  
damit er 'was erlebe,  
der schaffe sich 'nen TRABBI an,  
denn der ist äußerst rege!

Fest montiert auf Sachsens Erden  
steht das Auto auf dem Band.  
Heute muß der TRABBI werden,  
frisch, Genossen, seid zur Hand!  
Von der Stirne heiß  
rinnen muß der Schweiß,  
soll das Werk den Fortschritt loben  
mit dem Segen von ganz oben!

Stimmt an mit hellem, hohen Klang,  
stimmt an das Lied der Lieder,  
für TRABBI einen Hochgesang,  
so'n Auto gibt's nie wieder!

Zum Werke, das wir hier bereiten,  
geziemt sich wohl ein ernstes Wort;  
und wenn Parolen es begleiten,  
dann fließt die Arbeit ohn' Akkord!  
Den Plan allein gilt's zu beachten,  
der alle Kräfte reguliert;  
*den* guten Mann muß man verachten,  
der nur am Markte int'ressiert.  
Das ist's ja, was den Bürger zieret  
und dazu ward ihm der Verstand:  
daß er im innern Herzen spüret,  
was die Partei für gut erkannt!

Wem sie will rechte Gunst erweisen,  
den schickt sie in die Welt,  
dieselbe, dem will sie ihre Wunder weisen  
von der Oder bis zur Elb'.

Drum greift zum Hammer und zur Zange,  
setzt Euren Schraubenzieher an;  
und fehlt es auch am Überschwange,  
bedenkt, die Arbeit läuft laut Plan!

Was auf des Bandes schöner Länge  
Stück für Stück an Form gewinnt  
und im Politbüro die Ränge  
sozialistisch freudig stimmt,  
es wächst mit jedem Arbeitsgange,  
erfüllt die Norm im Kollektiv,  
entwickelt sich im Arbeitszwange  
zum hochbegehrten Additiv,  
für das die Bürger schon seit Jahren  
die starke Ostmark eifrig sparen;  
auf das sie lange schon versessen,  
um ihre Kräfte recht zu messen  
im Kampf der Wagen im Gedränge  
in der Straßenschluchten Enge,  
gewiß auch auf des Staates Felde.  
Wohlgemerkt:  
zwischen Oder nur und Elbe!  
Schon ist des Bandes Ende nah,  
aus Teil um Teil gewinnt Gestalt,  
was auf dem Bande vorwärts wallt.

Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Saxonium,  
wir erwarten freudetrunkene,  
TRABBI, Dich, Du Unikum!

Legt letzte Hand an das Gefährt,  
füllt das Gemisch beim Stutzen ein,  
und seht, es fährt, es fährt,  
rollt in des Werkes Hof hinein!  
Hört nur, wie der Motor knallt,  
und's von der Hauswand widerhallt,  
wie die Reifen emsig schnurren,  
geflissentlich ihr Liedchen surren.  
Welch eine himmlische Musik  
in einer Mauer-Republik!

Hinaus in die Ferne  
mit lautem Hupenklang!  
Wir fahren ja so gerne  
durch Erichs Wunderland.

Denn mit des Motors Feierklange  
grüßt TRABBI knatternd Mann und Kind  
auf seines Lebens erstem Gange,  
wenn seine Probefahrt beginnt.  
Vorsichtig wird der Gang betätigt,  
das Gaspedal nur zart berührt;  
sogleich wird unser TRABBI tätig,  
wird seine herbe Kraft gespürt.

Er bewegt sich, schwebt,  
wie es sachte vorwärts geht,  
flieget pfeilschnell dann dahin  
und gibt dem Alltag neuen Sinn!  
Wenn auch die Fahrt von kurzer Dauer  
wegen der verfluchten Mauer!

Sah ein Knab' 'nen TRABBI steh'n,  
'nen TRABBI auf der Heiden,  
war noch neu und morgenschön!  
Lief er schnell, ihn anzuseh'n,  
den TRABBI auf der Heiden!

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,  
stürmt eilig aus des Vaters Haus  
und schaut mit technischem Gehabe  
nach diesem neuen Wunder aus.  
Und herrlich, in der Jugend Prangen,  
wie ein Gebild' aus Himmelshöhn',  
mit züchtigen, verschämten Wangen  
sieht er den TRABBI vor sich steh'n.  
Da faßt ein namenloses Sehnen  
des Jünglings Herz, er irrt allein.  
Aus seinen Augen brechen Tränen:  
Wann wird ein solches Auto mein?

Ein Heller und ein Batzen,  
ach, wären sie doch mein!  
Ich tauscht' sie ohne Faxen  
für einen TRABBI ein!

Oh, zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,  
des ersten Autos gold'ne Zeit!  
Das Auge sieht den Himmel offen,  
es schwelgt das Herz in Seligkeit.  
Oh, daß sie ewig grünen bliebe,  
die schöne Zeit der Trabbi-Liebe!  
Ja, daß sie wachse und gedeihe,  
gebe dem TRABBI jene Weihe,  
die echten Wundern angemessen,  
und die der Nachwelt unvergessen!

An der Saale hellem Strande,  
neben Burgen stolz und kühn,  
parkt an einem Straßenrande  
ein TRABBI auf dem Seitengrün.

Seht, wie sein Chassis sanft gefedert,  
die Achsen rechts und links gerädert,  
der Zweitaktmotor rhythmisch tuckert  
und jede Ausfahrt gleich verzuckert.  
Wohltätig ist des Motors Macht,  
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht!  
Doch wehe, wenn sie losgelassen  
bei vollem Gas im dritten Gang,  
und sich durch volkbelebte Gassen  
wälzt der stürmische Trabant;  
wenn er der Fessel sich entrafft  
und mit des Motors starker Kraft  
einherrast auf der Straßen Spur  
mit Vollgas quer durch die Natur,  
knatternd wie ein Rasenmäher,  
verjagend Wild und Eichelhäher,  
Hühner, Gänse und Fasane  
mit seiner blauen Auspuff-Fahne,  
wild, gewaltig, ungestüm,  
ein vorsintflutlich Ungetüm!  
Da wird ein Traum zur Wirklichkeit!  
Das Volk strömt in die Gassen,  
um mit dem nöt'gen Sachverstand  
des TRABBIS Urkraft zu erfassen.  
Staunend, begeistert, angespannt.

Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum.  
Ihn rammte 'mal ein TRABBI, obwohl genügend Raum,  
und schnitt in seine Rinde ein wenig schönes Wort,  
das für die alte Linde ein unerhörter Tort.

Oh, holde Urkraft, segensreiche,  
Mutter der antiken Helden,  
daß sie zur Warnung ihm gereiche,  
wenn Stolz und Übermut sich melden!  
Denn furchtbar ist's, den Leu zu wecken,  
verderblich ist des Tigers Zahn,  
jedoch zum schrecklichsten der Schrecken  
wird ein Trabant mit „Affenzahn“!  
Da werden TRABBIS zu Hyänen  
und treiben mit Entsetzen Scherz,  
dem WESSI-Driver kommen Tränen,  
er legt betrübt die Hand auf's Herz,  
und seufzt mit ander'n um die Wette:  
Wenn man doch solchen Renner hätte!

Seht, wie die Räder rasend drehen,  
und aus dem Auspuff mit dem Wind  
bläulich-weiße Wolken wehen,  
welche äußerst strenge sind.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,  
wo Starkes sich und Mildes paarten,  
da gibt es einen guten Klang.  
Doch prüf, wer sich am TRABBI bindet,  
ob sich die rechte Wartung findet!  
Der Wahn ist kurz, der Service lang!  
Denn, ach, so manche kleine Panne  
verkürzt des Autos Lebensspanne,  
ja, mit des Zweitakts Klopferei  
reißt auch so mancher Traum entzwei.

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,  
was lange fährt, muß rosten;  
in Trabbi-Freuden schleicht sich ein,  
was auch im Leben allgemein:

Die Leidenschaft flieht,  
die Liebe wird leiden,  
manch Kerze verglüht,  
man muß sich bescheiden.  
Reparaturen,  
rund um die Uhren,  
mit eigener Hand  
halten in Stand  
die Mobilität,  
ohn' die es nicht geht!  
Man will ja hinaus  
ins bessere Leben,  
will wirken und streben,  
dem Glück nachzujagen.  
Da braucht man den Wagen!

Schier zwanzig Jahre ist er alt,  
hat manche Panne überlebt,  
und tuckernd sich in Wald  
und Feld mit Gleichmut fortbewegt.

Seht, wie der Vater das Äuß're poliert,  
den Motor und das Getriebe schmiert;  
Sohn. und Tochter das Werkzeug reichen  
und niemals von seiner Seite weichen;  
derweil die Hausfrau im Innern waltet,  
den Fond mit Wohlbehagen gestaltet,  
und regt ohne Ende  
die fleißigen Hände,  
und mehrt den Gewinn  
mit ordnendem Sinn,

und füllt mit Schätzen auf ihre Weise  
den Kofferraum für die nächste Reise,  
und füget zum Guten auch noch den Schimmer,  
und ruhet nimmer.

Weg mit den Grillen und Sorgen!  
Gesattelt des Staates Karosse,  
auf in den frischen Morgen  
mit Dir, geputzter Genosse!

FREIHEIT, wenn auch nur zum Scheine,  
gibt der geliebte TRABBI ein,  
verdrängt so manches liebe Mal  
des Alltags trübe Mühesal!  
Und das war fortan sein Beruf.  
Ob man ihn dafür auch erschuf?  
Denn Freiheit ist im Kollektiv  
nur für die Ob'ren ein Motiv;  
nach der Devise: Freiheit mir!  
Dem Volk 'nen TRABBI für's Pläsier.  
Wie das schon Nero praktizierte,  
der auch die Bürger gern verführte,  
wenn auch nicht mit dem Volkstrabant,  
weil ihm derselbe unbekannt,  
doch füglich im bekannten Stile:  
Peitsche, Brot und Zirkusspiele!  
Doch mit des Geschickes Mächtten  
war noch nie ein Bund zu flechten.  
Die Geister, die der TRABBI rief,  
wurden dem VOLKE zum Motiv!  
Freizügigkeit, die man gewährte,  
listenreich und gut getarnt,  
führt' TRABBI auf die Freiheitsfährte,  
die listig er vorausgeahnt.  
Wer hätt's dem Kleinen zugetraut,  
den Spott gern in die Pfanne haut?  
Doch so ist's immer mit den Kleinen,  
sie sind viel zäher als sie scheinen!

Als die Römer frech geworden  
sim serim sim sim,  
zogen sie nach Deutschlands Norden  
sim serim sim sim!  
Vorne mit Trompetenschall  
täterätätä  
der Legionäre Feldmarschall  
täterätätä!

Wer, Freunde, hätte je gedacht,  
daß Trabbischaren über Nacht  
es jenen Römern nachgemacht?  
Freh durch die Löcher in der Mauer,  
wo einst die VOPOS auf der Lauer,  
mit Urgewalt nach Westen drängen,  
angemacht von Festgesängen,  
hupend für die Menschenrechte  
in ihrem friedlichen Gefechte!  
Vorne im bekannten "look"  
täterätä  
die Trabbischaren, tuck, tuck, tuck  
täterätä!

Freiheit, die ich meine,  
die's Gemüt erhellt,  
machte dem TRABBI Beine,  
führte jenseits ihn der Elb'!

Seht, wie sie im Stau sich ballen,  
die Ventile widerhallen,  
die Auspuff-Fahne duftend weht,  
wenn's ein paar Schritte vorwärts geht.  
Doch selbst noch im Verkehrsgewühle  
triumphier'n die Wohlgefühle!  
Denn wahr erweist zum ersten Male  
sich Marxens Internationale!  
Was sie Jahrzehnte propagiert,  
den Menschen listig suggeriert,  
ist plötzlich eine Himmelsmacht,  
doch anders, als es Marx gedacht.  
Das Böse räumt den Platz dem Guten,  
der lange Spuk, er ist vorbei,  
die TRABBIS können sich jetzt sputen,  
der Weg ins größ're Land ist frei!  
Es strömen nun die Völkerscharen  
zu einer neuen Völkerschlacht,  
die diesmal nicht vor Leipzigs Toren,  
sondern bei ALDI angesagt.  
Vorne, wie bereits bekannt,  
täterätä  
ein stetig tuckernder Trabant  
täterätä.

Wohlauf, Genossen, die ihr 'mal wart,  
schaut an, was selten ihr geseh'n!  
Jetzt präsentiert sich auf seine Art  
das Kapital, das Marx nicht genehm.

Doch während sie eifern im Volksgedränge,  
schaut TRABBI, der sie ja hergebracht,  
aus des Parkplatz' drückender Enge  
auf diese neue Völkerschlacht.

Und wie er so schaut, sieht er mit Schrecken,  
daß WESSI-Autos die Neugier wecken,  
erkennt, wie getreue TRABBI-Piloten  
mit nachdenklich stimmenden Blicken  
Polos und Audis und Golfe ausloten,  
und solches mit echtem Entzücken!

Das aber kommt ihm komisch vor:

Gestern noch in aller Ohr,  
heut' nur noch ein armer Tor?  
Gestern gesucht bei Nacht und Tage  
und heut' nur noch 'ne Umweltplage?

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
daß plötzlich ich nicht mehr „in“?  
War ich vielleicht nur ein Märchen,  
ein Märchen der Brüder Grimm?

Die Zeit kann manche Form zerbrechen,  
die dato unzerbrechlich scheint;  
der Fortschritt pflegt sich stets zu rächen  
an dem, was mit der Zeit versteint.  
Wo neue Kräfte sinnvoll walten,  
da wird sich neu' Gebild entfalten;  
wenn sich die Völker selbst befrei'n,  
kann sich sogar ein TRABBI freu'n,  
denn von bedeutendem Gewichte,  
belächelt oft und auch verkannt,  
ist TRABBI Teil von der Geschichte,  
die nun, wie er, ein Ende fand.

So leb' denn wohl, Du graue Maus,  
hast manche Jagd ertragen!  
Vorbei ist's zwar mit Saus und Braus,  
doch auch mit Deinen Plagen.

Hier könnte diese Ode enden,  
doch dabei lässt sich's nicht bewenden,  
denn immer noch ist nicht bezeugt,  
worüber die Experten streiten:  
Ist TRABBI nun ein Kraftfahrzeug  
oder ein Gefährt auf Reifen?  
Die Antwort, schwierig, doch verjährt,  
ist dennoch leicht gegeben:  
Nicht Kraftfahrzeug und nicht Gefährt  
ist der Trabant gewesen!

Begleiter war er und Gefährte  
der Mut und Hoffnung oftmals nährte,  
der mit seines Zweitakts Klang  
übertönte Frust und Zwang!  
Mög' endlich die Erkenntnis reifen,  
die Spatzen von den Dächern pfeifen:  
Die Freuden, die der TRABBI rief,  
bewältigten manch' Alltagsmief,  
erwiesen sich als süße Sahne  
beim Genuß der Staatsschikane! –  
Doch wie sein Klang im Ohr vergeht,  
der tuckernd aus der Haube schallt,  
lehrt TRABBI uns, daß nichts besteht,  
daß alles Irdische verhallt.  
Was bleibt allein im Weltgetriebe,  
sind Hoffnung, Glaube und die Liebe!  
Und letztere, sei'n wir galant,  
verdient der wack're Volkstrabant!  
Ihm gilt nun unser Abgesang:

Du, Du liegst mir im Herzen,  
TRABBI, Du bleibst mir im Sinn,  
beschertest mir manchmal Schmerzen,  
doch die nahm ich gerne hin!

Trugst mich durch Felder und Auen,  
oft ächzend, über Berge und Tal,  
quer durch geschundene Gauen  
und öfters, genötigt, zur Wahl.

Hab' oft im Kreise der Lieben  
in deinen Polstern geruht,  
wenn der Zweitakt 'mal ausgeblieben,  
beim Träumen verflog meine Wut.

Kein Feuer, keine Kohle  
könnte brennen so helle  
wie die zwiespält'ge Liebe  
zu Dir, mein Geselle!

Wer es auch immer versteh':  
Ich hab' eine Träne vergossen,  
es ergriff mich ein stilles Weh  
beim Abschied von diesem Zosser,  
der mir eine gute Fee  
und treuer als all' die Genossen!

Und nun stimmt ein mit Hupenklang  
in Burschenschaftlers Festgesang:  
„Oh, alte TRABBI-Herrlichkeit,  
wohin bist Du entchwunden?  
Versink nicht in Vergessenheit,  
bleib' uns im Geist verbunden!  
Vergebens spähen wir umher  
und finden Deine Spur nicht mehr,  
oh, jerum, jerum, jerum,  
oh, quae mutatio rerum!“

## Nachwort

Der aufmerksame Leser wird bemerkt haben, daß ich dem TRABI ein zweites B hinzugefügt habe. Das geschah absichtlich, weil man hüben und drüben -wie ich wieder und wieder beobachtet habe- das Wort zumeist nicht mit langem A (TRABI), sondern mit kurzem A und zwei Bs ausspricht. - C'est ca!



## **Akut oder nicht akut; Versuche einer Klärung**

Mein Beitrag zum Columbusjahr

AKRO-Neujahrsempfang 1993

Verehrte Damen!

Meine Herren!

Seeleute (sofern anwesend)!

Wenn mich nicht alles täuscht, so ist im Vorjahr mein Referat „Hymne an einen Trabbi“ freundlich aufgenommen worden, ja, man könnte sagen *sehr* freundlich. Das tat dem alten Seemann gut, *aber* gab ihm auch zu denken. Man weiß ja, daß Erfolge den Erfolg reichen unter Erfolgsdruck setzen: Man erwartet noch mehr von ihm!

Sie erkennen vielleicht: Zweifel bedrückten mich! Da erschien urplötzlich die geschätzte Nachbarin Gisela auf der Bildfläche, klärte resolut, wo mich der Schuh drückte und sagte dann mit der ihr eigenen Bestimmtheit: „Ach, Ihnen fällt schon etwas *Akutes* ein!“

Dieses Vertrauen in mein ansonsten schlichtes Gemüt, stärkte mich zwar, aber als sie gegangen war, drängten sich neue Zweifel auf: Was bedeutet schon „akut“, fragte ich mich, dachte im gleichen Augenblick an meinen akuten Blinddarm, der mir 1943 im Kieler Marienlazarett herausgenommen wurde, mit bleibenden Folgen, denn ich lernte dort ein weibliches Wesen kennen und schätzen. Das spielte sich so ab:

Ich saß nach der Einlieferung im Zimmer 119 am fiskalischen Tisch und löffelte die wohlschmeckende, wenn auch dem Blinddarm abträgliche Erbsensuppe. Da öffnete sich die Tür und eine muntere Krankenschwester, Bücher im Arm, trat strahlend ein. Ich, damals noch wohlerzogen, sprang auf und meldete mit angedeuteter Verbeugung: „Leutnant zur See Peter vom Schweren Kreuzer ADMIRAL HIPPER.“ Darauf färbten sich die Wangen besagter Krankenschwester knallrot, sie warf die Bücher auf ein leeres Bett und verließ fluchtartig den Raum. Das wunderte mich! Sie muß jedoch irgendwann zurückgekehrt sein, denn seit 49 Jahren bin ich mit ihr verheiratet.

Dieses Ereignis, lebhaft in Erinnerung gerufen, löste meine früher aufgezeigten Zweifel, denn ich erkannte: Das Wort „akut“, seinem lateinischen Sinne nach bei etwas momentan Auftretendem angewendet, kann auch bei einer Dauerkrise, zum Beispiel in der Ehe, Sinn ergeben.

Diese Erkenntnis an einem weiteren Beispiel zu überprüfen, reizte mich spontan, wie es im Februar 1943 mein akuter Blinddarm getan hätte. Ich ließ mir, wie von Nachbarin Gisela vorausgesagt, etwas AKUTES einfallen, nämlich zwei Ereignisse, das *eine*, erst kürzlich gefeiert und jedermann bekannt, das *andere* etwas länger zurückliegend und weniger bekannt. Diese beiden habe ich kombiniert! Als Überschrift wählte ich:

**Akut oder nicht akut ?**

Stille Nacht, heilige Nacht!  
Alles schläft, einsam wacht  
nur das traute hochheilige Paar!  
Holder Knabe im lockigen Haar,  
schlaf' in himmlischer Ruh'!

So hätte es über die stillen Wässer klingen können, als das Schiff, gefolgt von einem zweiten mit langsamer Fahrt am Heiligen Abend in die Meerenge einsteuerte, mehr treibend als fahrend, zur Rechten die Leeküste, zur Linken die Luvküste, beide Schiffe von der heiligen Nacht eingehüllt, Sterne über sich, der Mond im ersten Viertel, vorne das Führerboot, achteraus, nach Luv gestaffelt, die Taktische Nummer ZWO!

Der Wind war eingeschlafen, die Schiffe trieben in der Flaute dahin, in der langen Dünung, die siech an den entfernten Riffen zur Rechten mit dumpfem Grollen brach, sanft schaukelnd, im Ganzen Bild des Friedens, dem Heiligen Abend, der „stillen Nacht“ angemessen.

Als die Mitternacht nahte und sich der Tag der Weihnacht sich friedlich anschickte anzubrechen, begab sich der gestrenge, oftmals geplagte Geschwaderchef, von den Übungen der Vortage müde und schöpft, zur wohlverdienten Ruhe. Er hatte zwei Tage und eine lange Nacht kein Auge zugetan. Die Wache übernahm, wie vorgeschrieben, der Kommandant des Führerbootes, ein durchaus erfahrener Kapitän.

Doch auch dieser war müde! Als der Geschwaderchef in seiner Kammer verschwunden war, legte auch er sich zur Ruhe nieder. Die Küste war ja sooo fern! Dabei übersah er in seiner ihm eigenen Gutgläubigkeit, daß mitunter nicht nur die Schiffsoffiziere müde sind, sondern auch die Matrosen, denn kaum hatte er sich in die „Horizontale“ begeben, da machte es sich auch der Rudergänger, ein erfahrener Seemann, an Deck bequem.

Doch ist zu dessen Ehre zu sagen, daß er zuvor das Ruder einem Schiffsjungen über gab, was der Chef allerdings streng verboten hatte, aber der schlief ja - und träumte vielleicht sogar vom Weihnachtsmann. So kam es, daß von einer Besatzung von 40 Mann nur ein noch unerfahrener Schiffsjunge am Ruder still vor sich hin döste, denn auch er war müde, während die Schiffsführung selig in Morpheus` Armen lag.

Das schöne Weihnachtslied, das ich an den Anfang meiner Ausführungen stellte, las sich nun so:

Stille Nacht, heilige Nacht!  
alles schläft und keiner wacht!  
Nur ein „Moses“ im lockigen Haar,  
auch schon müde, hält sich noch klar,  
döst am Ruder still vor sich hin.

So geschah es, daß das dahin treibende Führerboot - gerade als der erste Weihnachtstag angebrochen war - auf ein der Leeküste vorgelagertes Riff aufsetzte. Das ging wegen der Flaute so sanft vor sich, daß zunächst keiner der Schlafenden erwachte. Erst als der am Ruder vor sich hin dösende Schiffsjunge bemerkte, daß sich das Ruder nicht mehr recht bewegen ließ, wurde dieser hellwach und begann zu schreien. Dadurch wurde - typisch für die Marinen unserer Erde - als erster der Geschwaderchef wach, stürzte fluchend an Deck, prüfte die Lage und handelte, wie es ihm die seemännische Erfahrung gebot.

So befahl er dem nun auch wach gewordenen Führerbootskommandanten, unverzüglich das Beiboot auszusetzen und den Anker nach achtern auszufahren, was sachgerecht war. Der Kommandant und die abgeteilten Seeleute jumpten ins Boot, von Furcht beflügelt schneller als üblich, und legten sich in die Riemen, *aber* - man höre und staune - ließen in ihrer Angst den Anker Anker sein und flohen Hals über Kopf zu der in Luv treibenden Taktischen Nummer Zwo, offenbar beseelt von der Weisheit der Bibel, wo es im 69. Psalm, Vers 16, heißt:

„Daß mich die Wasserflut nicht ersäufe und die Tiefe nicht verschlinge!“

Doch die flüchtenden Ruderer machten ihre Rechnung ohne den Wirt, d.h. ohne den Kommandanten der Taktischen Nummer Zwo. Der jagte sie nämlich fluchend von dannen und gab ihnen Gelegenheit, in der Dünung schaukelnd, über ihre Heldentat nachzudenken.

Da bietet sich eine weitere Strophe an:

Stille Nacht, heilige Nacht!  
Dies sei allen kundgemacht:  
Nicht jedermann ist auf der Hut,  
der abzuhauen sich geruht,  
auch wenn er's noch so eilig tut.

Unterdessen wurde das Führerboot durch die sanfte Dünung immer höher auf das Riff gesetzt, Die Spanten begannen zu ächzen, leichte Schlagseite stellte sich ein. Da griff der Geschwaderchef zur zweiten Maßnahme: Er ließ den Hauptmast umlegen, um das Schiff zu leichten, immer noch hoffend, es freizubekommen. Es war vergeblich. Schon hatte das scharfe Riff sein Werk getan! Das Schiff wurde leck, Wasser trat durch die Fugen ein. Die Rettung war ausgeschlossen.

Da blieb keine andere Wahl, als die Besatzung in Sicherheit zu bringen, und das geschah mit Hilfe der Taktischen Nummer Zwo, wobei es keiner besonderen Anfeuerung bedurfte, weil man auf einen weiteren Psalm-Vers hoffte:

„ und daß wir errettet würden aus den Tiefen der Wasser!“

Und siehe da: Die Hoffnung trog nicht!

Stille Nacht, heilige Nacht!  
Hast uns glücklich an Land gebracht!  
Freudig klingt es aus jedwedem Mund,  
da uns schlägt die rettende Stund':  
Erde, nun hast Du uns wieder!

Doch nun gilt es, das Geschilderte zu hinterfragen: Was ist eigentlich geschehen? Man kann es physikalisch erklären: Eine Kettenreaktion, durch ansteckende Müdigkeit ausgelöst, führte zur Spaltung, nämlich der Disziplin, und setzte ein Wachvergehen frei, das eine die Umwelt belastende Strahlung von Trümmern zur Folge hatte, welche die beteiligten Seeleute mit der Nase auf den Kern des Problems stieß:

Stille Nacht, heilige Nacht!  
Hätt' ich doch Mutters Rat bedacht:  
Bleibe im Lande und nähre Dich redlich,  
draußen auf See suchst Du vergeblich,  
was Dir die Navy gern schmackhaft macht!“

Leider sind Wachvergehen - wie bekannt - seit eh und je integrierender, wenn auch beklagenswerter Bestandteil des Wacheschiebens. Denken Sie an jene trojanischen Posten, die es - ob gutgläubig oder müde - versäumten, den hölzernen Gaul, der über Nacht auf Trojas Marktplatz plaziert worden war, nach Schmuggelware zu durchsuchen, was zur Folge hatte, daß Troja versank, zwar nicht in den Fluten, sondern in Asche.

Oder erinnern wir uns der im Kapitol von Rom still vor sich hin dösenden Legionäre, die das Anrücken der Gallier verschliefen, was zur Katastrophe hätte führen können, wenn nicht die kapitolinischen Gänse gewesen wären, die mit ihrem Schnattern die dösenden Posten aufschreckten und so Roms Untergang verhinderten.

Solche Wachvergehen, deren Liste sich leicht erweitern ließe, wie jedermann weiß, der einmal gedient hat, bereiteten ja auch dem Großen Kurfürsten von Brandenburg und Preußen ernste Sorge, weshalb er sich genötigt sah, einen „Artikelbrief und Unterricht, betreffend den Krieg zu Wasser“ (so der Titel) zu erlassen.

Dort heißt es im „Artikel XIV:

„Es soll sich niemand unterfangen, von der Wacht zu gehen, ehe ihn ein anderer abgelöst. Wer's aber tut; soll bei Strafe dreimal unter den Kiel hindurchgezogen und von allem Schiffsvolk gepeitscht werden. Desgleichen soll, wer auf seiner Wache *schlafend* befunden wird, dreimal unten durchgezogen und gepeitscht werden.“

Soweit Fridericus Wilhelmus, dessen Forderung allerdings bei dem von mir geschilderten Wachvergehen nur zur Hälfte anwendbar gewesen wäre. Zwar hätte man peitschen können, aber das Kielholen war nicht drin, weil der Kiel ja schon auf Grund lag.

Eigenartigerweise hatte der Schiffbruch, von dem in diesem Referat die Rede ist, keine Folgen, wenn man 'mal großzügig vom Verlust des Schiffes absieht. Es wurde kein Havarie-Verfahren eingeleitet, wie's sonst weltweit üblich ist - mit viel Papier und erhobenem Zeigefinger jener Experten, die ihre Manöver gekonnt am Schreibtisch fahren.

Aber warum gab es ein solches Verfahren nicht? Die Antwort ist in den Umständen begründet: Das Havarie-Verfahren, eine Variante der Christenverfolgung, war noch gar nicht eingeführt, denn der Schiffbruch, von dem hier berichtet wird, ereignete sich schon vor 500 Jahren, in der Heiligen Nacht des Jahres 1492, an der Nordküste von Haiti, jener karibischen Insel, die ich 476 Jahre später als Kommandant der DEUTSCHLAND von der Kommando-brücke aus in Augenschein genommen habe, allerdings in gebührendem Abstand. Ein Schiffbruch vor Haiti schien mir genug zu sein!

Damit bin ich - zugegeben, etwas weit ausholend - zu jenem Kollegen der See vorgestoßen, der sich seines Wertes höchst bewußt war und dessen Strandung sich im Vorjahr zum 500ten Male jährte: Christoph Columbus!

Er nannte sich doch tatsächlich, bevor die Reise überhaupt losging, recht unbscheiden, ja großfressig „Admiral des Weltmeeres“. So etwas soll - man will es kaum glauben - bei Admiralen auch vorkommen, wie den Memoiren von Joachim Ringelnatz zu entnehmen ist. Dieser schnauzte z.B. als Korporal -übrigens beim grauen Schloß in Friedrichsort- 'mal einen Mann so an: „Steh'n Sie nicht so großfressig da wie ein Admiral!“

Das hörte ein in der Nähe stehender kaiserlicher Oberleutnant zur See. Dieser wandte sich sogleich an Korporal Kuttel Daddeldu und fragte scheinheilig: „Maaat, haben Sie schon 'mal einen großfressigen Admiral gesehen?“ Darauf Kuttel: „Jawoll, einen feindlichen!“

An des Columbus' großfressigem Titelanspruch wird jedoch einmal mehr die Unge rechtigkeit dieser Welt deutlich: Er - Columbus - trotz Schiffbruchs „Admiral des Weltmeeres“; ich - Charly Peter - ohne Schiffbruch, nur Konteradmiral!

Da darf es nicht verwundern, daß sich die Admirale der letzten 500 Jahre, die mühsam die bekannte Dienstgradleiter erklimmen mußten, herausgefordert fühlen, zumal sie sich auf einem um vieles größeren Seegebiet herumschlagen mußten als der Admiral des Weltmeeres. Hat dieser doch in einem Brief an die Majestäten vollmundig, um nicht zu sagen „großfressig“, behauptet: „Die Welt ist von geringer Größe. Was an ihr trocken ist, sind sechs Teile, und nur ein Siebtel bedeckt das Wasser...“ Wenn's so wäre, könnte man singen:

Stille Nacht, heilige Nacht!  
Was hat sich der Mann nur ausgedacht?  
Tönt' es doch laut von ferne und nah:  
Selbst ein Siebtel bedeutet Gefahr,  
wenn die Riffe dem Schiffe zu nah!

Doch nicht nur die Admirale fühlten sich herausgefordert, sondern auch die Indianer Amerikas, wie ein bissiger Artikel in der amerikanischen Wochenzeitung TIME (1970) beweist. Da macht ein Sioux-Indianer, Doktorand der berühmten Berkeley Universität, seinem Herzen mit diesen Worten Luft: „Es ist höchste Zeit, daß die Indianer ihren verfluchten Hintern anlüften und aufhören, sich von den Weißen an der Nase herumführen zu lassen. Sogar den Namen „Indianer“ haben sie uns aufgedrückt. *Den* gab uns irgendein blöder weißer Kerl, der nicht wußte, wo er war, aber glaubte, in Indien gelandet zu sein.“ Mit dem „blöden weißen Kerl“ meinte der Sioux natürlich den „Admiral des Weltmeeres“, der glaubte, in Indien zu sein. Da irrte er zwar, doch sollte man ihm solches nachsehen, weil auch Admirale gelegentlich irren, wenn auch sel ten!

Gefeit sind in dieser Hinsicht ja nur die Politiker, wie ein Kreuzworträtsel beweist, das ich aus Gründen der Weiterbildung löste. Bei „24 senkrecht“ lautete die Frage: „Alle Menschen tun es, nur die Politiker nicht!“ Ein Wort mit fünf Buchstaben war zu suchen.  
Ich fand es: IRREN!

Für einen Moment war ich überrascht - wegen gewisser Erfahrungen dann erkannte ich die zwingende Logik des Rätselmachers: Politiker können gar nicht irren, denn ihrer ist die Wahrheit, wenn sie die Mehrheit haben!

Leider konnte sich Columbus dieser angenehmen Lage nicht erfreuen, da damals die Mehrheit bei den spanischen Bischöfen war, die wie sich die Bilder mit heute gleichen - fünf Jahre lang konferierten, bis sie zu dem Schluß kamen, daß die Überschiffung des westlichen Ozeans, wenn er überhaupt überschiffbar sei, mindestens drei Jahre dauern würde. Aber auch sie irrten, obwohl politisch durchaus versiert, denn Columbus schaffte es in 37 Tagen!

Er hatte es nämlich eilig, wie einer Notiz von seiner Hand zu entnehmen ist, die also lautet: „Man muß sich beeilen, dieses Werk der göttlichen Eingebung zu vollenden, denn nach meiner Meinung sind es bis zum Ende der Welt nur noch 150 Jahre!“

Da irrte er zwar wiederum, wie unser heutiges Beisammensein eindeutig beweist, aber an blühender Phantasie hat es dem Admiral des Weltmeeres nie gemangelt. In dieser Hinsicht war er ein echter Admiral!

Bedauerlicherweise stand ihm bei der Planung seiner Reise kein Stab nach heutiger Art zur Verfügung, so daß er sich schließlich gezwungen sah, nach einer in der Marine erprobten Regel zu verfahren: „Hauptsache etwas veranlassen, auch wenn's falsch ist!“ Dieser Griff in die Traditionskiste hat sich dann auch bestens bewährt:

Als er in See ging, wußte er nicht, wohin es gehen würde;  
als er ankam, wußte er nicht, wo er war;  
als er zurückkehrte, wußte er nicht, wo er gewesen war,  
aber er schaffte das alles  
mit geliehenen Schiffen und zweifelhafter Mannschaft.

Den älteren Herren unserer Runde mag das bekannt vorkommen, erinnert es doch lebhaft an den Aufbau unserer Bundeswehr, als wir auch nicht recht wußten, wohin es gehen würde, sich der Erfolg aber dennoch einstellte, obschon -und nun geben Sie gut acht- offenbar „Hohlköpfe“ am Werke waren, wie ein bekannter, gelegentlich naßforscher Gewerkschaftsboß, Mitglied des Bundestages ist er auch, wissen ließ. Hat dieser doch auf die Woche für Woche in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ wiederholte Frage: „Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?“, militärisch knapp geantwortet: „Keine, denn die militärischen Führer waren am Ende immer Hohlköpfe!“ (FAZ vom 17.3.1989.)

Diese kollektive Verurteilung, die eine gewisse Unkenntnis des Artikels 1 unseres Grundgesetzes verrät - „Die Würde des Menschen ist unantastbar!“, hat mich aber eher amüsiert als geärgert, denn ein langes Leben hat mich gelehrt, daß kollektive Verurteilungen seit eh und je auf „Hohlköpfigkeit“ schließen lassen!

Hätte sich der Mann doch an die immer bestens informierte BILD-Zeitung gehalten:  
„Gib nicht überall Deinen Senf dazu!  
Man könnte Dich für ein Würstchen halten.“

Mit solchem „Senf“ sah sich natürlich auch der Admiral des Weltmeeres konfrontiert, denn wo immer jemand aus der Mittelmäßigkeit heraustritt, hat er auch seinen Verfolger vom Dienst!

Aber Columbus ist, allem „Senf“ seiner Zeit zum Trotz, angekommen, wenn auch nicht gerade dort, wo er geplant hatte, aber angekommen ist er. Ein Lied meiner Kindheit beweist es:

Ein Mann, der sich Columbus nannt'  
war in der Seefahrt wohlbekannt.  
Es drückten ihn die Sorgen schwer,  
er suchte neues Land im Meer.

Als er den Morgenkaffee trank,  
da rief er fröhlich „Gott sei Dank“,  
denn schon kam mit der ersten Bahn  
der span'sche König bei ihm an.

„Columbus“, sprach er, „lieber  
Mann,  
Du hast schon manche Tat getan.  
Eins fehlt noch unserer Gloria:  
Entdecke mir AMERIKA!“

Gesagt, getan, ein Mann, ein Wort,  
ohn' lang zu zögern, ging's an Bord,  
und eines Morgens schrie er „Land!  
Wie deucht mir dieses doch bekannt!“

Das Volk an Land stand stumm und zag,  
da sagt' Columbus: „Guten Tag!  
Ist hier vielleicht Amerika?“  
Da schrie'n die Wilden lauthals: „Ja!“  
Und brüllten, mächtig aufgeschreckt:  
„Hurra, hurra, wir sind entdeckt!“

Aber, liebe Freunde, wissen Sie auch, warum er schließlich angekommen ist? Weil es damals noch keine „Alternativen“ gab! Wäre nämlich Columbus ein Alternativer gewesen, so hätte er wohl Amerika nicht entdeckt. Er diskutierte dann noch immer die dritte integrierte Fortschreibung des Amerika-Gesamt-Reiseplans unter dem Gesichtspunkt der radikal-ökologischen Alternative - und so etwas kostet viel Zeit!

Denkt man diese Möglichkeit zu Ende, so wird man traurig: Wo nähmen wir -ohne Amerika- das POPCORN im Kino, beim Western, her?

Damit schließt sich der Kreis, der - wie ich am Anfang ausführte - mit einer „akuten“ Blinddarmreizung begann und der sich in der Folge zu einer „Dauerreizung“ rundete. In dieser Hinsicht scheint die Frage: „Akut oder nicht akut?“ im Sinne von Nachbarin Gisela beantwortet.

Aber ist das, was ich mir darüber hinaus „einfallen“ ließ - Wachvergehen, Schiffbruch, Irrtum -, die vor 500 Jahren „akut“ waren, auch jetzt noch „akut“? Natürlich erübrigtsich die Frage! Oder will etwa jemand behaupten, daß Wachvergehen, Schiffbrüche und Irrtümer heutzutage, 500 Jahre später, nicht mehr akut sind? Sollten Sie diesem Gedankengang beipflichten können, so stimmen Sie doch mit mir in ein weiteres Lied der Weihnacht ein. Ich habe es den Umständen angepaßt; der Deckel muß ja zum Topfe passen:

O du fröhliche, o du selige  
Freuden spendende AKRO-Zeit!  
Männer vom Heere jauchzen Dir Ehre,  
auch solche der Luft und solche vom Meere,  
Freunde sie alle der Festlichkeit.

O du fröhliche, o du selige  
Verbundenheit schaffende AKRO-Zeit!  
Nichts ist verloren,  
so lang' noch beschworen die Heiterkeit.

O du fröhliche, o du selig  
Genüsse bescherende AKRO-Zeit!  
Was immer sich tut,  
ob's schlecht oder gut:  
bleib' lang noch akut.



Melodie: Ich bin der Doktor Eisenbart...

1. Ein Mann, der sich Kolumbus nannt', widewitt, bumm, bumm,  
war in der Schiffahrt wohl bekannt, widewitt, bumm, bumm  
es drückten ihn die Sorgen schwer:  
er suchte neues Land im Meer. Gloria, Victoria,widewitt juchheirassa!  
Gloria, Viktoria! Widewitt- bumm - bumm!
2. Als er den Morgenkaffee trank,  
da sprang er fröhlich von der Bank,  
denn schon kam mit der ersten Tram  
der span'sche König bei ihm an.
3. „Kolumbus“ sprach er, „lieber Mann,  
Du hast schon manche Tat getan.  
Doch eins fehlt unser Gloria -  
entdecke uns Amerika!“
4. Gesagt - getan! Ein Mann - ein Wort!  
Am selben Tag fuhr er schon fort.  
Und eines Morgens rief er : „Land!  
Wie deucht mir alles hier bekannt!“
5. Das Volk am Land stand stumm und zög.  
Da sagt Kolumbus: „Guten Tag!  
Ist hier vielleicht Amerika?“  
Da schrieen alle Wilden: „Ja!“
6. Die Wilden waren sehr erschreckt  
und schrieen all: „Wir sind entdeckt!“  
Der Häuptling rief ihm: „Lieber Mann –  
alsdann bist Du Kolumbus dann!“,

Verfasser: Gustav Schulzen  
Erschienen im Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg  
Herausgegeben: Insel Verlag 1981  
Deutsche Lieder, Texte und Melodien  
Ausgewählt von Ernst Klose.

## **Streit um Pferdeäpfel**

AKRO-Neujahrsempfang1994

Dies ist die Geschichte vom Apfel, der auf die Straße einer deutschen Nordseeinsel fiel!

Angeregt wurde sie durch eine Notiz im „Hamburger Abendblatt“ vom 1.8.1989.  
Sie trägt den Titel: „Streit um Pferdeäpfel“ und lautet wörtlich:

„Der Streit um die Beseitigung von Pferdeäpfeln auf der *autofreien* Nordseeinsel Juist wird nun auch das Oberverwaltungsgericht in Lüneburg beschäftigen. In erster Instanz vor dem Verwaltungsgericht Oldenburg unterlag nämlich ein Juister Anwohner, weil er sich weigerte, die Äpfel, welche die Pferde seines Nachbarn vor seinem Hause fallen ließen, von der Straße zu fegen.“

Als ich diese „duftende“ Notiz mit meinem schlichten Seemannsgemüt recht verarbeitet und gründlich analysiert hatte, landete ich - wie so oft - spontan bei Johann Wolfgang von Goethe, der ja für viele Probleme und wechselnde Lagen ein Rezept zu bieten hat, übrigens auch für die Beseitigung von Pferdeäpfeln, wie in seinem FAUST nachzulesen ist.

Hier ist die Szene, etwas abgewandelt natürlich, denn Johann Wolfgang zog bekanntlich das triste Italien (siehe seine „Italiänische Reise“) dem schönen Ostfriesland vor:

**Juister Bürger** (zufrieden dreinschauend)

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen  
als vor dem Haus der Pferde Äpfel zu entdecken!  
Man steht am Fenster, trinkt den Teepott aus  
und sieht mit freundlichem Behagen,  
wie Pferde ihre Last abladen.  
Dann fegt man hurtig vor dem Haus  
und segnet Apfel, Pferd und Garten!

**Weiterer Juister Bürger** (sachlich eingreifend)

Herr Nachbar, ja, so laßt es wohl gescheh'n!  
Sie mögen sich die Köpfe spalten,  
mag alles durcheinander geh'n!  
Laßt nur der Äpfel Düfte weh'n,  
auf Juist soll'n alte Sitten walten!

**Alte** (mit Korb hinzutretend)

Ei, welch Geschwätz, ihr lieben Leute!  
Indes ihr Komplimente drechselt,  
kann etwas Nützliches gescheh'n.  
Laßt mich nun endlich Taten seh'n!

Vorm Hause unseres Nachbarn Jobst  
liegt haufenweise Pferdekot.  
Drum greift zur Schaufel und zum Besen,  
wie's lang' schon guter Brauch gewesen,  
und fegt und fegt und fegt,  
solang' sich noch ein Pferd bewegt!

Ende der Szene,

mit der der Weimarer Geheimrat und Frankfurter Liberale einmal mehr bewiesen hat, daß er auf der Höhe der Zeit ist!

Bevor wir uns nun aus Gründen der Systematik dem Kern jener eingangs erwähnten Zeitungsnotiz zuwenden, bedarf es jedoch einer kritischen Analyse des Apfels, der ja in dieser Geschichte „corpus delicti“ ist und dessen aromatische Düfte, in dieser oder jener Nuance, die Nasenschleimhäute zu reizen vermögen. Kommen wir zur Sache!

Nach der amerikanischen **World Book Enzyklopädie**, die ich vor Jahren in den USA käuflich erwarb, ist der Apfel eine höchst wertvolle *Frucht*, welche auf Bäumen, sogenannten Apfelbäumen, wächst, und zwar von alters her!

Diese tiefshürfende Erkenntnis führt uns geradewegs zum 1. Buch Moses, Kapitel 1, wo sich eine gewisse *Eva*, von einer Schlange hinterlistig animiert, über allerhöchste Weisungen hinwegsetzt und kurzerhand eine Frucht vom verbotenen Baum stibitzt, derweil ihr Göttergatte *Adam*, der eigentlich eingreifen müßte, tatenlos danebensteht und - dem Himmel sei es geklagt - so die Rolle des Mannes in der Ehe für alle Ewigkeit festschreibt.

In der Bibel liest sich das so:

„Und da das Weib sah, daß von dem Baume gut essen wäre ... nahm es die Frucht und aß und gab ihrem Manne, der dabei war, auch davon, und er aß.“

Jawohl! Der Mann aß, obwohl's verboten war. Aber, so frage ich mich, was sollte der gute Mann auch anderes tun? Hätte er nicht gegessen, so wäre der erste Ehekrach der Weltgeschichte fällig gewesen! Betrachtet man allerdings die nachfolgende Weltgeschichte, so läßt sich mit Bestimmtheit feststellen, daß es auf einen Ehekrach mehr oder weniger nicht angekommen wäre. Aber das konnte ADAM damals nicht wissen, denn die amtliche Heirat war ja noch nicht vollzogen.

Damit stellt sich die nächste Frage:

Was haben die beiden Paradiesvögel eigentlich gegessen? Nach Moses: Eine *Frucht*! Aber was für eine Frucht? Nach des Volkes Meinung - und da ist man sich weltweit einig - war diese *Frucht* ein Apfel! Denn ihn gab's ja laut US-Lexikon, wie wir bereits wissen, „von alters her“.

Auch ich habe das immer geglaubt, leichtgläubig wie ich nun einmal bin, weil mein humoriger Vater viele seiner beliebten Stories mit folgenden Worten einzuleiten pflegte: „Als Eva im Paradies den Apfel klaute, war's aus mit unserer Herrlichkeit!“ Wobei zu bemerken wäre: Mit „unserer“ meinte er natürlich die Herren der Schöpfung, die ihm zeitlebens ein Anliegen waren. Übrigens müssen bedeutende Künstler - wie Dürer und Cranach, auch die Glasmalermaler vom Ulmer Münster - ähnlich humorige Väter gehabt haben, denn die Frucht auf ihren Bildern ist immer ein Apfel, ein roter übrigens, wie man ihn vornehmlich in Kalifornien findet, das allerdings erst noch entdeckt werden mußte.

Oder sollte sich das Paradies womöglich in Kalifornien befunden haben? Den Amerikanern wär's zuzutrauen! Sie haben ja auch meinem Admiralskollegen Christoph Columbus in San Franzisko ein Denkmal gesetzt, obwohl dieser bestimmt nie dort gewesen ist.

Wie dem auch sei: *Frucht* hin, *Frucht* her! Eins ist sicher: Mit der Frucht ist etwas faul! Bestimmt war es der Apfel, wenn er denn da war, im Garten *Eden*! Der Männer Schicksal beweist es.

Wäre doch der Adam der Eva in den Arm gefallen! Um wieviel besser ständen wir Adams heute da. Ja, mit dem Apfel ist etwas faul!

Das hat ja auch jener goldene bewiesen, dessentwegen sich die Götter Griechenlands in die Haare gerieten - und der dann Anlaß zum Kriege gab. Man bedenke: Ein Krieg wegen eines Apfels!

Aber an Anlässen zum Kriege hat es ja nie gefehlt! Man denke an den „Trojanischen“, der ausbrach, weil Königssohn Paris die schöne Helena geklaut hatte; oder an den handgreiflichen Akt von Prag, wo 1618 sonst ganz brave Bürger die kaiserlichen Statthalter durch's Bulleye drückten, ein Akt, der als Prager Fenstersturz in die Geschichte eingegangen ist und der den 30jährigen Krieg ausgelöst hat.

Am originellsten war jedoch die Sache zu Anfang der 30er Jahre in Haiti, wie eine Hamburger Zeitung glaubwürdig berichtet hat. Dort kam es zum Kriege mit der Dominikanischen Republik, weil auf einer Party einer dem anderen in den Finger gebissen hatte. Da muß 'was los gewesen sein!

Nun könnte mit Recht gefragt werden: Was hat diese Abschweifung in kriegerische Gefilde mit dem Apfel zu tun? - Viel, sehr viel sogar!

Es kann doch davon ausgegangen werden, daß der Apfel „von alters her“ Teil der biologischen Marschverpflegung der vorrückenden Krieger gewesen ist oder daß er von eben diesen Kriegern von verbotenen Bäumen am Wegesrande geklaut wurde. Und dann gab's ja auch noch die Kavallerie, die nie Mangel an Äpfeln hatte, allerdings in Form von Fallobst!

Damit wären wir zum Kern der Geschichte vorgestoßen und können uns -biblisch wie historisch informiert- jener Notiz im „Hamburger Abendblatt“ zuwenden, die ich eingangs vorgelesen habe.

Was sagt diese Notiz eigentlich aus? Betrachten wir sie 'mal etwas näher!

1. Auf der autofreien Insel Juist wird der Last- und Personenverkehr mit Pferdefuhrwerken bewältigt. Diese Regelung - das sei nachdrücklich festgestellt - läßt die geniale Vorausschau der oft für dumm verkauften Ostfriesen klar erkennen, indem diese nämlich - lange vor den Wissenschaftlern- die Gefahren des Ozonlochs erkannten und folgerichtig die schädlichen Auto-Abgase von der Insel verbannten. *Das* - so meine ich - straft jenen Festländer Lügen, der einmal fragte:

„Wieviel Mann benötigen die Ostfriesen, um eine Glühbirne einzuschrauben?“

Antwort:

„Fünf! Einer steht auf dem Tisch und hält die Birne, die vier anderen drehen den Tisch.“

2. An einer von West nach Ost (oder umgekehrt) führenden Straße, welche die Insulaner sinniger Weise nach dem Piraten Klaus Störtebeker benannt haben, residiert ein Fuhrunternehmer mit 16 Pferden, der die Kurgäste von und zum Anleger befördert und der die Müllabfuhr für die Gemeinde betreibt. Es versteht sich, daß dessen Pferde durch „Fallobst“ zur Verunreinigung der Straße beitragen, was zu beklagen, aber nicht zu ändern ist, weil auch Pferde sich gelegentlich vom „Überflüssigen“ befreien müssen.

3. Besagter Fuhrunternehmer hat einen Nachbarn, einen zugewanderten „Anwohner“, der sich standhaft weigert, das „Fallobst“, welches die Pferde des Fuhrunternehmers tagtäglich präsentieren, zu beseitigen, obwohl der Anwohner nach der Juister Straßenreinigungssatzung vom 23. September 1974 zur Reinigung *vor seinem Hause* verpflichtet ist.

4. Dieser „Streit um Pferdeäpfel“ hat in der Folge das Verwaltungsgericht in Oldenburg und das Oberverwaltungsgericht in Lüneburg beschäftigt.

Soweit meine Analyse der Zeitungsnotiz!

Als ich diesen Tatbestand recht und schlecht aufgenommen hatte, war ich sogleich hellwach, ja, ich befand mich wieder in meiner Kindheit in der Lüneburger Heide, wo es damals kaum Autos, wohl aber viele Pferde gab, die -wo und wann es ihnen paßte- goldgelbe Äpfel fallen ließen, schöne runde mit gediegenem Aroma.

Zwar verursachten diese keinen gerichtlichen Streit, förderten aber den Scharfsinn und die Schnelligkeit der Straßenanlieger in beachtlichem Maße. Heutzutage streitet man sich wegen der *Beseitigung* solcher Äpfel, aber damals eilten die Anlieger mit Schaufel und Besen zum Tatort, einer schneller als der andere, um die „Goldgelben“ für die Aufzucht von Gemüse und Salaten im eigenen Garten nutzbringend zu verwenden.

Dabei kam es gelegentlich zur verbalen Auseinandersetzung, wenn nämlich die Beseitiger das dampfende Fallobst im sogenannten „toten Rennen“ erreichten.

Dann flogen die Worte hin und her:

„Ik wöör de eerste, Jan!“

„Wat Du nich seggst, Hünnerk!“

„Ik wöör de erste!“                    Und so weiter.

Bis man sich zur gerechten Teilung der „Goldgelben“ bereit fand. Die Gerichte wurden nicht bemüht.

Man könnte mit dem Minister in Goethes FAUST, leicht abgewandelt, sagen:

„Jetzt sucht man wegen der Apfel Streit!

Ich lobe mir die klugen Alten,  
denn freilich, als Pferdeäppel noch was galten,  
da war die rechte gold'ne Zeit!“

Warum war es damals so?

Warum ist es heute anders?

Ich habe die Antwort auf diese Frage zu einem Vers verarbeitet:

„Der gold'ne Apfel von dem Pferd  
hatte früher Dünge-Wert;  
heute, wo man klüger ist,  
macht die Chemie den Dünge-Mist.“

Mit diesem schönen Gedicht könnte meine Geschichte enden, wenn, ja wenn da nicht das Urteil des Verwaltungsgerichts Oldenburg wäre! Ein Crew-Kamerad der hehren Marine, der vor kurzem noch in hoher juristischer Funktion tätig war, hat es mir dankenswerterweise beschafft.

Und siehe da:

Die Klage jenes Juister Anwohners, der sich standhaft weigert, die Pferdeäpfel des Nachbarn vor dem eigenen Hause zu beseitigen, und der demzufolge die Gemeinde Juist eben wegen dieser Äpfel verklagte, ist vom Gericht glatt abgewiesen worden. Er muß nicht nur die duftenden „Goldgelben“ beseitigen, obwohl die nicht von ihm stammen, sondern er muß auch noch die Kosten des Verfahrens tragen! Und die sind höher als der schwer zu berechnende Dungewert der duftenden Äpfel.

Dieser Sachverhalt setzte nicht nur den Juister Anwohner, sondern auch mich in Erstaunen, ist man doch allgemein der Ansicht, daß derjenige, der den Dreck erzeugt, denselben auch zu beseitigen hat.

Dabei hatte der frustrierte Anwohner sooo schön argumentiert und im Glauben an die Rechtigkeit treuherzig gemeint, daß die Gemeinde Juist selbstverständlich den Nachbarn als Verursacher der duftenden Äpfel in Anspruch zu nehmen habe. Schließlich stammten ja die Äpfel von dessen Pferden!

Er argumentierte so:

Bei dem Pferdemist handele es sich um eine *besondere* Verschmutzung im Sinne der Straßenreinigungsverordnung der Insel Juist. Die *Besonderheit* ergebe sich daraus, daß fast jede anzutretende Fahrt an seinem Grundstück vorbeiführe und die Pferde gerade zu Beginn einer Fahrt die Neigung hätten, sich vom „Überflüssigen“ zu befreien. Zugleich behauptete er, daß die zur Erde gefallenen „Goldgelben“ für andere Verkehrsteilnehmer, welche die Straße in Höhe seines Grundstücks überqueren wollten, eine Gefahr darstelle.

Diese Einlassungen werfen aber zwei Fragen auf:

1. Woher weiß der Anwohner das mit dem „Überflüssigen“ so genau? Er besitzt nämlich kein Pferd, sondern nur ein Automobil, das zwar „Pferdekräfte“ entwickelt, aber auf der autolosen Juist nicht benutzt werden kann.
2. Wieso stellen Pferdeäpfel eine Gefahr dar? Wenn man über sie stolpert, fällt man doch weich!

In beiden Punkten erscheint die Argumentation des Klägers eher schwach, was ihm aber nicht bewußt war. Er bat daher das Gericht, seiner Sache völlig sicher, festzustellen, daß *er* nicht verpflichtet sei, das „Fallobst“ der nachbarlichen Pferde vor seinem Hause zu beseitigen.

Indem er das guten Glaubens tat, unterschätzte er aber den bekannten Scharfsinn der windigen Ostfriesen gröblich. Gemeinde und Gericht sahen nämlich die Sache ganz anders: Einerseits sei es zweifelhaft, ob die Verunreinigung vor dem Haus des Klägers durch die Pferde des Nachbarn verursacht würde; die Straße werde ja auch von anderen Pferdehaltern und Privat-Reitern benutzt; und andererseits liege keine *besondere* Verunreinigung im Sinne des Niedersächsischen Straßengesetzes vor, da auf der autolosen Insel *alle* Transporte durch Pferde durchgeführt würden.

Es liege daher in der Natur der Sache, daß hierdurch Verunreinigungen durch Pferdemist auftreten. Das sei nun wirklich nichts *Besonderes!* Auch sei zu berücksichtigen, daß jede Fahrt mit Pferdefuhrwerken an einem bestimmten Punkt ihren Anfang nehme!

Diese, schon ins Philosophische gehende Feststellung leuchtete mir sogleich ein, denn alle Fahrten, die ich jemals machte, ob mit oder ohne Pferd, nahmen an einem „bestimmten Punkt“ ihren Anfang.

Zudem bezweifelt die Gemeinde, daß der Fuhrbetrieb des Nachbarn besonders große Haufen produziere: „Selbst wenn die Pferde bei Antritt der Fahrt“, so heißt es in der Stellungnahme der Gemeinde, „einen erhöhten Brennstoffausstoß hätten“, sei davon auszugehen, daß dieser über eine größere Straßenfläche verteilt werde. Überdies stelle ein „Dunghaufen als Verbrennungsrückstand aus einem stehenden Hafermotor“ keine *besondere* Verunreinigung dar! - Welch schöne, einfühlsame Formulierung: Ein Dunghaufen als Verbrennungsrückstand aus einem stehenden Hafermotor!“ Und da behaupten doch tatsächlich Leute, die Ostfriesen hätten keinen Humor!

Was aber den „erhöhten Brennstoffausstoß“ bei Antritt der Fahrt angeht, so ist das Oldenburger Gericht mit der Gemeinde Juist der Ansicht, „daß eine größere Verunreinigung der Straße nicht über das *übliche Maß* der auf der Insel auftretenden Verschmutzung hinausgeht“, „denn“, so folgert das Gericht (und nun wird's juristisch), „eine *häufige*, aber für sich genommen jeweils *übliche* Verschmutzung der Straße, kann in der *Summierung* keine über das *übliche Maß* hinausgehende Verschmutzung begründen.“

Als ich *das* gelesen, aber keineswegs verdaut hatte, begannen meine kleinen grauen Zellen zu arbeiten, wie weiland jene von Detektiv Sherlock Holmes, und siehe da, ich fand die Lösung dieses juristischen Klimmzugs!

Hier ist sie:

Ein *einzelner* Fallobstausstoß aus einem stehenden Hafermotor ist auf Juist (und beim Gericht) der Eckwert für das *übliche Maß* der Verschmutzung! Von ihm ist auszugehen! Häufige „Ausstöße“ (am gleichen Orte) vergrößern zwar den Haufen der „Goldgelben“, sind aber nur die Summe der „Einzelausstöße“, welche, wie gerade festgestellt, das jeweils *übliche Maß* der Verschmutzung nicht überschreiten! Welch eine geniale Gedankenführung!

Ich fürchte allerdings, daß ihr der Kläger nicht beipflichten wird, denn *größere* Haufen bedeuten *kräftigeres* Fegen - und davon hält er, wie bekannt, nichts! Kein Wunder, daß der frustrierte Anwohner sichtbar erregt zu Goethes FAUST griff und mit verkniffenem Munde vor sich hin deklamierte:

„Nein, er gefällt mir nicht, der Bürgermeister!  
Nun, da er's ist, wird er doch täglich dreister!  
Und für den Ort, was tut er denn?  
Wird es nicht alle Tage schlimmer?  
Gehorchen soll man mehr als immer  
und fegen mehr als je zuvor!“

Wer dem soeben Vorgetragenen nicht zu folgen vermag, dem sei mit einem Beispiel geholfen:

Wer *einmal* klaut, ist ein Dieb!  
Wer häufig klaut, ist auch nur ein Dieb!

Schließlich ist das Gericht noch der Meinung, daß durch die Äpfel auf der Straße eine Verkehrsgefährdung nicht ersichtlich sei, denn jedem Bewohner und Besucher der Insel sei bekannt, daß dort der Lastverkehr mit Pferden abgewickelt werde.

Dem füge ich als juristischer Laie hinzu:

Wer dennoch in Pferdeäpfel tritt, womöglich eine Bauchlandung hinlegt und derentwegen in Oldenburg klagt, muß damit rechnen, daß man ihm die Schuld zuweist: Warum trägt er die Nase so hoch!

Nach dieser gewichtigen Einlassung kommen wir zur Moral der Geschichte:  
Sie ist nicht Sache des Gerichts, wohl aber Sache von Alt und Jung in Juist und Umgebung.

Warum -so fragt man sich- ist der klagende Anwohner nicht auf die Idee gekommen, die Blumen und das Gemüse seines Gartens mit den biologisch gewachsenen, chemiefreien Äpfeln zu düngen, wie es die Insulaner seit Generationen tun? Die Antwort ist einfach: Der Anwohner ist kein Insulaner, sondern ein „Deutscher“! Jawohl, ein „Deutscher“ So nennen nämlich die bisweilen etwas eigensinnigen Insulaner die Leute vom Festland, deren Moneten sie zu schätzen wissen, aber deren Unkenntnis in Sachen Pferdeäpfel sie beklagen.

Der Herr Kläger kommt nämlich aus Überlingen am Bodensee, wo die „Auspuff-Ausstöße“ offenbar anderer Natur sind als auf der Insel Juist. Zwar sind es die Insulaner zufrieden, daß sich dieser „Deutsche“ auf Juist angesiedelt hat, aber in Sachen Pferdeäppel ist er ihnen doch etwas zu „deutsch“!

Nun wäre es aber falsch, die Insulaner wegen ihrer Haltung zu unterschätzen oder sie gar für altmodisch zu halten. Sie sind immerhin Ostfriesen und wissen, wo's lang geht, und daher denken sie intensiv darüber nach - das berichtet die „Nordwest-Zeitung“ Oldenburgs am 22. August 1989 -, wie dem Problem „Pferdeäpfel“ beizukommen ist. So wurde von berufener Seite vorgeschlagen, den Pferden der Insel ein „Auffanggefäß“ um den Allerwertesten zu binden, eine geniale Idee, echt ostfriesisch, wie jedermann zugeben wird.

Auch wird in fortschrittlichen Kreisen der Insel (die soll es nach Aussage eines Borkumers geben) auf Beispiele aus China und Bulgarien hingewiesen, wo die Äpfel vom Pferd über Lederbeutel direkt am „Auspuff“ entsorgt werden. Leider taugt dieses Verfahren für Juister Verhältnisse nicht, da Lederbeutel nur an Einspännern, nicht aber an Zwei-PS-Führer-werken, wie sie auf Juist üblich sind, in Frage kommen. (So die Nordwest-Zeitung!) Zudem will ein mitdenkender Rechtsanwalt, auch ein „Deutscher“, wissen, daß eine Stadt im Mormonen-Staat Utah/USA allen Pferden Drahtkörbe am Achtersteven verordnen will. Offenbar gibt es dort auch Leute vom Typ „Überlingen“!

Die Gemeinde Juist soll, einem Gerücht zufolge, schon dabei sein, eine Anfrage an Utahs Hauptstadt Salt Lake City zu formulieren! Was einmal mehr beweist, wie aufgeschlossen die Ostfriesen für bedeutende Vorgänge in der Welt sind!

Gerade hatte ich dies niedergeschrieben, da meldete eine deutsche Sonntagszeitung, daß die Stadtverwaltung des englischen Seebads Hastings den Droschken-Unternehmer Mike McKenzie angewiesen hat, seinen Pferden bei Stadtrundfahrten Windeln anzulegen. Die Straßen-Café-Besitzer hätten sich wegen des Fallobstes beschwert. Darauf Mike: „Mach' ich! Ich bin aber nicht sicher, ob ich so große Windeln aufstreiben kann!“

Aber wie bringt man einen Exkurs von solch duftender Brisanz, wie es dieser Bericht ist, zu einem vorläufigen Ende? Natürlich mit der obligaten Rechtsmittelbelehrung! Sie lautet: „Gegen das Urteil des Verwaltungsgerichts Oldenburg ist die Berufung beim Oberverwaltungsgericht Lüneburg, Uelzener Straße 40, Postfach 2171, statthaft.“  
(Urteil vom Oberverwaltungsgericht Lüneburg vom 18. Mai 1992)

*Das aber ließ sich der Überlinger Bürger nicht zweimal sagen. Er legte stante pede Berufung ein, immer noch von seinem Recht fest überzeugt.*

Doch er irrt wiederum!

Denn schon drei Jahre später, im Mai 1992, (man beachte die zügige Bearbeitung des Falles), und nach einem Ortstermin, zu dem sich die Lüneburger Richter eigens nach Juist begaben, um sich dortselbst in Sachen Pferdeäpfel kundig zu machen, hat das Gericht die Klage des Fallobst-Geschädigten rundweg zurückgewiesen und verdonnerte ihn auch noch zu den Kosten des Verfahrens, ja, verwehrte ihm sogar die eventuell rettende Revision!

Dabei hatte er auch diesmal so schön argumentiert, daß ihm nämlich (ich zitiere) „ein zum Himmel stinkendes Unrecht“ widerfahre, wenn er die Pferdeäpfel des Nachbarn zu beseitigen habe, zumal die Menge dieses Fallobstes vor seinem Hause bei weitem die Grenze des Üblichen übersteige, weil nämlich die „Hafermotoren“ nachweislich in der „Startphase“ vermehrt „Brennstoff“ auf der Straße hinterließen, worauf er ja schon vor dem Oldenburger Gericht hingewieen habe.

Das leuchtet ein, doch leider haben ich und der Kläger die Rechnung ohne den Nachbarn gemacht! Der machte nämlich echt ostfriesisch-listig geltend, daß die Störtebeker Straße ja nicht nur von seinen Pferden, sondern auch von anderen Fuhrunternehmen verunreinigt werde, und da ergebe sich nun einmal - man höre und staune - ein sogenannter „Magneteffekt“, indem alle Pferde der Erde dazu neigten, genau dort ihren „Brennstoff“ abzugeben, wo andere bereits den ihren hinterlassen hätten.

Da frage ich Sie: Wer kann fürderhin angesichts dieser Argumentation noch an der physikalischen Beschlagenheit eines Insulaners zweifeln? Diese wird übrigens nachdrücklich durch eine geniale Geschichte bestätigt, auf die ich bei meinen Nachforschungen gestoßen bin: Da fragt ein Ostfriese einen anderen:

„Glaubst Du, daß der Mond bewohnt ist?“

Darauf der andere:

„Na klar, da oben brennt doch Licht!“

Der den Pferdemist produzierende Nachbar fand überdies volle Unterstützung beim Gericht insofern, als es ihm und der Gemeinde bescheinigte, daß selbst der „Magneteffekt“ keine *besondere* Verschmutzung darstelle, da dieser ortsüblich sei und durchaus offen bleibe, von welchem Fuhrunternehmen die Pferdeäpfel tatsächlich stammten. Denn - und nun erreicht die Logik der Richter den absoluten Höhepunkt - eine „Identifizierung“ der Pferdeäpfel nach dem Verursacher „sei praktisch nicht möglich“!

Diese tiefsschürfende Einlassung des hohen Gerichts zwang mir sogleich folgenden Vers auf:

„Der Apfel fällt zwar von dem Pferd,  
doch selbst wenn dieser unversehrt,  
bleibt seine Herkunft schleierhaft,  
weil Pferde gern auf Wanderschaft!

„Ja, wär'n die Pferde stationär  
wie Äpfelbäum' von alters her,  
dann ließ sich leicht bestimmen,  
woher die Äppel kimmen!“

Was mich aber bedenklich stimmt, ist die Tatsache, daß die klugen Physiker den „Magneteffekt“ auf der Insel Juist bisher nicht untersucht haben. Indem sie das unterließen, machten sie uns aber um eine Eulenspiegelei reicher - und das ist ihnen positiv anzurechnen!

Damit komme ich zum Schluß meiner anrüchigen Geschichte, die möglicherweise noch eine Fortsetzung erfährt, denn unserem Überlinger Bürger, der so wenig Verständnis für den Brennstoff eines Hafermotors aufbringt, ist - wiederum mit einer Rechtsmittelbelehrung - das Recht zugestanden worden, die „Nichtzulassung der Revision“ mit einer Beschwerde anzufechten. Ob er dieses Recht wahrnehmen wird, hängt jedoch von der Kenntnis eines wenig beachteten Sprichworts ab:

„Der Klügere gibt nach!“

Was mir jedoch Sorgen macht, ist die sich anbietende Frage: „Wer hat inzwischen die Pferdeäpfel vor dem Hause des Klägers beseitigt?“ Da müssen sich doch über die Jahre gewaltige Haufen aufgetürmt haben! Ja, wer hat zu Schaufel und Besen gegriffen?

Der Mann aus Überlingen?

Der Pferdehalter?

Die Gemeinde?

Das ist die mich bewegende Frage!

Sicher ist allein, daß die Oldenburger und Lüneburger Richter, obwohl beim Ortstermin an der Stätte des Geschehens, nicht gefegt haben!

Womit dann Johann Wolfgang von Goethe einmal mehr recht behalten hätte:

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie  
und gelb des Apfels duft'ge Schale!  
Man fragt sich: Wie, ja wie  
endet schließlich das Finale?  
Mit Einsicht oder mehr Randale?“

# **Das Hohelied des Soldaten**

oder

## **Du sollst nicht klauen!**

AKRO-Neujahrsempfang 1995

Sehr verehrte Damen!  
Meine Herren!  
Seeleute, sofern anwesend!

Eigentlich soll man ja schlafende Hunde nicht wecken, aber in diesem Falle läßt sich das nicht vermeiden. Dafür tragen die Veranstalter dieses Festes die Verantwortung! Haben diese doch für dieses Treffen ein Datum gewählt, nämlich den 27. Januar, welches das Herz uralter Mariner höher schlagen läßt:

Heute ist Kaisers Geburtstag!

Und weil dem so ist, soll am Anfang meines Referats ein Grußwort Seiner Majestät stehen, das Kaiser Wilhelm II, am 21. November 1910 in der Marineschule Flensburg-Mürwik allernädigst vorzutragen geruhte. An jenem Tage weihte der Kaiser diese Marineschule, das „Rote Schloß über der Förde“, mit einer „Allerhöchsten Kabinettsorder“, die noch heute lesenswert ist, feierlich ein.

Leider (oder Gott sei Dank) fügte der Kaiser dieser Order noch ein Nachwort, eine „Ermahnung“, aus dem Stegreif bei, das ein pfiffiger Fähnrich mitstenographiert hat. Dieses ist, etwas gekürzt, was der Kaiser gesagt hat:

„Noch eine kleine Ermahnung will Ich Euch mit auf den Weg geben, eine Frage, die Mir sehr am Herzen liegt für Meine Nation. Es ist die Frage des Alkohols und des Trinkens! Ich weiß sehr wohl, daß die Lust zum Trinken ein altes Erbstück der Germanen ist. Immerhin müssen wir uns aber... durch Selbstzucht von diesem Übel befreien... Der nächste Krieg und die nächste Seeschlacht fordern gesunde Nerven, durch Nerven wird er entschieden. Diese werden durch Alkohol untergraben... Da heißt es: Klare Nerven und kühlen Kopf, und diejenige Nation, die das geringste Quantum an Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt! Und das sollen SIE sein, Meine Herren!“

Dem ist, Gerüchten zufolge, hinzuzufügen:

Nach dieser „Ermahnung“ begaben sich die Offiziere zum Sektumtrunk ins Kaminzimmer, die Fähnriche zum Bierausschank in die Kantine!

Dieser PROLOG, so bedeutsam wie er ist, hat mir das Thema des heutigen Festes - zugegeben: auf seltsamem Wege - eingegeben.

Es ist diesmal von brisanter historischer Art, natürlich wie immer höchst seriös, und lautet:

Das HOHLED des Soldaten  
oder  
Du sollst nicht klauen!

Das Thema scheint widersprüchlich zu sein:

HOHELIED und KLAUEN,

die passen doch nicht zusammen! Oder vielleicht doch? Diese Frage will ich heute klären.

Wobei ich zunächst darauf hinweise, daß das HOHELIED, welches ich singen will, nicht mit dem des Königs SALOMO, der vor 3000 Jahren in Israel die zivile Gewalt ausübte, verwechselt werden darf. Der Gute war zwar klug und weise, wie seine Sprüche und Predigten in der BIBEL beweisen, aber er hat leider nicht gedient!

Nun bin ich mir natürlich des Risikos bewußt, in das ich mich mit meinem Thema einlasse, besonders in einer Runde, deren kritisches Urteil mir wohlbekannt ist. Wenn ich dieses Risiko dennoch eingehe, so tue ich das, um einen Beitrag zum ewigen Soldatentum, über die Landesgrenzen hinweg, zu leisten, wohl wissend, daß damit so manchem Intellektuellen in unserem Lande Munition für neue Kritik geliefert wird. Aber damit müssen wir Soldaten ja ohnehin leben!

Schuld an der Wahl meines Themas ist übrigens mein Vater! Er machte mich nämlich, als ich etwa 16 Jahre alt war, mit einer Erzählung des Finkenwerderschen Heimatdichters Rudolf Kinau, des Bruders von Gorch Fock, bekannt. Jene Erzählung, die heute fast vergessen ist, aber fürwahr das HOHELIED des Soldaten singt, hat mich über 60 Jahre meines Lebens begleitet. Sie trägt die Überschrift:

BESORGEN!

Dieses Wort hat nach dem „Stilwörterbuch“ des Bibliographischen Instituts Leipzig verschiedene Bedeutungen:

„Besorgen“ kann z.B. „fürchten“ bedeuten!

Beispiel:

„Es ist zu besorgen (also zu fürchten), daß sich ein Admiral irrt!“

Natürlich ist das inhaltlich falsch, denn ein Admiral irrt nicht, aber sonst stimmt's.

„Besorgen“ kann auch „ausführen“ bedeuten!

Beispiel:

„Der Soldat besorgt den Befehl, d.h. er führt ihn aus!

„Besorgen“ kann auch „rächen“ bedeuten!

Beispiel:

„Dem Kerl werd' ich es 'mal gründlich besorgen!“

Schließlich kann „besorgen“ auch „klauen“ bedeuten!

Das trifft jedoch nur auf den zivilen Bereich zu; ein Soldat „klaut“ nicht, er „besorgt“ nur!

Bei der Anfertigung meines „Referats“ ergab sich ein Problem: Rudolf Kinau hat seine „Erzählung“ in Plattdeutsch geschrieben, das womöglich nicht allen Zuhörern geläufig ist. So sah ich mich gezwungen, das „Platt“ zu entschärfen, was ich dann auch getan habe, um den Platt-Urkundigen das HOHELIED des Soldaten recht nahe zu bringen und zugleich eine Lanze für den selten bewunderten, aber oft gelästerten Soldaten zu brechen.

Ich hoffe sehr, daß ich Sie damit freundlicher stimmen kann als eine bissige Dame in einem deutschen Gerichtssaal: Die fragt der Richter: „Zeugin, sind Sie mit dem Angeklagten befreundet?“ Darauf die Dame: „Nein! Ich bin seine Schwiegermutter.“

Nach dieser Einleitung singe ich nun das HOHLED - und ich singe es laut und vernehmlich:

## B E S O R G E N

Eine lütte Geschichte von Rudolf Kinau

Mit nix sind sie angefangen, die Fünf, mit rein goarnix, ja, tatsächlich mit nix! Als sie da angebiestert kamen mit Sack und Pack, Tornister auf'n Rücken und die Knarre in der Faust, da stand da nur die lüttje, schiefe Bretterbude mitten im Holz: So'n vierkannter Heidschnuckenstall, wie ihn sich die Halbstarken hinter Harburg zimmern.

„Dat mut dat Ding sein!“, sagte der Korporal und schielte auf die Generalstabskarte!

„Kloar, dat is die Bude!“

„Zum Sturm Gewehr rechts“, wollte er sagen, aber so weit kam er nicht: Hannis Lühmann har sick al mit de linke Schulter gegen die Tür geworfen und lag nun mit Tür und Schloß und sien ganzen feldmarschmäßigen Krom auf den Dielen und schimpfte lästerlich und scheuerte seinen verschrammten Ellbogen.

Dann käm de Korporal und die annern drei grinsend in die Bude und schmissen ihre Siebensachen in die Ecke und kiekten sich die vier kahlen Wände an.

Mandus Kreuger wischte sich den Schweiß ab und platze sich an Deck: „Unsern Eingang segne Gott“, sagte er.

„Platz Dich auch hin, Jörn, die Stühle kommen gleich!“

Jörn Brandt grabbelte derweil in seinen Taschen rum: „Schade, ick hab' Neumanns neuesten Katalog nich mit, sonst hätten wir uns gleich die Möbel aussuchen können!“

Als das der Korporal hörte, sagte er: „Besorgen, Leute, allens besorgen!“

Da steckten se alle die Köpfe zusammen und grienten, aber sie sagten nix.

So sind se angefangen, die Fünf - mit nix! Mit rein goarnix! Und nun hab'n se allens, allens wat in so'n richtigen Hausstand gehört. Und hab'n nix gekauft und nix geschenkt kriegt und auch nix geklaut - allens nur besorgt!

Dat will schon wat sagen, denn se wohnten da ganz för sick allein auf'n Berg in Frankreich. Halbe Stund' in de Rund' keine Seele, und wat dann kömmt, dat sind alles Soldaten: Batterien und Logis und Lazaretten, „Dann geh' man los und besorg' wat! Dat is nich so einfach!“, meinte Mandus. „De Korporal kann viel snacken!“

Einer von de Fünf mußte nun ja kochen! Das wurde mit Streichhölzern ausgeraten und traf Dieter Butendiek. Dat paßte sich gut, denn Dieter war verheiratet und hatte auch drei Gör'n; der kannte den Rummel. Er schlepppte auch gleich Holz ran und fing an zu püstern, und gegen Abend hatte er den alten verrosteten Ofen schon so weit, daß der'n Bruchband haben mußte, eins von Stacheldroht.

Dann fingen die annern an zu besorgen! Zuerst kam Jörn mit'n Tisch! „Gefunden“, sagte er, „da achtern hintern Wald, da so links um die Ecke. Feinen Tisch, nich!“

Dann brachte Mandus allerhand Krams: Kaputten Eimer und 'n Brett und 'n Steinhägerbuddel, aber die war leer. Das gab 'ne Bank, bißchen wackelig wohl, aber nun konnten sie sich schon mal hinsetzen.

Am zweiten Tag hatte Hannis Glück! Hat'n Heil und 'ne Säge gefunden - richtig gefunden. Und Holz hatt' er auch schon entdeckt, sagte er „feine Bretters“. „De hol ich abends! Bei Tag kann ich da schlecht hinfinden! Muß düster sein!“

Da ging dann auch bald das Tischlern los. Die Spähne flogen man nur so! Mannis machte von morgens bis abends Schemels, alle mit vier Beinen. Dann zimmerte er fünf Kojen, zwei und drei übernander. An jede Wand kam ein Bord für die Kochgeshirre und die Blechtassen. Und dann zimmerte er auch noch ein Brotschapp. Dat wör allens krumm und schief, aber dat machte ja nix. Dat wär doch wat, und nun hatten se doch schon wat!

Eines Abends käm Mandus an und sagte: „Die Schemels, die brauchen wir nun nich mehr, ich kann Stühle besorgen.“ Die annern lachten ihn aus und wullen dat nicht glauben. Aber Mandus ließ sie lachen! Und den annern Abend kam er wirklich mit'n regelrechten Stuhl angeschleppt, mit'n feinen, blanken Mahagoni-Stuhl. Und hatte noch 'ne grote Klappe: „Da is Schangs“, sagt er, „jeder kriegt einen! Dat wird hier der reinste Salong!“ Und in Gedanken stellte er die Stühle schon zurecht: „Hier einen, dort zwo - Junge, Junge - wird dat schön!“

Aber den annern Abend kam er ohne Stuhl wieder: „War dicke Luft“, sagte er bloß. Ausfragen ließ er sich nicht!

Den dritten Abend blieb er lange weg, und kam dann doch mit'n Stuhl zurück. Aber der Stuhl hatte nur noch 'ne halbe Lehne, und Mandus hatte 'n Loch in der Büx und 'ne Beule am Kopp und war ganz verstört: „Da geh' ich nich wieder hin!“, sagte er. „Diese Geizkragen versteh'n keinen Spaß, stellen sich an wegen so'n ollen Stuhl.“ Er ging auch nicht wieder los. Lieber wollte er zeitlebens auf'n wackeligen Schemel sitzen, sagte er.

Da machte sich den annern Tag Jörn auf den Weg, um zu rekognoszieren, wie er meinte.

Auf der annern Seite, hintern Wald, wo die Batterie lag, da stand sone lüttje Bude. Und vor der Bude stand ein großer Lehnstuhl, feines Ding, und auf dem Lehnstuhl saß ein Hauptmann und hat'n Buch in der Hand und liest. Dat sah fein aus! Jörn mußte immer wieder hinhieken, so von achtern aus'n Busch her. Der Hauptmann las und las, und zuletzt klappt er das Buch zu und geht in seine Bude. Und nimmt den Lehnstuhl mit! Da ging Jörn nach Hause und schimpfte wie'n Rohrspatz, daß die Menschen doch so mißtrauisch sind. „Na ja“, meinte er, „was ich selber denk und tu, das trau ich auch wohl annern zu.“

Aber den annern Abend kam er doch tatsächlich mit dem Lehnstuhl angeschleppt. Lind griende übers ganze Gesicht! Und die vier annern grienden auch und freuten sich wie die Kinder! Bloß Dieter, der Smutje, war bange: „Mensch, Jörn, wenn dat man kloar geiht?“

„Wieso kloar geiht?“ quakte Jörn. „Wenn da so'n Stuhl steht und keiner sitzt drin? Steht da rum und verrottet? Dat is doch kein Klauen!“ Und dann griende er wieder. „Erst wollte ich ja das Buch auch noch mitnehmen, aber der Hauptmann war erst auf Seite 112. Ich glaub', der braucht das noch.

Dann mußten alle der Reihe nach in dem Lehnstuhl sitzen. Der war ja 'ne Zierde für die ganze Bude, aber'n bißchen groß. Und als Mandus ihn in die Ecke stellen wollte, drückt er doch mit der Lehne die Fensterscheibe ein, die einzige im ganzen Bau. „Kling“, machte es, da lag die Scheibe draußen im Dreck und der Ostwind fing auch gleich an auf den letzten Glassplittern zu pfeifen. „Dat sieht Dir ähnlich“, schimpfte Dieter. „Alles klein kriegen und nachher die Versicherungspolice nicht finden!“ - „Pump Dich man nich auf!“, sagte Mandus. „Ick besorg' 'ne neue! Da hast Du bestimmt keine Lauferei von!“

Er trabte auch gleich los, und nach annerhalb Stund' kam er wieder mit 'n feine Scheibe, und dazu auch noch kleine Nägel, aber sagte kein Wort. Da kiekten alle bannig neugierig und grienten sich an: „Erzähl, Mandus, erzähl!“ Mandus aber sagte vorerst nix Er griende nur! „Die hast Du doch regelrecht geklaut“, sagte Dieter und machte so 'ne krumme Handbewegung. „So,“ meinte Mandus. „Das beweis' mir mal! Die Scheibe hab ich gefunden! Fünf annere sitzen noch drin, werden überhaupt nich gebraucht. Der Hauptmann hat ja von innen 'nen Sack vorm Fenster und sitzt bei der Lampe. Dat geht auch wohl ohne Scheibe!“

Dann sah er Jörn an: „Du, Jörn imit'n Lesen kommt der Kerl aber fix voran, is schon auf Seite 183, da fängt grad' 'n neues Kapitel an. „ - „Junge, Junge!“, sagten da alle und grienten verlegen.

All den Kleinkrom hat Hannis rangeholt. In der Sache hat er 'n Schlag, und seine Fingers stehen so schön krumm. Den Aschenbecher hat er in der Kantine von die 159er gefunden! „Trieb sich da auf'n Tisch rum!“ Die Karbidlampe hat er sich mal ausgeliehen, und nun geht er jeden Tag los und sucht den Kerl, kann ihn aber nicht finden, aber findet immer was andres, bald dat, bald dat.

Den Wecker hat er auch gefunden - unter Lebensgefahr! Der Posten hatte schon zweimal „Halt“ gerufen und Hannis saß mit einem Bein im Stacheldraht. So eben konnt' er sich noch rausfummeln und abhau'n. Wo er die Waschschüssel her hat und die Fußmatte und die Kneifzange und all den annern lüttjen Kram, das haben se nie rausgekriegt. Aber über jedes Stück habe'n se sich herzlich gefreut!

Am dollsten über die bunte Tischdecke! Als die Hannis unter der Jacke vorholte, da war'n se alle reinweg aus dem Häuschen. Der Aschenbecher wurde blank geputzt, und dann kam Mandus' Buch auf den Tisch: „In 52 Tagen um die Welt“.

Und Dieter holte noch 'ne Handvoll Gras aus 'n Wald und stellte das in die Kunsthonigdose. Das sah bannig fein aus! Dieter hatte eben guten Gesmack!

Und dann saßen sie alle um den Tisch und befühlten die schöne Decke: „Nun sag' mal ehrlich, Hannis, wem hast Du die geklaut?“ fragte Jörn. „Geklaut?“ Hannis macht 'n Gesicht wie Pauline Becker, wenn ihr mal wieder 'n Liebhaber weggelaufen ist. „Wat heißt hier geklaut?“ - „Die hab ich besorgt!“ Mehr sagte er nicht, aber jedesmal, wenn er die Decke sah, mußte er lachen - jedesmal !

Der Korporal besorgte nix mit. Als Unneroffizier könne er das nich machen! „Der is dafür auch viel zu töffelig!“, meinten die annern.

Dieter konnte sich mit'n Besorgen nicht abgeben. Er mußte püstern und kochen. Und nun quakte er jedweden Tag: Sie sollten ihm einen neuen Ofen besorgen: „Der hier is hin!“ - „Die Frage is brennend!“, sagte Dieter. „Wenn dat Ding platzt, gibt das hier den schönsten Gasangriff!“ Das sah'n se auch alle ein, aber woher 'nen Ofen kriegen?

Auf einmal sprang Hannis auf: „Ich hab' 'ne Idee!“ Und dabei tippte er sich mit sein schmuddeligen Finger an die hohe Stirn. Nun kam Dieter in Fahrt: „Ruhig, Hannis, hat 'ne Idee! Halt die gut fest, Hannis! Deck Deine Mütze rüber!“ Und dann kam Hannis zur Sache, ganz langsam, als wenn so'n Paket ausgepackt wird:

„Die 53er, hintern Wald in de Granatenschlucht, hab'n frischen Leutnant gekriegt, 'n ganz lütten“, sagte er, „Ostern erst konfirmiert! Der kennt seine Leute noch nich, und derwohnt in so'n Blockhaus, ganz alleen. Da mit'n paar Mann hin und einfach melden, er kriegt 'nen neuen Ofen und den alten soll'n wir gleich mitnehmen.“

„Junge, Junge!“, sagten die annern, kratzen sich hinterm Ohr und steckten die Köpfe zusammen. Nur der Korporal , der las im Lehnstuhl. Dann wurde wieder mit Streichhölzern ausgeraten, jedweder die Faust auf dem Tisch. Hannis und Jörn war'n die Dummen!

Annern Morgen mit Hellwerden trabten sie los. „Laßt Euch bloß nicht kriegen!“, warnte Dieter. „Besorgt 'n Ofen und besorgt Euch keine sieben Tage Mittelarrest!“ - „Komm Du doch mit“, quakte Jörn grantig, „Du bist doch der Anstifter!“

So gegen neun Uhr kamen sie wieder - mit'n grooten Halloh und mit'n feinen Ofen, Und kamen aus dem Lachen nicht heraus. Dieter sprang vor Freude immer über den Tisch, und Mannus kriegte den Mund nicht mehr dicht. „Mann, oh Mann!“ lachte Jörn und warf sich in den Lehnstuhl. „Wat der lütte Leutnant wohl auf den neuen Ofen wartet!“ Hannis kriegte vor Lachen kaum Luft, dann gröhle er: „Mensch“, ich konnt mein Lachen nicht verkneifen, als der lütte Kerl so unter der Bettdecke rauskiekt und sagt: „Muß das denn schon so früh sein?“ Und Jörn meldet ganz trocken: „Jawoll, Herr Leutnant, dascha besser, dann kann nachher gleich wieder eingekachelt werden.“

„Was?“, fragt Dieter, „is der denn goarnicht aufgestanden?“ „Nee“, sagt Jörn, „der Lütte meinte nur: „Beeilen Sie sich aber und machen Sie nicht so viel Schtaub!“ Und dann zog er sich die Decke wieder über die Ohren!“ - „Mann, oh Mann, wat der wohl wartet!“ Meinte Hannis. Dann lachten die Fünf, den ganzen lieben Dag, und der Ofen brannte. Das heulte man nur so!

Abends saß Dieter im Lehnstuhl, hatte sich eine Zigarette, Marke „Gasangriff“, unter die Nase gesteckt, die Füße gegen den Ofen plaziert und spuckte in'n großen Bogen in die Ecke und meinte: „Jungs, wenn das mien Frau wüßt!“ - „Mensch“, grölte Hannis, „wenn das mien Mudder wüßt!“ - „Nee, Kinners“, griente Mandus, „wenn das meine Braut wüßt!“ Und schüttelte immer den Kopf. Jörn aber lachte: „Mann, oh Mann, wenn das unser Pastor wüßte!“ - „Ja, ja“, sagte der Korporal, „wenn das der lüttje Leutnant wüßte!“ Aber die wußten das ja alle nicht!

Das war Rudolf Kinaus lüttje Geschichte. Mit ihr könnte ich meinen Vortrag beenden, wenn, ja wenn sie nicht einen Nachflammer gehabt hätte. Sie hat mich nämlich 1945, bald nach dem Kriege, buchstäblich eingeholt! Zufall oder Fügung?

Das war so: Ich lag damals mit meinem Minensuchboot in Flensburg und versuchte meine reduzierte Besatzung, alles dekorierte Krieger, recht und auch schlecht über die Runden zu bringen. Die meisten wußten nichts über den Verbleib der Angehörigen. Unser Tagesdienst bestand - angesichts der kargen Verpflegung - nur aus „Besorgen“ bei den Bauern, im Tauschverfahren: Dieselöl gegen Proviant!

Ich war damals weitaus besser dran als meine Männer, denn ich hatte meine junge Frau am Orte, im Stadtteil Mürwik, wo uns noch wenige Monate vor Kriegsende mit Hilfe eines wohlmeinenden Blockwärts der Partei eine für heutige Verhältnisse kümmerliche Dachwohnung zugewiesen worden war, ein außerordentliches Geschenk in jener trostlosen Zeit. In einem der winzigen Zimmer, alle schräg mit Mini-Fenstern, befand sich ein schon arg strapazierter Ofen. Der versetzte uns alsbald in die Lage von Rudolf Kinaus Dieter Butendiek: „Das Ding ist hin! Da muß ein neuer her! Sonst gibt's hier eines Tages einen schönen Gasangriff!“ Die Sache war tatsächlich *brennend*, wie vordem bei den fünf Braven in Frankreich, denn im Hintergrunde lauerte nicht nur unser im Anmarsch befindlicher Sohn, sondern auch der Winter.

Ich muß wohl diesen, uns bedrückenden Mißstand meinem Aufklärer, dem hellen Hemmer, einer rheinischen Frohnatur, beiläufig mitgeteilt haben, aber, liebe Freunde, ohne Hintergedanken und ohne an den lütten Leutnant in Kinaus Geschichte zu denken. Ehrlich!

Als ich einige Tage später meinen Mittagsschlaf an Bord hielt, wurde ich von Hemmer und anderen stürmisch geweckt: „Herr Oberleutnant, der Ofen ist da!“ Mich riß es, Schlimmes ahnend, von der fiskalischen Koje! Ob ich an Goethe gedacht habe, weiß ich nicht mehr, gefühlt habe ich bestimmt wie sein Doktor Faust:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,  
die eine will sich von der andern trennen:  
Die eine hielt's mit Ofenlust,  
die andere sah mich hängen!“

Wir rannten an Deck - und siehe: Da stand der schöne, sogar gekachelte Ofen, mit einer Wolldecke der Kriegsmarine getarnt, und meine Männer grinten, wie vordem Kinaus fünf Krieger in der Granatenschlucht in Frankreich! Und ich stand zwischen ihnen und wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte!

Wie die Kerle diesen Coup gelandet haben, hab' ich nie genau erfahren. Immer wenn ich das Thema anschnitt, blieb es beim verschmitzten Grien. Mit der Zeit sickerte aber durch, daß der Ofen aus einer Wehrmachtbaracke stammte, in der offenbar äußerst müde Landmatrosen einen etwas zu festen Mittagsschlaf gehalten hatten! „Geklaut“ haben ihn meine Männer bestimmt nicht - und schon gar nicht einem lüttjen Leutnant! Das war nicht ihre Art! Sie haben ihn nur „besorgt“! Übrigens auch später das Holz und die Kohlen, damit er rauchte, und das taten sie in bester Absicht!

Seid gegrüßt, Ihr Getreuen von damals!  
Wir danken Euch noch heute!

Damit komme ich zum Schluß:

Rudolf Kinaus Geschichte und das, was mir passierte, mag so manchem ehrbaren Bürger, der es mit dem zehn Geboten der Bibel hält, „die Haare durch die Mütze treiben“! Das ist verständlich! Wer aber die oftmals herbe Aura des Soldatenlebens näher kennengelernt hat, besonders unter der Unbill des Krieges, der wird die Geschichte wohl richtig einordnen, besonders aber Sie, liebe AKRO-Freunde, die Sie ja von mir erwarten, daß meine Referate „die Haare durch die Mütze treiben“!

Im übrigen befinde ich mich in guter Gesellschaft, hat doch der Zivilist Goethe, wie in seinen „Wahlverwandtschaften“ nachzulesen ist, amtlich festgestellt:

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter,  
und weil doch meist hinter ihrer Stärke Gutmütigkeit verborgen liegt,  
so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen!“ (WV II/5)

Und um einen „Notfall“ hat es sich ja damals in Frankreich, hinter der Granatenschlucht, und bei uns in der Mürwiker Dachwohnung, allemal gehandelt!

## **Wie es anfing**

Ein heiterer Beitrag zum Thema „40 Jahre Bundeswehr“

AKRO-Neujahrsempfang 1996

Verehrte Damen!

Meine Herren!

Seeleute, sofern anwesend!

Als General Alexander Haig noch die Ehre hatte, mein Boß zu sein, gab er mir eines Tages vor einem Vortrag, den ich abends zu halten hatte, folgenden Rat: „Admiral“, sagte er, „am Anfang einen Witz und am Ende einen - und dann bring' die beiden möglichst dicht zusammen.“ Das ist ein zeitlos gültiger Rat, aber er setzt voraus, daß man ein Thema hat, welches sich zwischen zwei Witze quetschen läßt. Da sah ich mein Problem!

Was könnte ich diesmal - bei meinem 15. Auftritt - einem bekanntermaßen kritischem Zuhörerkreis bieten?

In diesem Stadium der Überlegungen flatterte ein Artikel des „Hamburger Abendblattes“ (vom 30. August 1995) auf meinen Schreibtisch. Er trug die Überschrift: „Der letzte Wandsbeker Husar.“ In ihm berichtet der 98jährige Hans Dose von seiner Soldatenzeit im Husarenregiment „Königin Wilhelmina der Niederlande (hann.) Nr. 15“ folgendes: „Wir waren sehr beliebt! Auf der Straße wurden wir immer begrüßt und Getränke bekamen wir immer umsonst! Jeden Sonntag ging's zur Kirche, und wer nicht ging, mußte den Karabiner putzen. Da haben wir viel Schönes erlebt.“ - Das, Leute, waren noch Zeiten!

Ganz so war es allerdings nicht, als wir Ersten in Bonn antraten, doch waren wir den Husaren in einem Punkte über: Wir erhielten eine Trennungsentschädigung!

Als ich dann nach dem Studium des Doseschen Artikels auch noch auf einen Aufsatz unseres Kameraden Horst Kopischke in der Reservisten-Zeitschrift LOYAL stieß, der mit folgenden Worten beginnt:

„Am 12. November 1955, dem 200ten Geburtstag des Generals von Scharnhorst, erhielten die ersten Freiwilligen der Bundeswehr ihre Ernennungsurkunden...“, war ich hellwach! Bot sich hier ein Thema für den AKRO-Empfang an? Etwa „40 Jahre Bundeswehr“?

Natürlich mit heiterem Unterton, weil die Sache ernst genug ist? Mich beflogelte sogleich der Name „Scharnhorst“, stammt der gute Mann doch aus Niedersachsen, das der Welt so viele bedeutende Männer geschenkt hat - wie z.B. den Admiral Charly Peter!

Dann aber kamen mir Zweifel!

Erinnerte ich mich doch des 30jährigen Jubiläums 1985, als viele Reden gehalten wurden: Eine schöner als die andere, alle bierernst. Als mir das bewußt wurde, fragte ich mich: Wie kommt man einem solchen Jubiläum am besten bei? Sollte man sich auf Elogen verlegen, auf blumenreiche Klimmzüge (wie bei Damenreden)? Könnte man die leidige „Sicherheitspolitik“ ins Spiel bringen? Oder sollte man gar die Rolle der Bundeswehr in Sachen „Abschreckung“ darstellen? Oder was eigentlich?

Als ich darüber nach Seemannsart nachdachte, *schreckte* mich das alles *ab*. Wäre es nicht am besten, Höhenflüge zu unterlassen und einfach schlicht und heiter zu berichten, wie 1955 alles anfing? Ich war ja damals dabei gewesen.

Als mir das so recht durch mein ergrautes Haupt ging, wußte ich, wie mein Thema lauten würde:

„WIE ES ANFING.“

„Ein heiterer Beitrag zu 40 Jahre Bundeswehr.“

Was ich zu berichten habe, ist eine ganz und gar unvollständige Rückschau aus persönlicher Sicht. Unterlassungen, Beanstandungen und Weitschüsse sollten daher nicht der Bundeswehr, sondern *mir* angelastet werden. Was kann mir schon passieren, nachdem man mich, neuerdings laut Gerichtsurteil ungestraft einen „potentiellen Mörder“ nennen darf!

„40 Jahre Bundeswehr“

Dieser von mir gewählte Untertitel ist richtig, weil die Bundeswehr im Jahre 1995 tatsächlich auf ihr 40jähriges Bestehen zurückblickt, aber er ist auch anfechtbar, weil die Geschichte, von der ich berichten will, eigentlich nicht vor 40, sondern vor 50 Jahren begann, nämlich im Februar 1945, auf der Krim, wo in antiker Zeit - Goethe zufolge - Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele gesucht haben soll. Fragt sich, ob sie es auch heute noch tun würde, politisch gesehen?

Dort, an der Küste des Schwarzen Meeres, beschlossen bekanntlich die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges - die USA, die Sowjetunion und Großbritannien in der Person von Franklin D. Roosevelt, Joseph Stalin und Winston Churchill - die totale Abrüstung des Deutschen Reiches. Diese Entscheidung ist von elementarer Bedeutung für mein Thema, denn *ohne* Abrüstung wäre ja keine Aufrüstung möglich gewesen! Ist doch logisch, nicht wahr.

Dank also jenen drei Propheten! Wenn die geahnt hätten, was sich am 7. Dezember 1995 in Kiel-Wik abspielen würde, als eine russische Marinekapelle in der ehemals kaiserlichen Garnisonkirche mit Pauken und Trompeten Amerikas Weihnachtssong „Jingle Bells“ schmetterte, begeistert von 700 Kieler Beklatscht. Schöner konnte der Fortschritt kaum demonstriert werden.

Der von den drei Herren feierlich gefaßte Entschluß wurde bald darauf in der sogenannten „Berliner Erklärung“ erneut bekräftigt und jedermann auf Sieger- und Besiegterseite war überzeugt, daß es ein für allemal aus sei mit dem schönen deutschen Kommiß.

**Nur ich nicht!**

Der Beweis: Ich ging 1946 im Hafen von Rotterdam, wo meine Minensuchflottille damals stationiert war, die Wette ein, daß innerhalb von 10 Jahren ein deutscher „Reichskanzler“ die Front neuer deutscher Soldaten abschreiten würde. Es ging um einen Kasten Bier.

Die Wette habe ich gewonnen!

Mein Sieg hatte nur einen kleinen Schönheitsfehler: Es war kein „Reichskanzler“, der am 20. Januar 1956 die Front neuer Soldaten in Andernach abschritt, sondern ein „Bundeskanzler“.

Meine prophetischen Fähigkeiten waren offenbar denen der Krim-Herren überlegen, was wohl an meiner vorzüglichen Ausbildung in der Marine lag, die ja die Weite (siehe die Ozeane) im Auge hatte.

Oder sollte ich womöglich einer Binsenwahrheit meiner niedersächsischen Heimat aufgesessen sein: „Man soll den Handwerker nicht vor der Rechnung loben.“

Wie dem auch sei:

Wer die allgemeine Entwicklung direkt nach dem Kriege aufmerksam beobachtete -das war damals viel schwieriger als heutzutage, weil die Zeitungen und der von den Siegern kontrollierte Rundfunk einseitig informierten- und wer aufmerksam beobachtete, der erkannte unschwer, daß der „ewige Friede“ keineswegs in Sicht war. Wie so oft hatte der Krieg, indem er *ein* Problem löste, ein *neues* geschaffen. Der Artillerist nennt so etwas „einen Schuß in den Ofen“.

Die Sieger erkannten -schneller als es die Polizei erlaubt-, daß ein militärisches Vakuum im Herzen Europas den „ewigen Frieden“ eher gefährdete, als daß es ihn förderte. Diese Erkenntnis sorgte für schnelle Abkühlung der nur vom Kriege bestimmten Zusammenarbeit der Alliierten und führte rascher, als es jeder „Treppenwitz der Weltgeschichte“ erlaubte, zur Kursänderung des Westens gegenüber Deutschland oder dem, was davon geblieben war.

Schritt für Schritt wurden wir deutschen Übeltäter in den Augen der westlichen Demokraten von den sowjetischen Übeltätern abgelöst. Aus drei unabhängigen Besatzungszonen -amerikanische, britische französische- wurde auffallend schnell die „Bizone“ (Amis und Briten), dann die „Trizone“! Was die wahrlich leidgeprüften Kölner so erfreute, daß sie von Stund' an lauthals sangen: „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien!“ Im Marschtakt - klar, wie bei Preußens gelernt!

Als ich dieses Lied auf meinem Räumboot in der Nordsee im Radio zum ersten Male hörte, wußte ich: „Noch ist Polen nicht verloren!“

Die Fahrt der Entwicklung nahm in der Folge zu:

Am 7. September 1949 konstituierte sich der am 14. August gewählte erste Bundestag.  
Ein Bundespräsident wurde gewählt (Theodor Heuss),  
dazu ein Bundeskanzler (Konrad Adenauer),  
so daß sich meine 1946 abgeschlossene Wette einem ersten Erfolg zuneigte,  
wenn auch noch vage. Einen *Kanzler*- wichtig für die Wette - gab's nun!

Die erste bedeutsame Maßnahme der Bundesregierung war die Unterzeichnung des heftig umstrittenen „Petersberger Abkommens“, so genannt nach dem Hotel, das rechtsrheinisch gegenüber Godesberg liegt, und dessen Preise meine Einkünfte bedenklich überstiegen!

In diesem „Abkommen“ - man höre und staune - bekundete die Bundesregierung ihre „feste Entschlossenheit, die Entmilitarisierung aufrecht zu erhalten und mit allen ihr zur Verfügung stehenden Kräften die Neubildung irgendwelcher Streitkräfte zu verhindern.“ Meine Wette schien verloren!

Aber die Tinte des Vertrages war noch nicht getrocknet, als, genau elf Tage später, Konrad Adenauer, der „Alte vom Rhein“, seine Bereitschaft zur Aufstellung eines deutschen Kontingents im Rahmen einer *europäischen* Armee erklärte. Schlau war er ja: Für eine *europäische* Armee!

Diese Sinnesänderung kam nicht von ungefähr! Im Sommer 1948 hatten die Sowjet mit der Blockade von Berlin ihre „friedlichen Absichten“ nachdrücklich unterstrichen, dabei aber übersehen, daß der Krug nur so lange zu Wasser geht, bis er bricht, was ihnen General Clays Luftbrücke bewies. Zudem waren in der sowjetisch besetzten Zone zur Zeit der Berliner Blockade erste „kasernierte Bereitschaften“ aufgestellt worden (1950 waren es bereits 70.000 Mann), von denen ihr Boß, Heinz Hoffmann, der sich rühmen darf, der erste *neue* General auf deutschem Boden gewesen zu sein, lauthals behauptete: „Wir sind keine Polizei, sondern Soldaten!“

Auf diese Herausforderung reagierten am 4. April 1949 elf Nationen mit der Gründung des Nordatlantik-Pakts, der NATO.

Als dann die Sowjets im Juli 1950, zusammen mit den Rot-Chinesen auch noch den Korea-Krieg anzettelten, war's endgültig aus mit der so oft von General Eisenhower beschworenen Kameradschaft. Die Westalliierten entschlossen sich, das „militärische Vakuum“ im Herzen Europas zu beseitigen. Die Abrüstung war kein Thema mehr!

Damals betrat auch Charles de Gaulle die politische Arena. Da er viel von sich hielt, erklärte er rundheraus, daß die deutsche Wiederaufrüstung nötig sei, natürlich nach seiner Art: „Vive la France!“ Und dies mit Hilfe deutscher Grenadiere an Frankreichs Ostgrenze. Kein dummer Gedanke!

Damals machte eine Anekdote, die heute vergessen ist, über de Gaulle die Runde: Den stolzen Gallier, der sich schon auf dem Wege zum Olymp wähnte, überkam eines Tages ein allgemein bekanntes menschliches Röhren. Er begab sich ergo auf jenen Ort des Hauses, den man allein aufzusuchen pflegt, und ließ sich dort zu wichtigem Geschäfte nieder, vergaß aber die Tür zu verriegeln. Nun wollte es der leidige Zufall, daß auch Madame de Gaulle ein menschliches Röhren verspürte. Sie eilte zu dem bekannten Ort, öffnete die Tür, sah ihren Gatten in „full swing“ - und rief bestürzt: „Mion Dieu! „, (Mein Gott!) Darauf de Gaulle, selbstsicher wie immer: „Madame, lassen wir es zu Hause bei „Mon General! „,

#### Zurück zur Sache!

Im Herbst 1950 wurde der Bundestagsabgeordnete der CDU, Theodor Blank, ein Gewerkschafter, vom Kanzler zum „Beauftragten... für die mit der Vermehrung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen“ ernannt. Schöner hätte man die Wiederaufrüstung kaum beschreiben können: Ein *deutscher* Verteidigungsbeitrag deklariert als die „Vermehrung der *alliierten* Truppen!“

Solches wurde dann auch noch - wiederum auf dem Petersberg - am Januar 1951 von der Bundesregierung und den Hohen Kommissaren der Alliierten festgeschrieben, eine Tatsache, welche die deutsche Öffentlichkeit über Nacht in zwei etwa gleich starke Lager teilte, die sich gegenseitig Unfreundlichkeiten an den Kopf warfen.

Damals galt die Parole „Ohne mich“ als besonders schick, vor allem in intellektuellen Kreisen. Die Diffamierung des deutschen Soldaten feierte kräftig Urständ. Leute, die eben noch lauthals „Sieg Heil“ gebrüllt hatten, sahen auf einmal den Soldaten als eine Gefahr für die junge Demokratie an, dabei übersehend, daß er ja gerade diese Demokratie schützen sollte!

Wir „Ehemaligen“ - so bezeichnete uns die Presse - beobachteten die sich anbahnende Entwicklung genau, die ja auch unsern Lebensweg beeinflussen würde, und es war Wasser auf unsere Mühlen, als endlich der NATO-Boß Eisenhower, der bislang unser Deutschland für das Übel der Welt gehalten hatte, eine Ehrenerklärung für die Soldaten der Wehrmacht abgab - natürlich feierlich!

Seiner Erklärung folgte bald eine weitere: Die des Bundeskanzlers im Bundestag. Wir waren über Nacht wieder gesellschaftsfähig! Da konnte man doch nur mit dem Literaturprofessor Johannes Scherr, einem Zeitgenossen von Karl Marx, ausrufen: „Es gibt fürwahr kein größeres Narrenhaus als unsere Welt!“ Recht hat er!

Meine Wette machte also Fortschritte! Ich war damals im Minenräumdienst tätig, zunächst als Kommandant und Divisionschef, dann als Personalchef einer Marine-Dienstgruppe der US-Navy in Bremerhaven, die mit 40 Schiffen und 1.000 Mann nicht nur Minen in Nord- und Ostsee räumte, sondern - nach dem Willen der Amerikaner - als eine Keimzelle der neuen Marine galt. Über unseren Schiffen wehte das Sternenbanner, wir trugen Uniformen und Rangabzeichen nach Art der US-Navy. Die Dienstbedingungen waren gut, hatten aber einen Nachteil: Jeder Alkoholkonsum war nach Art der Navy tabu. Wir gingen zu COCA COLA über, in der man den Rum nicht sehen konnte!

Als wir am 1. Juli 1951 nach Auflösung des unter britischer Aufsicht stehenden „Minenräumverbands Cuxhaven“ von den Amerikanern übernommen wurden -unsere Boote waren US-Kriegsbeute- gab's in Bremerhaven einen großen „Bahnhof“ mit US-Nationalhymne und Ehrenkompanie. Da es eine deutsche Hymne noch nicht gab, spielte die US-Band den Marsch „Alte Kameraden“. Das fanden wir gut!

Dann gab's 1952 plötzlich einen „Stop“! Adenauers Gedanke von 1949 -Schaffung einer europäischen Armee- von den Franzosen begierig aufgegriffen, führte nach vielem Hin und Her zur Gründung der „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“. Das kostete Zeit! Die Folge war eine unerfreuliche, verzögernde Entwicklung, die sich schließlich als ganz überflüssig erwies, denn die Franzosen ließen den EVG-Vertrag am 30. August 1954 sang- und klanglos platzen.

Es gab lange Gesichter, auch in meinem Räumverband. Die Gegner der Aufrüstung frohlockten. Meine Wette wackelte! Aber sie hatten sich zu früh gefreut, denn Frankreichs eigenartige Haltung beschleunigte jetzt plötzlich die zum Stillstand gekommene Entwicklung ungemein. Schon acht Wochen später tagte in London die „Neun-Mächte-Konferenz“ und beschloß ohne großes Hin und Her den Beitritt der Bundesrepublik zum schon bestehenden „Brüsseler Pakt“ und zur NATO! Die Ampel stand auf „Grün“!

Theodor Blank ließ unverzüglich die vorbereiteten Bewerbungsbögen verschicken. 100.000 Ehemalige hatten schon nach ihnen gefragt. Auch ich und meine Kameraden in Bremerhaven erhielten den Bogen, der 10 Seiten mit 33 Ziffern umfaßte - und dem ein Lebenslauf beizufügen war. Meiner wurde so lang, daß ihn sicher niemand in Bonn gelesen hat. Oder vielleicht doch?

Jedenfalls wurde der Oberleutnant zur See Karl Peter, mit Schreiben vom 18. Oktober 1955, gebeten (wohlgemerkt „gebeten“), sich als einer der ersten Ehemaligen am 25. Oktober 1955 am Spiritusufer Bonns (nahe dem Bundeshaus) einzufinden, um mit ihm „die Möglichkeiten zu besprechen, die sich für seine Verwendung im Rahmen der künftigen Streitkräfte ergeben können“. Was da erbeten wurde, war nichts anderes als die Vorstellung, später „Interview“ genannt, dem sich jeder Bewerber zu unterziehen hatte.

Ich fuhr also nach Bonn und wurde so Zeuge (oder Objekt) eines von einer charman-ten Psychologin, Frau Dr. Krenn, erfundenen Prüfungsverfahrens, das später von typischen Experten, die weder als Prüfer, noch als Prüflinge tätig waren, in der Luft zerrissen wurde. Tatsächlich hat es seinen Zweck erfüllt! Es bestand aus einem allgemeinen Gespräch und weiter aus 40 geschickt aufgebauten Fragen, die der Prüfling zu beantworten hatte. Sie erforderten keine geistige Akrobatik. Wohl aber eine klare Stellungnahme! Ich muß diese Fragen wohl ganz gut beantwortet haben, denn sehr bald traf das Einberufungsschreiben bei mir ein.

Derweil saß ich am Schreibtisch meiner Einheit in Bremerhaven und träumte „großen Zeiten“ entgegen, als mich eines Tages, im Oktober 1955, ein telephonischer Anruf vom „Amt Blank“, dem Vorgänger des Ministeriums, erreichte: Ich wurde gebeten, „noch gestern“ - wie sich versteht - drei Zugoffiziere für die aufzustellende Marinelehrkompanie aus meiner Einheit zu benennen. Einer der drei sollte Kapitänleutnant, die beiden anderen Oberleutnant sein. Einer sollte dem Mannschaftsstande entstammen, einer Bayer, einer katholisch sein! So wurde die Akte „Curiosa“ eröffnet, welche in der Folge zügig an Umfang zunahm. Ich erfüllte den Wunsch des „Amtes“: Am folgenden Tage reisten die drei Ausgewählten zur Prüfung nach Bonn und wurden anstandslos akzeptiert.

Am 12. November 1955, dem Geburtstag des preußischen Reformers Scharnhorst, traten die drei in die neue Wehr ein. Der inzwischen zum Minister ernannte Theodor Blank überreichte ihnen in der Kraftfahrzeughalle der Ermekeil-Kaserne, in der zu Königs Zeiten das II. Bataillon des 9. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 160 residiert hatte, zusammen mit 98 anderen, die Ernennungsurkunde. Ich folgte meinen drei Kameraden 18 Tage später, am 1. Dezember 1955. - Doch davon später!

Hier ist festzuhalten:

Im September 1955, als die Einstellung der Ersten unmittelbar bevorstand, hatte Konrad Adenauer in zähen Verhandlungen in Moskau die Freilassung von 10.000 deutschen Kriegsgefangenen durchgesetzt, von deutschen Soldaten, die seit zehn, elf und zwölf Jahren wider Recht und Gesetz in der Sowjetunion festgehalten worden waren.

Während die Bewerbungsbögen in Bonn eingingen - man vergegenwärtigte sich die Situation: In Rußland noch Gefangenschaft, in Bonn neue Soldaten - trafen diese leidgeprüften Männer Zug um Zug im Lager Friedland ein, bewegt vom ganzen deutschen Volke empfan-gen. Wer von uns Älteren erinnert sich nicht dieser Männer, die -noch einmal in Reih und Glied angetreten- mit Tränen in den Augen den Choral von Leuthen sangen: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen...“ Derweil die ersten Bewerber sich in Bonn am Spiritusufer der Prüfung unterzogen. - „Treppenwitz der Weltgeschichte“ oder „Narrenhaus“. Je-der entscheide für sich selbst!

Gerade zu dieser Zeit (und wohl nicht zufällig) wurde in den deutschen Medien eine amerikanische Schrift, die der Unterrichtung der in der Bundesrepublik stationierten US-Soldaten dienen sollte, ausgiebig kommentiert. Sie trug den Titel: „Wer führte die meisten Kriege?“ Die Schrift basierte auf Forschungen des amerikanischen Historikers Wright. Das Ergebnis: Zwischen 1800 und 1945 sind insgesamt 278 Kriege auf der Erde geführt worden. An ihnen waren beteiligt:

- Großbritannien mit 28 %,
- Frankreich mit 26 %
- Spanien mit 13 %
- Spanien mit 13 %
- Österreich mit 12 %
- Deutschland mit 8 %

Die USA-Prozente (etwa 4) hat der gute Professor gar nicht erst aufgeführt. Grund: unbekannt.

Die Untersuchung kam zu dem erheiternden Schluß, daß die Ansicht vom „Militarismus“ der Deutschen überholt sei! Damit waren wir auch auf diesem Gebiet - schneller als gedacht - wieder satisfaktionsfähig.

In diesem kuriosen Umfeld, dem anderes hinzugefügt werden könnte, hatten die politisch Verantwortlichen zu entscheiden. Da wurde kräftig geholzt und beschimpft, wie in der menschlichen Gesellschaft von jeher üblich. Es ging echt „parlamentarisch“ zu!

So verabschiedete der Bundestag erst nach heftiger Debatte im Juli 1955 das die Aufrüstung auslösende „Freiwilligengesetz“, aber erst im April 1956, als schon 2.000 Freiwillige Dienst taten, das die Rechtsstellung des Soldaten regelnde „Soldatengesetz“. Unserm Elan tat das keinen Abbruch. Wir waren „high“!

Derweil hatte der Bewerberstrom kräftig zugenommen, was manche Leute erfreute, andere verbitterte. Erste Dienstvorschriften, sehnüchrig erwartet (z.B. die „Grußordnung“ und das „Vorgesetztenverhältnis“, um nur diese heißen Eisen zu nennen) wurden erlassen und prompt von den einen begrüßt, da „fortschrittlich“, und von den anderen, da zu „lasch“, kritisiert.

Die „Innere Führung“, von manchem „alten Hasen“ belächelt, aber von der Presse gerühmt, erhitzte unsere Gemüter. Da war in den Zeitungen zu lesen: „Soldaten schlafen künftig auf Schaumgummi-Matratzen. Der Strohsack ist Geschichte!“ Welch ein Fortschritt, sagte ich mir, und dachte wehmütig an meinen Strohsack beim Reichsarbeitsdienst, auf dem ich sanft und selig geschlafen hatte.

Damals nahm ich an einem Seminar über die „Innere Führung“ teil, in dem ein „Hoher“ uns die geistige Grundlage des Prinzips beizubringen versuchte. Er tat es mit Schiller in dessen Drama „Wallensteins Tod“ (3. Aufzug, 15. Auftritt):

„Hab' als freie Männer Euch behandelt,  
der eignen Stimme Recht Euch zugestanden!“

Das fand ich gut, weil in der Marine im Kriege bewährt.

Aber als dann später einige (wegen vieler Unzulänglichkeiten) sich allzu frei fühlende Männer ihre Stimme kräftig erhoben, vor allem, wenn die Trennungsentschädigung 'mal wieder ausblieb, war's aus mit Schiller, und Goethe übernahm das Kommando:

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie  
und grün des Lebens gold'ner Baum!“

Diese Weisheit wurde gern übersehen, ging unter im euphorischen gut gemeinten Fortschritt!

Als Konrad Adenauer bald darauf die Schule der „Inneren Führung“ besuchte, meinte er hinterher: „Is dat, wat die da machen, nich jefährlich?“

Mit dem Erlaß des „Soldatengesetzes“ durften wir auch wieder schwören (mit oder ohne Gottes Hilfe), was wir Jüngeren schon einmal (bei Hitler), die Älteren zweimal (in Weimar und bei Hitler), die ganz Alten dreimal (beim Kaiser oder König, in Weimar und bei Hitler) getan hatten, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, wie alle behaupteten.

Als für manche Leute erfreulich erwies es sich, daß die Wehrdisziplinarordnung auf sich warten ließ. Sie wurde erst 1957 erlassen, was den Schluß zuläßt, daß sie den Reformern Kopfschmerzen bereitet hat.

Nun, in diesem nur flüchtig skizzierten Umfeld trat ich am 1. Dezember 1955 meinen Dienst als 251. Soldat der Bundeswehr an, wie mein Einstellungsbefehl klar aussagt.

Am Abend vorher traf ich in Bonns Hauptbahnhof ein, wo mich an der Sperre Freund Ossi, der Kamerad aus Minensucherzeiten empfing. Mir schwante nichts Gutes. Nach kurzem Palaver fanden wir uns im Wartesaal wieder (1. Klasse natürlich) und begannen unverzüglich das „eigentliche Fest“. Es dauerte ziemlich lange und hinterließ Spuren. Dennoch war ich - und mit mir 200 andere - am nächsten Morgen um 10 Uhr pünktlich in der schon früher genannten Kraftfahrzeughalle des Ministeriums zur Stelle.

Die Stirnwand der ziemlich tristen Halle war mit einer Nachbildung des Eisernen Kreuzes - auf schilfgrünem Tuch - geschmückt. Rechts und links von ihm hingen zwei Bundesfahnen. Ein schon 18 Tage zuvor eingestellter Major versuchte, uns in Reih und Glied aufzustellen, was ihm auch gelang, da sich in diesem Törn nur Gediente befanden. Zu meiner Linken stand ein mir noch unbekannter Oberleutnant zur See a.D. aus Bayern, der mich später im Rang glatt ausgesegelt hat. Er wurde Vizeadmiral.

Um 10 Uhr erschien Minister Blank mit den Generalen Heusinger und Speidel. Die Drei schritten die zivile Front ab, dann sprach Blank zu uns schlicht, ohne Pathos aber eindrucksvoll. - Seine Rede endete mit den Worten: „Meine Herren, ich verlasse mich auf Sie!“ Diese Worte habe ich als Verpflichtung empfunden.

Die den Minister begleitenden Generale trugen Uniform. Ich sah dieses mausgraue, grob gesponnene Kleid, über das auch kräftig gestritten worden war, zum ersten Male - und war enttäuscht. Mit dieser Empfindung befand ich mich in guter Gesellschaft, wie eine spätere Notiz des ersten Inspekteurs der Marine, Vizeadmiral Friedrich Ruge, beweist.

Er schrieb:

Bundeskanzler Adenauer begann die erste Sitzung, die er 1956 mit den militärschen Abteilungsleitern ...abhielt, damit, daß er zu dem späteren Generalinspekteur Heusinger sagte: „Det muß ich Ihnen sagen, Herr Heusinger, de Uniformen von de Bundeswehr müssen attraktiver werden.“ Dann sah er zum Leiter der Abteilung VII (Ruge) hinüber und fügte hinzu: „De Uniformen von de Marine sind natürlich in Ordnung - wie immer.“

Die Marineuniform als solche fand auch bei uns Beifall, nicht aber das schwere, blaue Tuch, das schon nach kurzer Zeit als „Pferdedecke“ bezeichnet wurde. Auch die schwarzen Halbschuhe, solide in ihrer Machart, aber viel zu klobig, erfreuten sich bald eines Spitznamens: „Gurken!“ Auch hatte die Kleiderkammer (auf dem Dachboden der Ermekeil-Kaserne) einige „Assessoirs“, wie Ärmelstreifen und Laufbahnabzeichen (Seesterne) nicht vorrätig. So schickte meine Frau umgehend solche aus Kriegsmarine-Beständen, womit dann auch auf diesem Gebiet eine Brücke von der KM zur Bundesmarine geschlagen wurde. Die Erneuerer - hätten sie's gewußt - wären über diese praktische Traditionshandhabung sicher in Ohnmacht gefallen.

Dann nahte der Tag, an dem ich meine eingangs erwähnte Wette gewann. Es war der 20. Januar 1956 und Vollstreckungsort war Andernach am Rhein, wo die Lehrkompanien von Heer, Marine und Luftwaffe den Bundeskanzler zum ersten Appell erwarteten. Ich war als abgeteilter Zuschauer dabei. An diesem Tage traten wir zum ersten Male in Uniform auf. Damit waren wir für einen Moment der Anteilnahme der Presse sicher.

Die Kompanien waren im offenen Viereck angetreten, die Marine in der Mitte. An der offenen Seite war ein Sherman-Panzer, der rund 10 Jahre zuvor noch auf uns geballert hatte, aufgebaut, vor ihm das Rednerpult. Vorher hatten uns die Reformer wissen lassen, daß man nun bezüglich „Stil und Formen“ neue Wege gehen müsse. Ich fragte mich, wie das wohl vor sich gegen würde? - Dann ging's los „Stillgestanden!“ - „Richt Euch! „- „Augen geradeaus!“ - „Zur Meldung“ usw. Alles wie gehabt, nur es klappte nicht so gut wie früher.

Dann trat Konrad Adenauer, 70 Jahre alt, festen Schrittes an das Rednerpult, seinen „Homburg“ festgezurrt, denn es wehte ein lausig kalter Ostwind, und rief mit kräftiger Stimme: „Morjen, Soldaten!“ Da wußte ich: An dem ist ein knorriger General verloren gegangen. Wichtiger aber war für den Augenblick: Ich hatte meine Wette gewonnen! Auf den Kasten Bier aber warte ich noch heute.

Frage: Wie war die Stimmung im allgemeinen? Nun, ich denke an diese ersten, mit ständigen Unzulänglichkeiten belasteten Monate gern zurück. Da war Schwung in der Bude! Dies darf aber nicht darüber hinweg täuschen, daß das erste Jahr von Hektik und Improvisation bestimmt war. Dennoch ging's vorwärts!

- Deutsche Offiziere zogen ins NATO-Oberkommando (SHAPE) ein, nachdem dort schon ein Jahr zuvor (9. Mai 1955) die Bundesflagge aufgezogen worden war. Bei diesem Akt warf die Entwicklung einmal mehr ihre Schatten: Die Franzosen lehnten es ab, eine Kapelle zu stellen. Dafür sprangen dann die Königin-Husaren der Briten ein. Klar! Die Inselbewohner waren uns ja immer bestens gewogen.
- Im Juni wurden die Boote und Männer meiner Bremerhavener Einheit Teil der Marine.
- Am 1. Juli 1956 traten 9500 Angehörige des Bundesgrenzschutzes ein. - Im gleichen Monat wurde das Gesetz über die Wehrpflicht verabschiedet. Da flogen die Fetzen im Bundestag!

Neue Anreden wurden im „Hohen Hause“ eingeführt - wie „Sie Lümmel“, „Sie Heuchler“, Sie Lügner“. Und eine Münchener Zeitung brachte mit dickem Trauerrand die bewegende Schlagzeile: „Deutschlands schwärzester Tag“. Über dieser Entwicklung stand der kühne , aber auch kräftig belächelte Slogan: „An der Spitze des Fortschritts marschieren!“ Das haben wir dann auch, gläubig wie immer, versucht, wenn's auch bisweilen am Gleichschritt mangelte.

Mich verschlug es am Anfang in die Annahmeorganisation, wo ich Frau Dr. Krenns Prüfverfahren zu praktizieren hatte, zunächst in Bonn, dann in Köln, schließlich in Wihelms-haven, wo ich im Frühjahr 1956 eines Tages mit Freund Otto Ites am bekannten Werfttor I aufkreuzte, vom immer noch kaiserlichen Briefkasten freudig begrüßt. Was wir vorfanden, waren Handwerker in einem alten Haus und zivile Stellen, die uns noch lange nicht erwartet hatten. Es gab keinen Stuhl, keinen Tisch, keine Lampen. Das Telephon stand in der Ecke eines der Räume auf dem Fußboden. Mit ihm schafften wir mit gutem Mut, was man „vorläufige Arbeitsfähigkeit“ nannte.

#### Ein Wort zum Alltag:

Wir „ersten Ehemaligen“ waren hinsichtlich Unterbringung und Essen auf uns selbst angewiesen. Wir lebten „auf Bude“ und aßen mittags und abends in Bonner Kneipen, wo wir die entstehende Bundeswehr verbesserten. Ein Gedicht (halb von Admiral Ruge, halb von mir) beweist, wie das vor sich ging:

Zwei Neue führ'n 'ne Unterhaltung:  
Erstes Thema: Die Verwaltung.  
Dann ist die „Innere Führung“ dran,  
die neuerdings höchst momentan.  
Danach die stets präsente Frage:  
Wo gibt's die Trennungssapanage?  
Gleich darauf beschwört man breit  
die herrliche Vergangenheit!  
An die denkt man ja gern zurück.  
Der eine sagt mit feuchtem Blick:  
Die Truppe ist, das scheint mir klar,  
auch nicht, was sie früher war.  
Der andere meint: An unserm Wesen  
wird dieselbe bald genesen!

Ich hatte bei Oma Berger im Norden Bonns Unterkunft gefunden, zusammen mit einem Arzt des Bundesgrenzschutzes. Oma, eine rheinische Frohnatur, schätzte Wein und Geselligkeit. Sie bekam immer einen roten Kopf, wenn der liebliche Landwein floß!

Frühmorgens fuhr ich mit der Straßenbahn zum Bundeshaus, um dem Prüfgeschäft nachzugehen, einem nicht immer leichten Amt, und abends wanderte ich, am Rheinufer entlang, in den Norden Bonns, wo Oma Berger und Arzt Rudolf warteten. „Wat schön, dat se da sind“, pflegte dann Oma zu sagen, „nun könne mer ja einen heben!“

Nach meiner eineinhalbjährigen Prüftätigkeit begann endlich der bewegende Weg durch die Marine, den ich von Kadettentagen an als Berufung empfunden habe. Wohlwollende Vorgesetzte, derer ich dankbar gedenke; anhängliche Mariner aller Dienstgrade, die ich führen durfte; nicht zuletzt meine Freude am Beruf, an Schiff und See, lassen mich dankbar zurückschauen.

Die Marine ist gut zu mir gewesen! Obwohl diese doch nach Hermann Wouk (man nehme sein Buch „Die Caine war ihr Schicksal“) ein „grandioses System darstellt, das Genies zur Handhabung durch Dummköpfe erdacht haben“. In diesem System bin ich Dummkopf schließlich Admiral geworden! Das war mehr als was ich als Kadett erwartet hatte.

Aber die Sache wäre beinahe schief gegangen! Und zwar wegen meines verehrten Kommandanten vom Schweren Kreuzer „ADMIRAL HIPPER“, Vizeadmiral a.D. Helmuth Heye. Als Mitglied des Verteidigungsausschusses des Bundestages vertrat er - für uns Mariner unerklärlich - vehement die Ansicht, daß die neue Marine nur einiger Küstendergel bedürfe. Zerstörer seien völlig überflüssig! Das tat weh, denn ich wollte doch mindestens Zerstörerkommandant werden, wenn schon kein Schlachtschiff „drin“ wäre.

Der Genosse Zufall war mir (und anderen) aber gnädig! Denn Heye kam zur Abstimmung über diese Frage zu spät, was ihm häufiger passierte: Die Zerstörer fanden eine Mehrheit! Heutzutage würde ein solcher Vorfall der BILD-Zeitung wohl eine schöne Schlagzeile liefern: z.B. „Doch Zerstörer, weil einer zu spät kam!“

Das wär's für heute!

Sie wissen nun in groben Zügen, wie's anfing. Wie's weitergeht, müssen uns jene sagen, die nun das Ruder in der Hand haben. Ihnen gilt mein Gruß und die Hoffnung, daß sie es besser machen als wir!

Wenn ich zurückschaue, so ist festzustellen, daß es uns die Bundeswehr nicht immer leicht gemacht hat, weil wir uns oft eher „verwaltet“ als „geführt“ fühlten und weil das uns entgegengebrachte Vertrauen sich häufig nur in Lippenbekenntnissen erschöpfte.

Die Bundeswehr hat sich dennoch in 40 Jahren, in denen das Herzblut vieler in sie eingeflossen ist, gemausert. Sie sollte daher getrost die nächsten 40 Jahre ansteuern. Ihr Licht braucht sie nicht unter den Scheffel zu stellen - und ein angemessener Stolz auf ihre bisherige Leistung würde ihr sicher gut tun!

Und seien die noch Aktiven nicht bekümmert, wenn im 41. Jahre und danach, wenn die schönen Reden zum 40jährigen Jubiläum verklungen sind, wieder Schelte und Kritik einsetzen. Lassen wir gewisse Leute ruhig weiterhin behaupten, daß die Bundeswehr nur ein lästiges Ärgernis ist. Das ist ja nichts Neues!

Wenn aber diese Leute nicht mehr sagen sollten, daß sie ein Ärgernis ist - und uns womöglich noch weismachen wollen, wie herrlich sie jetzt sei, dann wird's höchste Zeit, sich Gedanken zu machen!

Wie beendet man diese Geschichte?

Ich tue es mit Wilhelm Busch, der uns so viele kluge Lebensregeln beschert hat:

Bewaffneter Friede:

Ganz unverhofft an einem Hügel  
sind sich begegnet Fuchs und Igel.  
Halt, rief der Fuchs, Du Bösewicht!  
Kennst Du des Königs Order nicht?  
Ist nicht der Friede längst verkündigt,  
und weißt Du nicht, daß jeder sündigt,  
der immer noch gerüstet geht?  
Im Namen seiner Majestät  
geh' her und übergib Dein Fell!  
Der Igel sprach: Nur nicht so schnell.  
Laß Dir erst die Zähne brechen,  
dann wollen wir uns weiter sprechen!  
Und also gleich macht er sich rund,  
schließt seinen dichten Stachelbund,  
und trotzt getrost der ganzen Welt  
bewaffnet, doch als Friedensheld.

Paßt dieser Deckel nicht bestens auf unsern Topf?

## **Hymne auf eine Ferienreise in den Süden**

Frei nach Schillers „Lied von der Glocke“

AKRO-Neujahrsempfang 1997

Verehrte Damen!  
Meine Herren!  
Seeleute, sofern anwesend!

Mein heutiges Thema paßt wohl nicht so recht zur Jahreszeit, aber es ist dennoch höchst aktuell! Es lautet:

### **Hymne auf eine Ferienreise in den Süden**

Frei nach Schillers "Lied von der Glocke"

Hören Sie, was ich über ein Phänomen unserer Zeit glaubwürdig zu berichten habe!

Es war nicht in Schöneberg im Monat Mai (und auch ein Mädelchen war nicht dabei, wie es im Berliner Schlager der zwanziger Jahre heißt), sondern in Altenholz im Monat März, als ich in der Zeitschrift MUT eine kolorierte Zeichnung entdeckte, die ich vorstellen möchte:

In frühlingsfrischer Landschaft - rechts und links gelbe Rapsfelder - ein endloser Stau auf der Autobahn: Wagen neben Wagen, Wagen hinter Wagen - bis zum Horizont! In einem sitzt Goethe am Steuer, neben ihm sein Brieffreund Eckermann, auf dem Rücksitz (nicht angeschnallt) der Pudel. Eine Sprechblase zeigt, woran Goethe denkt:

"Hier ist des Volkes wahrer Himmel,  
zufrieden jauchzet Groß und Klein:  
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Kurze Überlegung, dann meint Goethe: „Eckermann, ich glaube, die letzten Zeilen von meinem Osterspaziergang im FAUST sind Mist!“

Ich mußte sogleich an Goethes Kollegen Schiller denken! Wie hätte dieser wohl die Situation dichterisch bewältigt? Vielleicht so:

Festgemauert auf der Erden  
steht Auto hinter Auto an!  
Aus dieser Reise wird nichts werden,  
gäb's doch schon 'ne Autobahn!

Doch bedarf es noch eines weiteren Hinweises, für den sich nach Goethe und Schiller der Schwabe Eduard Mörike anbietet, welcher auch ein Freund des Frühlings war:

Frühling läßt sein blaues Band  
wieder flattern durch die Lüfte;  
süße wohlbekannte Düfte  
streifen ahnungsvoll das Land.

Heutzutage hätte er seine Verse wohl etwas anders gefaßt:

Frühling läßt die Auspuffahne  
stinkend flattern durch die Lüfte;  
herbe neuzeitliche Dünfte  
schweben auf der Autobahne.

Da darf ein weiterer Dichter nicht unterschlagen werden: Auch ein Schwabe, Ludwig Uhland. Auch er hielt es - wie sein Kollege Mörike - mit  
den linden Lüften, die erwacht  
und säuseln und weben,  
bei Tag und bei Nacht.

Aber Uhland, wach wie alle Schwaben, scheint schon etwas gehahnt zu haben:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
doch weiß man nicht, was kommen mag.

Der gute Mann hat recht gehahnt, was wir, aus der Romantik in die Technik entlassenen Kinder, unserer Zeit vollauf bestätigen können.

Damit trete ich in meine „Hymne auf eine Ferienreise in den Süden“ ein. Möge diese den hohen Ansprüchen dieser gut versorgten Runde gerecht werden!

Frisch gewienert auf der Erden  
steht des Vaters liebstes Kind!  
Heute muß das Auto werden,  
auf, Ihr Lieben, packt geschwind!  
Verstaute im Fond die Garderoben,  
im Kofferraum was von Gewicht;  
nur das Beiboot kommt nach oben,  
vergeßt mir auch die Paddel nicht!  
Und nicht das Zelt, die Ruhesäcke  
und Mutters dicke woll'ne Decke.  
Denkt auch an die Bundesfahnen,  
daß jeder sieht, wir sind Germanen!

Zur Reise , die wir heut' bereiten,  
geziemt sich wohl ein ernstes Wort!  
Wenn flotte Reden sie begleiten,  
dann geht das Packen im Akkord.  
Laßt uns daher genau beachten,  
was rechtes Reisen stets bedingt.  
*Den schlechten Mann muß man verachten,*  
der nie bedenkt, was er vollbringt.  
Das ist's ja, was den Packer zieret,  
und dazu ward ihm der Verstand,  
daß er gar klüglich disponieret,  
was für die Reise von Belang.

Nehmt die Koffer und die Taschen,  
doch recht füllig laßt sie sein:  
vergeßt auch nicht die Badesachen,  
ohne sie gibt's Schererein!  
Denn was erlaubt an deutschen Stränden,  
hat oft im Süden kein Bewenden.  
„Oben ohne“ ist nicht drin!  
Das schlägt Euch also aus dem Sinn!  
Vergeßt auch nicht das Feigenblatt,  
das EVA schon bevorzugt hat!

Denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo  
Sitte sich und Anstand paaren,  
da gibt es einen guten Klang.  
Drum sorge, wer sich südwärts wendet,  
daß er der Sitte Achtung spendet.  
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!  
Denn auch die schönste Urlaubsreise  
mit der Familie Überschwang  
erweist sich leider, dummerweise,  
oft als ein böser Bumerang.  
Seht, daß das Spröde mit dem Weichen  
sich vereint zum guten Zeichen,  
sonst ist die Polizei zur Hand.

Kinder, greift die Plastiktüten,  
füllt die Kleinigkeiten ein:  
Das Sonnenöl, ein Buch der Mythen,  
Pillen gegen's Unwohlsein,  
Nivea-Creme und Gänsewein!  
Denn wo die Sonne senkrecht brennt,  
ist der Durst schnell vehement!

Indes die Mutter ohn' Gehabe  
das Auto füllt mit Bauches Labe:  
Butter, Brot, Konservendosen,  
Leberwürste, Aprikosen,  
Marmelade, Orangeade.  
Und regt ohne Ende  
die fleißigen Hände  
mit ordnendem Sinne,  
daß nichts zerrinne.  
Und füllt mit Schätzchen  
die Zwischenräume,  
daß sie nur nichts versäume,  
und fügt zu allem  
den fraulichen Schimmer  
und ruhet nimmer!  
Derweil der Vater mit frohem Blick  
und mächt'gem Pläsier  
betrachtet den Berg von Gepäck  
wie'n echter Südpionier.  
Hier und dort mit Rat zur Hand,  
Gedanken schon im fernen Land.

Wohlan! Die Reise kann beginnen:  
Auf die Plätze, fertig, los!  
Jetzt gilt es Abstand zu gewinnen  
von des Hauses trautem Schoß!  
Als Stoßgebet ein frommer Spruch:  
Hoffentlich geht nichts zu Bruch!

Schwer beladen  
schwenkt der Wagen  
in die belebte Straße ein,  
die Nachbarn schauen hinterdrein.  
Denn wohltätig ist des Autos Macht,  
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht!  
Doch furchtbar wirkt die Motorkraft,  
wenn sich der Mensch in sie vergafft!  
Wehe, wenn sie losgelassen,  
treibt das Auto durch die Gassen!  
Dann rennet alles, rettet, flüchtet,  
denn Pferdestärken machen süchtig!  
Des Gaspedales volle Wucht  
jagt Menschen, Hühner in die Flucht.  
Gänsefedern sieht man schwirren,  
der Fahrer läßt sich nicht beirren!  
Nur vorwärts, südwärts heißt's Fanal,  
das ist nun 'mal der Zeit Moral!

Meilenstein um Meilenstein  
geht's durch die Schätze der Natur;  
es stellt sich Langeweile ein  
auf der immer gleichen Spur.  
Während Frau und Kinder schwitzen,  
greift Vater zu den alten Witzen,  
die wieder einmal wenig nützen,  
denn das Unglück schreitet schnell:  
Die Kleine meldet, leicht verlegen:  
Ich muß...mich gleich 'mal übergeben!

Der Vater greift zur Autokarte,  
erkennt mit einem schnellen Blick,  
daß eine Haltestelle nahe:  
Oh, Kind, halt' Dich, wenn's geht, zurück!  
Die Mutter reicht dem Kind 'ne Tüte,  
daß diese Schlimmeres verhüte;  
der Sohn rückt kurzerhand zur Seite  
und meint: Schon wieder diese Pleite!  
Riesengroß!  
Hoffnungslos!  
Scheint die momentane Lage:  
Da sieht man vor sich die Garage!  
Heil'ge Stätte, segensreiche,  
Retterin in höchster Not,  
oh, Du beinah' folgenreiche,  
bist ein schönes Angebot.

Im Schoß der feinen Ruhestätte  
wächst neuer Mut zu neuer Tat:  
Man frequentiert die Toilette  
und rüstet sich zur Weiterfahrt.  
Der Vater, sehr für's Rituale,  
erwirbt noch schnell die BILD-Journale;  
die liebe Mutter, wundersam,  
kauft für die Kinder Chewing Gum,  
das neuerdings höchst benedict  
als Mittel gegen Übelkeit.

Dann wird die Reise fortgesetzt.  
Man macht es sich in Fond bequem,  
es kommt zum munteren Geschwätz,  
das finden alle angenehm.  
Wir nehmen jetzt die Autobahn,  
verkündet der Papa,  
das bringt uns in der Zeit voran!  
Wie schön, sagt die Mama.  
Die Kleine kräht im Übermut:  
Das finde ich 'mal super gut!  
Nur Hans, der superkluge Sohn, meint:  
Ach, die Strecke kenn' ich schon.

Der Vater tritt auf's Gaspedal.  
Das ist für ihn stets erste Wahl.  
Läßt sich mit flottem Blinken  
in den Strom der Autos sinken,  
angespannt, doch souverän,  
wie ein gestand'ner Kapitän  
ein Opfer der Moderne,  
die's Heil sucht in der Ferne!

Da werden Fahrer zu Hyänen  
und treiben rasend ihren Scherz.  
Indem sie sich als Könner wähnen,  
verachten sie der ander'n Herz.  
Rücksicht ade! Es lösen  
sich alle Bande frommer Scheu,  
das Gute räumt den Platz dem Bösen  
und alle Laster walten frei.  
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,  
verderblich ist des Tigers Zahn,  
jedoch der schrecklichste der Schrecken,  
das ist die volle Autobahn!  
Und dies ist wohl auch ihr Beruf,  
wozu der Fortschritt sie erschuf!

Ihm hilft sie bestens auf den Sprung,  
schnurgrade, ohne Mitgefühl,  
begleitet auch mit ihrem Schwung  
des Lebens wechselvolles Spiel.  
Oh, daß sie uns erhalten bliebe,  
die schöne Zeit im Blechgetriebe!

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
den schickt er in die weite Welt,  
läßt ihn gestreift nach Süden reisen,  
wenn auch die Fahrbahn oft verstellt:  
Reparaturen  
rund um die Uhren  
an Pflaster und Wegen,  
meist ungelegen,  
erfordern Geduld,  
mindern die Huld,  
der Zeitplan schwimmt,  
man fühlt sich ergrimmt,  
die Leidenschaft flieht,  
der Fahrer wird müd',  
noch weit ist das Ziel,  
das schlägt auf's Gemüt!

Oh, schöne Sehnsucht, süßes Hoffen,  
der Ferienreise gold'ne Zeit!  
Das Auge sieht den Himmel offen,  
doch ist der Ärger oft nicht weit.  
Dann gilt's, dem Glücke nachzujagen,  
und dabei hilft der flotte Wagen.  
Seines Motors Melodie  
bleibt des Ärgers Therapie!  
Oh, daß sie in der Fahrt  
Betriebe bis in den Süden wirksam bliebe!

Doch mit des Geschickes Mächten  
ist kein ew'ger Bund zu flechten:  
Der Verkehr wird dicht und dichter,  
länger werden die Gesichter.  
Und plötzlich steht man haargenau  
im allerschönsten Ferienstau.

Himmel, Dings und Wolkenbruch!  
Hört man's schallen vorn und hinten  
aus dem Mund von Gleichgesinnten.  
Die Nase trübt Benzingeruch,  
verjagt im Nu die mun'tren Finken  
und was da sonst noch fleucht und kreucht  
und vom Gestanke aufgescheucht.

Die Fenster öffnen sich, die Türen,  
man strömt ins freie wutentbrannt,  
zum Himmel gehen wilde Schwüre,  
man greift zum Reiseproviant,  
denn Futtern, wenn der Unmut blüht,  
beruhigt Magen und Gemüt.  
Zum Stau gesellt sich ungelegen  
plötzlich ein Gewitterregen!  
Aus den Wolken ohne Wahl  
zuckt des Blitzes heller Strahl.  
Heulend kommt der Sturm geflogen;  
es spritzen dichte Wasserwogen.  
Hagelkörner hört man klinnen,  
Kinder jammern, Mütter irren.  
Man wirft sich eilends in die Sitze,  
verdammt den Regen und die Blitze.  
Die Szene wird zum Tribunal,  
die Autoreise wird zur Qual!  
Bei solcher Art von Seelenpein,  
da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Doch wie's nun 'mal mit jeder Wende,  
der Wolkenbruch, er geht zu Ende.  
Der Stau beginnt sich aufzulösen,  
die Karawane kommt in Fahrt,  
das Gute folgt - wie oft - dem Bösen,  
vergessen ist der Stau-Salat!  
Vorwärts stürmt die Blechlawine:  
Der Motor röhrt in schöner Treue,  
die Urlaubshoffnung wächst aufs Neue!  
Wohlan, die Massen sind im Fluß,  
verweht sind Ärger und Verdruß!

Dann liegt im ersten Abendrot  
endlich die Grenzstation voraus.  
Ihr Anblick schmeckt wie Zuckerbrot  
bei einem fetten Festesschmaus.  
Oh, welche Freude, welches Hoffen,  
man fragt sich, ob die Schranke offen.  
Noch schwelgt das Herz in Seligkeit,  
doch dann naht schon die Obrigkeit  
mit verdächtig schnellen Schritten:  
Darf ich um die Pässe bitten?

Und wieder ist mit Schicksals Mächten  
auch dieses Mal kein Bund zu flechten!  
Man sucht die Pässe,  
find't sie nicht!

Auf Vaters Nase zeigt sich Blässe,  
es nagt an seiner Übersicht.  
Stille herrschet in der Runde,  
da tönt es aus der Kleinen Munde:  
Die Pässe, wie gediegen,  
sah ich noch in der Küche liegen!

Stille, Schweigen, Apathie, ob dieser bösen Havarie!  
Der Vater senkt das Haupt, das schwere,  
verkündet dann als Mann von Ehre:  
Auf's Packen ganz und gar versessen,  
hab' ich die Dinger glatt vergessen.  
Und philosophisch fügt er an:  
Soll ein Werk den Meister loben,  
muß man es gezielt erproben!  
Beim nächsten Mal mach' ich 'ne Liste,  
daß man am Grenzort nichts vermißte! (Startet den Motor)

Ein rascher Blick noch nach dem Süden,  
dann hat der Vater sich entschieden:  
Kopf hoch! Dies ist ja keine Schande!  
Wir bleiben halt im Vaterlande!  
Deutsche Berge, deutsches Land,  
deutsche Seen und deutscher Strand  
sind ja auch ganz int'ressant.  
Und ohne jede Schererei  
spielt man dort den Nackedei.  
(dann emphatisch)  
Wie schön, wie schön, daß ich vergaß,  
die Reisepässe einzupacken;  
nun können wir getrost fürbaß  
echte deutsche Brötchen backen!

Süden ade! Wir zieh'n nach Norden,  
wie einst die wilden Römerhorden;  
suchen uns ein schönes Plätzchen  
und vergessen uns're Mätzchen!  
Unter des Nordens grauem Himmel  
gibt's bestimmt kein Süd-Gewimmel.  
Dort lassen sich, ohn' viel Finessen,  
Kilometer zügig fressen!

Einbricht die Nacht,  
der Vater wacht,  
die Kinder schlafen,  
Mutter denkt an Wilhelmshaven,

wo man in regnerischer Pracht  
den letzten Urlaub zugebracht.  
Noch ist die Autostraße leer,  
das Fahren ohne viel Beschwer.  
Hölde Eintracht, sanft wie Seide,  
daß sie uns erhalten bleibe!  
Da tönt es aus dem Radio, schadenfroh:  
Voraus beim Orte Lankenau  
bildet sich ein dicker Stau.  
Und schon wird der Verkehr auch dichter,  
lang und länger die Gesichter.  
Unbehagen! Unbehagen!  
Dem lieben Vater platzt der Kragen.  
Schockschwerenot!  
Im Osten dräut das Morgenrot,  
im Westen ziehen schon zuhauf  
dunkle Regenwolken auf.

Uns bleibt wohl heute nichts erspart!  
Ganz sachte ärgert mich die Fahrt!  
Wären wir doch jetzt im Süden,  
können in der Sonne liegen.  
Da fängt der Motor an zu stottern,  
Vaters Fuß beginnt zu schlittern.  
Ein Blick auf die Benzinanzeige:  
Oh weh, der Kraftstoff geht zur Neige!

Runter von der Autobahn!  
Mutter greift zum Baldrian,  
die Kleine fragt, kaum wahrnehmbar:  
Sind wir denn nun endlich da?  
Und Hans, vom Stoppen aufgeschreckt,  
stellt fest: Die Karre ist defekt!  
Weit gefehlt, sagt der Papa,  
*dies* mal ist nur der Kraftstoff rar.  
Wir haben ja noch den Kanister;  
los, packt ihn aus, werte Geschwister!

Nicht nötig! Meldet Hans bestimmt:  
Der hilft uns keinen Heller!  
Der steht zu Haus im Keller!  
Wir konnten ihn nicht mehr verstau'n,  
war kein Platz im Kofferraum!

Papa neigt zum Donnerwetter,  
da naht - welch Glück - der Retter,  
ein Kamerad der Autobahn,  
und bietet seine Hilfe an:

Zwei Liter sind noch im Kanister.  
Ob sie zum nächsten Tankstop reichen?  
Vielleicht? Wenn Sie gehörig schleichen!

Man dankt dem Mann,  
wünscht gute Reise  
und wirft den durst'gen Motor an,  
rauf geht es auf die Autobahn!

Die Spannung wächst sich aus zur Qual!  
Werden die zwei Liter reichen?  
Wenn ja, so wär' es triumphal,  
doch leider bleibt ein Fragezeichen!  
Schon sieht man in der Ferne  
die bunte Spritzisterne;  
da fängt der Motor an zu bocken,  
aus Vaters Munde fallen Brocken.  
Dann ist es aus! O Graus!

Kurz entschlossen,  
arg verdrossen,  
verkündet wütend der Papa:  
So, Ihr Lieben,  
jetzt werden wir die Karre schieben!  
Das hat sich ja schon 'mal bewährt,  
als wir bei Oma eingekehrt.

Mit schweißbedecktem Angesicht  
tut jeder knurrend seine Pflicht,  
wütend über den Verkehr zur Linken,  
wo Überholer hämisch winken.  
Der Papa lässt die Fäuste schwingen,  
bemüht den „Götz von Berlichingen“.  
Das aber wirkt wie ein Signal,  
die Kleine kräht: „Ich muß gleich 'mal! „,  
Okay, okay, brüllt der Papa,  
die Spritzisterne ist ja nah!  
Halt aus! Oh, Kind, Halt aus!  
Da sieht der Vater recht voraus,  
undeutlich erst, dann sehr genau,  
voraus 'nen dicken Tankstellenstau!  
So bleibt ihm nur in höchster Not  
ein allerletztes Angebot:  
Oh, Kleine, nutz' jetzt Deine Füße,  
schlag' Dich mit Mutter in die Büsche!

Nach dieser bösen Schrecksekunde  
dauert's nur 'ne knappe Stunde,  
dann steht das Auto ohne Beule  
tatsächlich an der Kraftstoffsäule!

Das wär' geschafft, sagt der Papa,  
das End' der Reise ist nun nah'!  
Jetzt wird getankt und dann ist's Schluß!  
Mir reicht der heutige Verdruß!  
Mir fahren jetzt auf Bundesstraßen  
direkt zum heimatlichen Hafen!  
Dort findet sich wohl *das Vergnügen*,  
um das uns Süd und Nord betrügen!

Die Mutter zeigt sich kaum erfreut:  
Denk' doch an unsere Nachbarsleut'!  
Was werden die nur von uns denken,  
wenn wir den Urlaub so verschenken?  
Nach dem, was Vater prophezeite?  
Und nun, vorzeitig, diese Pleite!

Ach, Nachbarn hin und Nachbarn her!  
Was wissen die vom Reisen?  
Die sollen erst einmal im Stau  
ihre Übersicht beweisen!

(Dann euphorisch)

Im Stau, da ist der Mensch noch 'was wert,  
da wird ihm ein Blick in die Zukunft beschert!  
Drum hört, was ich ohn' viel Gehabe  
zum Abschluß noch zu sagen habe:  
Im nächsten Jahr geht's wieder los,  
vielleicht nach West, vielleicht nach Ost.  
Ein Ziel wird sich schon finden,  
ob unter Palmen oder Linden.  
Hauptsache bleibt: Wir sind dabei  
bei der Urlaubsreiserei!  
Ihr sorgt dafür, daß ich die Pässe  
beim nächsten Male nicht vergesse!

Damit endet abrupt meine ganz und gar unvollständige Hymne, wie auch so manche schön geplante Reise abrupt enden mag. Aber wer sich einbildet, das, was ich in Versen geschildert habe, sei neu und nur typisch für unsere mobile Zeit, der irrt sich. Wie so oft, ist auch in dieser Sache unser Goethe, mit dem ich meine Hymne begann, hilfreich. Er schrieb am 5. September 1788 an Caroline Herder:

„Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen!“

In diesem Sinne, so will mir scheinen, war die von mir geschilderte Reise in den Süden ein voller Erfolg!

## **Anscheinend und scheinbar: Des Deutschen Lieblingsfehler**

Ein hoffnungsloser Versuch,  
den Leuten an Land sprachlich unter die Arme zu greifen

AKRO-Neujahrsempfang 1998

Nach DUDEN:

anscheinend	allem Anschein nach
scheinbar	nur dem Schein nach, nicht der Wirklichkeit entsprechend

Verehrte Damen!  
Meine Herren!  
Seeleute, sofern anwesend!

„Heil'ge Ordnung, segensreiche ... !“

So sagten sich die mit Schillers „Lied von der Glocke“ vertrauten Kultusminister der deutschsprachigen Länder - und regelten die Rechtschreibung der deutschen Sprache mit einem kühnen Sprung ins Gewachsene neu. Was die um keine Antwort verlegenen Berliner mit ihrem Sinn für Wesentliches so kommentierten:

„Ordnung regiert die Welt und der Knüppel die Leute.“

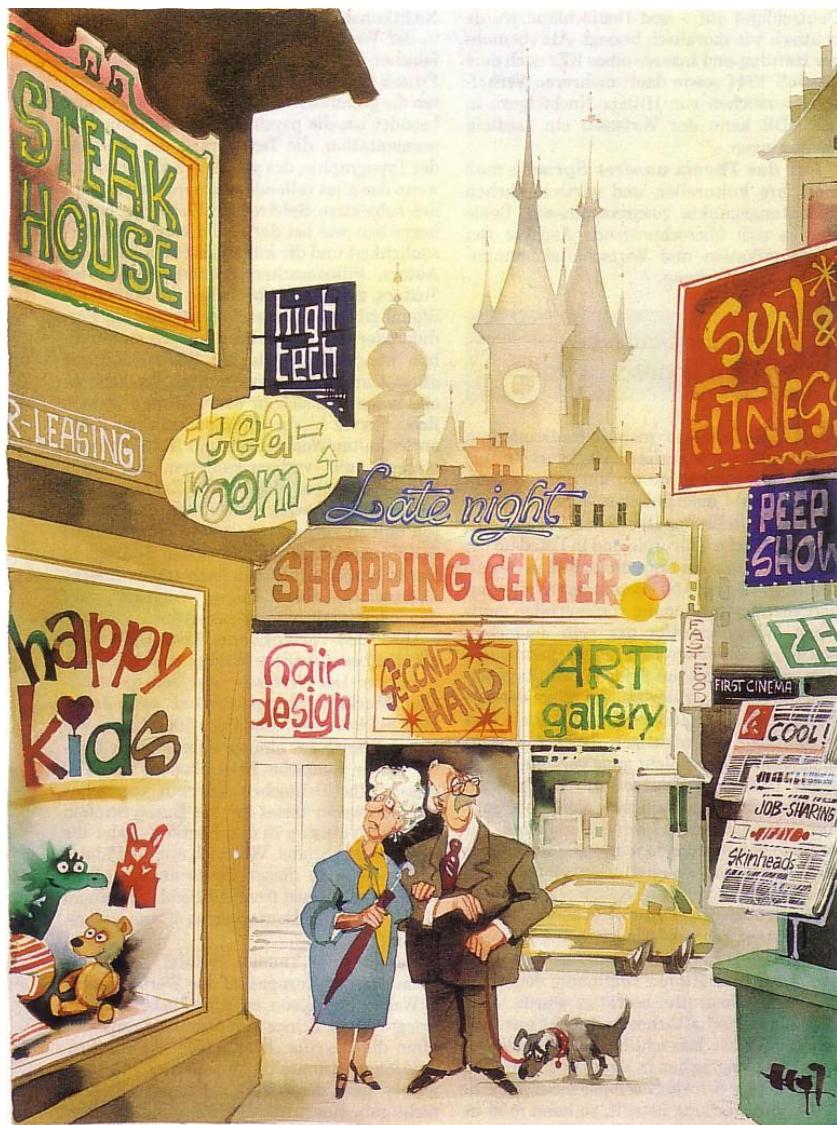
Oh, liebe AKRO-Freunde, wenn Sie wüßten, was Ihnen heute blüht! Wie es die liebe Ordnung verlangt, soll das Ergebnis der Neuregelung in einer „zwischenstaatlichen Erklärung“ zum 1. August 1998 in Kraft gesetzt werden. Von diesem Zeitpunkt an dürfen wir

Glimmstengel mit „ä“,  
Spaghetti“ ohne „h“,  
Tolpatsch mit zwei „l“ schreiben.

Auch „geküßt“ wird künftig nicht mit „ß“, sondern mit zwei „s“; es bleibt aber beim Einsatz der Lippen! „Columbus“, mein Admiralskollege, den alle Welt mit „C“ schreibt, erfreut sich nun am Anfang seines Namens eines „K“s. Und das „Kängeruh“ muß seine Sprünge im australischen Busch ohne „h“ machen! Was ihm gleichgültig sein dürfte.

Erfreulich ist es jedoch - verzeihen Sie, bitte, wenn ich ganz gegen meine Art ins fäkalische abgleite -, daß das Wort (darf ich's sagen?) „Scheiße“ weiterhin mit „ß“ geschrieben wird, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß es neuerdings auch in der Politik Verwendung findet, die sich mit „Reformen“ etwas schwer tut.

Gerade hatte ich dies zu Papier gebracht, da entdeckte ich in einer seriösen Monatszeitschrift (MUT vom Okt. 1997) eine kolorierte Zeichnung, die Wasser auf meine Mühlen brachte. Sie zeigt eine Straßenkreuzung in einer deutschen Großstadt: Zur Linken liegt ein „Steak House“, flankiert von einem „Leasing Shop“ und einem „Tea Room“; im Hintergrund sieht man ein „Shopping Center“, überragt von einer Neon-Leuchtschrift „Late Night Show“; davor präsentiert sich ein „Second Hand Shop“ mit einer „Art Gallery“; zur Rechten sieht man ein „Fitness Center“ und eine „Peep Show“ neben einem „Fast Food Store“. Inmitten dieser exotischen Ansammlung steht ein älteres Ehepaar mit einem Dackel an der Leine. Der Ehemann, den Blick auf's Steak House“ gerichtet, fragt sich oder seine Frau: „Wozu brauchen wir eigentlich noch 'ne deutsche Rechtschreibreform?“



*„Wozu brauchen wir eigentlich noch 'ne deutsche Rechtschreibreform?“*

25

Recht hat er! Aber er übersieht dabei, daß nicht nur das Fremdländische nachdenklich stimmt, sondern auch die Wortflut unserer Zeit. Der DUDEN beweist das: Seine Ausgabe von 1967 enthält 800 Seiten, die von 1997 dagegen 910. Es geht also wortreich vorwärts!

Archimedes, der Erfinder der Wasserverdrängung, dem wir Seeleute besonders verbunden sind, erklärte sein Prinzip mit 67 Wörtern; die ZEHN GEBOTE der Bibel enthalten 104; die amerikanische Unabhängigkeitserklärung rund 300; die GEBOTE und VERBOTE unserer Zeit lassen sich nicht mehr zählen!

Dabei läßt sich Wesentliches auch kurz sagen, wie der Beichtvater Johannes Börsch vom Altenburger Dom (lt. FAZ) bewiesen hat. Er berichtet mit 24 Wörtern: „Besonders anschaulich schildern Kinder ihre Sünden. Erwachsene dagegen beichten eher global. Einen Mord hatte ich noch nie, weil nur wenige Mörder praktizierende Christen sind.“

Diese Wörterzählerie hatte aber ihr Gutes: Sie gab mir das Thema für mein heutiges Referat ein. Es lautet:

ANSCHEINEND und SCHEINBAR,  
des Deutschen Lieblingsfehler!

Er ist - zahlenmäßig - bedeutsam, denn seine Anhängerschaft übertrifft bei weitem das Wählerpotential unserer großen Parteien.

Zunächst ein Prolog, dessen Inhalt alle Klarheiten beseitigt: In einer Literatur-Sendung des Norddeutschen Fernsehens sagte die kanadische Dichterin Magaret Atwood: „Früher gab es in der kanadischen Roman-Literatur nur Frauen, die mindestens 50 Jahre alt waren, ernste, von schwerer Arbeit verhärmte Frauen, hausfraulich-bieder und gottesfürchtig. Diese Frauen waren *anscheinend* nie jung!“

Ich horchte auf! Sah mich plötzlich ins Gymnasium zu Bremen zurückversetzt, wo mein Deutschlehrer nicht müde wurde, uns den feinen Unterschied von „*anscheinend*“ und „*scheinbar*“ klarzumachen.

Warum sagte die Dichterin *anscheinend*? Wo doch *scheinbar* zutreffender gewesen wäre. Denn diese 50 und mehr Jahre alten Frauen waren ja gewiß auch einmal jung gewesen! Sie waren also *nur scheinbar* nie jung. Warum wählte die Dichterin dennoch das Wort *anscheinend*?

Ich fand die Lösung: Weil sie bildhaft zum Ausdruck bringen wollte, daß diese ernsten verhärmten, gottesfürchtigen Frauen in ihrer tristen Rolle wirklich *den Anschein erweckten*, als wären sie tatsächlich nie jung gewesen! Das ist eine sprachliche Meisterleistung! Dem Dichter angemessen. Wir Nicht-Dichter sollten uns hüten, sie nachzuvollziehen! Es könnte sein, daß uns ein gewisser Herr DUDEN den erhobenen Zeigefinger zeigt:

ANSCHEINEND und SCHEINBAR.

Dieses schwierige Thema, das so recht für den scharfen Verstand des Seemanns geeignet ist, packt man am besten mit der exemplarischen Methode an!

Daher zunächst ein Beispiel:

Die Kompaniechefs feiern im Kasino eine erfolgreich verlaufene Feldübung. Plötzlich stürzt ein Hauptmann vom Stabe herein, atemlos, läßt sich in den Kunstledersessel fallen und verkündet triumphierend:

„Leute, hört und staunt: Der Stabsoffizierslehrgang wird *scheinbar* abgeschafft! .

Hat der Oberst gesagt.“

„Warum das?“ fragt einer der frohen Zecher.

Sagt der Erste:

„Die da oben brauchen *anscheinend* Stabsoffiziere.“

Direkte Folge:

Ein mittelschwerer Tumult an der Bar.

Dann der spontane Entschluß:

„In fünf Minuten beginnt das eigentliche Fest!“

Es endete mit einem „Kater“ ersten Ranges. Nicht wegen des durchaus reichlich genossenen „Oldenburger Landweins“, sondern wegen des Herrn Oberst.

Der hatte sich, von der läblichen Absicht beseelt, auch in Uniform ein echter Staatsbürger zu sein, in die lange Reihe jener mündigen Bürger deutscher Sprache eingeordnet, für welche die Wörter *anscheinend* und *scheinbar* ein tägliches Sprach-Toto sind - mit Gewinn und Verlust. Im Falle unserer Hauptleute mit Gewinn, sofern es die schöne Feier angeht; mit Verlust, weil der Stabsoffizierslehrgang nicht abgesetzt wurde.

Jaaa, hätte der Oberst *anscheinend* gesagt, dann wäre der liebliche Landwein im Casino mit einem gewissen Recht geflossen, weil nämlich dann tatsächlich der *Anschein* bestanden hätte, daß der Lehrgang abgeschafft würde. Aber das übersahen die Hauptleute im Eifer des alkoholischen Gefechts.

Doch hätte sich diese feuchte Übung an der Kasino-Bar mit nachfolgendem „Kater“ leicht vermeiden lassen, wenn sich der Herr Oberst seines Deutschlehrers am Gymnasium erinnert und vor Öffnen des Mundes einen Truppenversuch mit *anscheinend* und *scheinbar* unter Verwendung des Wörtchens „nur“ - ausgeführt hätte. Dieser Trick war ihm aber im Augenblick nicht präsent, weil das tägliche „management with potatoes“ ('rin in de Kartoffeln, 'raus aus de Kartoffeln) seine geistigen Kräfte letzthin stark in Anspruch genommen hatte.

Es war doch so:

Der Oberst hatte auf dem Wege der Buschtrommel-Fernmeldetechnik von Bestrebungen allerhöchstdortselbst gehört, daß der Stabsoffizierslehrgang abgeschafft werden solle. Das ärgerte ihn zunächst einmal, weil er früher auch an einem solchen Lehrgang teilzunehmen hatte, zwar mit Erfolg, wie an seinem Dienstgrad abzulesen war, aber - so sagte er sich: „Warum sollen es die jungen Leute besser haben als ich?“

Da er aber ein Mann mit Herz war, erfreute ihn andererseits jene Buschtrommel-Nachricht sehr, weil dann seine Hauptleute dem Truppendiffekt nicht entzogen werden würden, wenn er ihnen auch den Lehrgangstreß von Herzen gönnte, weil dieser - wie die Seeckrankheit - als ein heilsames Mittel gegen Besserwisserei und übertriebene Selbstsicherheit anzusehen ist.

So vor sich hin sinnierend, kam ihm der Gedanke, den Hauptleuten Kenntnis von der sich abzeichnenden Entwicklung zu geben. Das war ohne Zweifel ein guter Gedanke, wenn man die Sache aus der Sicht der Menschenführung betrachtet. Er bewies aber auch eine gewisse Fahrlässigkeit, weil unser Oberst eine Prüfung mit Hilfe des Wörtchens „nur“ vergaß, und indem er das tat, belastete er den Etat seiner Untergebenen am Bartresen.

Hätte er - wie von seinem Deutschlehrer erwartet - das Wörtchen „nur“ in die sensationale Nachricht eingefügt - leise vor sich hin murmelnd -, so wäre den Hauptleuten eine kostspielige Feier erspart geblieben, denn dann hätte seine Mitteilung so gelautet: „Der Stabsoffizierslehrgang wird *nur* *scheinbar* abgeschafft!“ Das heißt aber doch: Er wird *nicht* abgeschafft! So will es die deutsche Sprache!

Die gesamte Operation ist ja - physikalisch betrachtet - dem Bereich „Kettenreaktion“ zuzuordnen! Zwar gab es einen Knall, sogar mehrere, von Flaschenkorken nämlich, aber diese Knalle waren, wie der Artillerist sagen würde, „ein Schuß in den Ofen“! So weit, so gut!

Was nun den Hauptmann angeht, der - wie im Beispiel dargestellt - gesagt hatte: „Die da oben brauchen *anscheinend* Stabsoffiziere - und zwar bald!“ so irrite er. Denn „die da oben“ brauchen keine Stabsoffiziere, weil es bereits genug gibt, aber sein *anscheinend* war dennoch logisch, jedenfalls in bezug auf die Worte das Obristen!

Der hatte ja mit seinem „*scheinbar*“ bei den Hauptleuten die falsche Hoffnung geweckt, daß der Lehrgang abgeschafft würde; und da lag für unsren Hauptmann die Vermutung nahe, daß es dafür einen Grund geben müsse, daß nämlich „die da oben“ „*anscheinend*“ Stabsoffiziere benötigen, obwohl „die da oben“ mehr zur Verfügung haben, als die werte Polizei erlaubt!

Diese dem klugen Hauptmann durchaus bekannte Tatsache wurde *anscheinend* von ihm übersehen, aber nicht etwa weil er *scheinbar* zu tief ins Glas geschaut hatte. Das hatte er ja „nur“ *scheinbar* getan, weil das eigentliche Fest noch gar nicht begonnen hatte.

Damit nähern wir uns rasant dem Kern des leidigen Problems: Schuld an allem sind ja nicht der Oberst und die Hauptleute, auch die nicht Marine. Nein, schuld ist der „Schein“! Der hat nämlich zwei Seiten, was zu begrüßen ist, wenn es sich um einen Geldschein handelt, jedoch verderblich, wenn's um die Sprache geht, die deutsche Sprache, welche Mark Twain, der Ami, die ganz und gar „schreckliche“ genannt hat. Übrigens mit Recht.

Ich habe da ein Beispiel: Sagt doch Schiller, unser Dichter (in „Der Parasit“):  
„Der Schein regiert die Welt.“

Schön und gut. Aber welcher? frage ich mich. Der Geldschein oder der andere? Das hätte uns der Dichter doch sagen müssen! Sollte Schiller - so fragt man sich - im Geheimen ein Politiker gewesen sein? Gesegnet mit der Fähigkeit, sich alle Türen - nach links und nach rechts - offen zu halten? Wenn er's war, so ist das *anscheinend* von den Literaten übersehen worden; wenn er's jedoch nicht war, so täuscht wohl nur der Schein.

Und das tut dieser gern! Einmal gibt er sich höchst ehrbar, dann aber *scheinheilig*. Da heißt es zum Beispiel:

Der grelle Schein der Sonne.  
Der helle Schein des Goldes.  
Der düstere Schein der Fackeln.  
Beim trüben Schein der Kerzen.

Ist alles richtig, ist alles ehrbar!

Dann aber verläßt der Schein den Pfad der Tugend und wird *scheinheilig*:  
Schein und Sein.  
Schein und Wirklichkeit.  
Den falschen Schein erwecken.  
Den äußeren Schein wahren.  
Schließlich trügt er sogar, der Schein.

Als das der Feldmarschall Helmuth von Moltke erkannte, griff er unverzüglich zum Federkiel und erließ seine bekannte Order: „Mehr sein als *scheinen*!“ Sie war an jene Superstrategen gerichtet, welche Friedrich Rückert, den Dichter, noch nicht gelesen hatten. Er hat ja in „Weisheit der Brahmanen“ folgendes geschrieben:

„Wer etwas *scheinen* will, der muß es auch *sein*;  
denn ohne *Sein* ist selbst der *Schein* ein leerer Schein!“

Leider, leider gibt's neben dem *leeren* auch noch den *falschen* Schein, den jene bei Nacht und Nebel drucken, die sich am Tage von der Arbeit drücken. Sie sind es ja, die mit ihren „Blüten“ die Polizei auf den Plan rufen, weil der „Schein gegen sie spricht“. Für die sogenannte „Scheinblüte“ sind sie jedoch nicht verantwortlich, da ihre „Blüten“ nur *scheinbar* echt sind.

Schein, Schein und nochmals Schein! Was soll man von ihm halten? Mal ist er echt, 'mal gibt er sich den Anschein und manchmal täuscht er etwas vor, was gar nicht ist. Man könnte sagen: Er ist *scheinbar* naiv, aber in Wirklichkeit raffiniert! Wie jene Dame, die *scheinbar* dick ist, sich aber *nur* unvorteilhaft gekleidet hat!

Da ist es wieder: das Wörtchen „nur“, das unser Oberst im Eifer des Gefechts vergessen hatte, das aber zum „*scheinbar*“ gehört wie die Hauptleute zum Stabsoffizierslehrgang. Wer jedoch das „nur“ dem Worte *anscheinend* beifügt, der tut dem *Anschein* weh, weil dieser durchaus die Wirklichkeit sein kann!

Ein Beispiel: „Er ist *anscheinend* ein guter Soldat. Seine Beurteilungen deuten darauf hin.“ Er ist es also wirklich!

Mit diesem Beispiel lässt sich übrigens trefflich exerzieren. Setzen wir doch 'mal für *anscheinend* das Wort *scheinbar* ein, Dann lautet der Text: „Er ist *scheinbar* ein guter Soldat. Seine Beurteilungen scheinen es anzudeuten.“ Da ist der gute Mann -nach den Regeln unserer Sprache- auf einmal „nur“ noch *scheinbar* ein guter Soldat!

Wie ist solches möglich? Die Antwort liegt auf der Hand: Weil *anscheinend* dem werten Vorgesetzten, welcher die Beurteilung gemäß § 29 des Soldatengesetzes bekannt zu geben hatte, der Mut fehlte, das 'reinzuschreiben, was diesem Soldaten zukommt. Womit dann die Aussage eines bekannten, hochdekorierten UBoot-Kommandanten bestätigt wäre:

„Lieber fünf Minuten feige, als ein ganzes Leben tot!“

Um alle Klarheiten nunmehr restlos zu beseitigen, noch ein Beispiel aus der Seefahrt, welche ja der ehrenwerten Gesellschaft so viele gute Beispiele geliefert hat - und immer noch liefert:

Wir steuerten eines Tages im Südatlantik mit der DEUTSCHLAND vorwärts, Kurs Südsüdwest. Plötzlich sah der Wachhabende Offizier etwas am Horizont, genau voraus. Es sah wie eine Insel aus. Er dampfte auf das „etwas“ zu - und mußte feststellen: Es war *nur scheinbar* eine Insel! Eine Luftspiegelung hatte ihn getäuscht! Genau in diesem Augenblick betrat ich die Kommandobrücke. Der Wachhabende berichtete mir bereit von seinem Erlebnis: „Da habe ich mich *scheinbar* geirrt“, sagte er. „Nee“, antwortete ich, „nicht *scheinbar*, sondern *anscheinend*, denn wenn Sie sich nur *scheinbar* geirrt hätten, dann wäre da ja wirklich eine Insel.“

Damit -so glaubte ich vertrauensselig- sei nun wenigstens bei diesem Mariner Klarheit in Sachen *scheinbar* und *anscheinend* geschaffen. Aber ich irrte! Denn als ich etwas später die Messe betrat - Insel, *anscheinend* und *scheinbar* längst vergessen - fand ich einige meiner Mariner in hitziger Debatte um die Steuerbord-Back versammelt. Gerade hörte ich noch, wie der Wachhabende mit fuchtelnden Händen ausrief: „Der Alte wollte mich *scheinbar* auf's Kreuz legen!“ Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich: „Er hat's begriffen!“

Denn ich wollte ihn ja nur *scheinbar* auf's Kreuz legen, also überhaupt nicht! Aber seine besorgte Miene bewies das Gegenteil! Ich sagte: „Nun überlegen Sie 'mal: Wenn die Insel nur *scheinbar* da war, also gar nicht, so kann ich Sie doch allem Anschein nach nicht mit ihr aufs Kreuz gelegt haben!“ - Pause! - Dann er: „Ja, wenn die verdammte Insel aber doch da gewesen wäre?“ Da griff der katholische Pfarrer, wie immer auf der Höhe der Debatte, ein und stellte sachlich fest: „Ja, wenn die tatsächlich da gewesen wäre, dann hätten wir sie kurzerhand nach Ihnen benannt!“

Damit eile ich dem Schluß entgegen! Ich tue es in der Gewißheit, daß mein Lehrer am Gymnasium zu Bremen - wäre er unter uns - meine Note in Deutsch sogleich heraufsetzen würde. Er war ja ein „Fan“ von *anscheinend* und *scheinbar*, aber er hätte es wohl nie und nimmer für möglich gehalten, daß ich diese Wörter hin und wieder richtig anwenden würde. Wenn 's so wäre, dann hätte er sich *anscheinend* geirrt!

Zwar war der „Schein“ damals im Gymnasium gegen mich - zugegeben -, doch wäre es schön, wenn ich hier und heute - gemäß Schiller - nicht nach dem *Schein* gerichtet würde! Im übrigen ist mir ein Sprichwort meiner niedersächsischen Heimat leidvoll bekannt: Sie sollten es sich merken:

„Wer im Gasthaus sitzt, sollte nicht mit Scheinen werfen!“

Gerade hatte ich diesen Vers niedergeschrieben, da zeigte sich einmal mehr, wie notwendig dieses Referat ist: Ein Sportjournalist, der die deutschen Leichtathletik-Meisterschaften wortreich kommentierte, verkündete im Fernsehen siegessicher: "Den Lauf gewinnt der Leverkusener, der ist *scheinbar* in Bombenform!" Einige Minuten später lief dieser Leverkusener als Letzter durch das Ziel.- Er war eben nur *scheinbar* in Bombenform! Da hatte sich der Journalist *anscheinend* geirrt.

Zum Schluß habe ich für Sie einen Rat zur Hand:

Wenn Sie es leid sind, sich mit *anscheinend* und *scheinbar* herumzuschlagen, dann machen Sie's doch wie wir Navy Peoples: Sprechen Sie einfach Pidgin English! Dann können Sie sich sogar in China verständlich machen. Sollten jedoch die Dienstbezüge für eine Reise dorthin nicht ausreichen oder weltanschauliche Gründe gegen eine solche sprechen, so empfehle ich, es beim falsch verwendeten *scheinbar* und *anscheinend* zu belassen. Damit sind Sie immer in guter Gesellschaft! Allerdings nur *scheinbar*.

Liebe AKRO-Freunde!

Mein heutiges Referat -es ist das 17te in der Serie „Haare durch die Mütze“- erwähnt, wenn auch nur kurz, einen gewissen Samuel Clemens Langborne, den Sie alle unter dem Namen Mark Twain kennen. Dieser Mississippi-Anrainer hat ein Problem gelöst, welches die Generationen bewegt, seitdem es solche gibt.

Hören Sie -Alt und besonders Jung- wie er das geschafft hat! Zu mir, so berichtet dieser Mark Twain, kam eines Tages ein 17jähriger und erklärte höchst erbost: „Ich verstehe meinen Alten nicht! Jeden Tag gibt's Krach! Der Alte ist total rückständig! Was soll ich machen? Werde wohl aussteigen!“ Diesem 17jährigen gab ich zur Antwort: „Junger Freund, ich kann Sie gut verstehen. Als ich 17 Jahre alt war, war mein Alter genau so wie der Ihrige! Es war nicht zum Aushalten! Aber haben Sie doch Geduld! Solche Typen entwickeln sich eben langsam. Zehn Jahre später, als ich 27 war, hatte mein Alter schon einiges hinzugelernt. Und, was soll ich sagen, heute, wo ich 37 bin, ob Sie's nun glauben oder nicht, lässt sich mit dem Alten reden! Sehen Sie, mein Junger Freund, so ändern sie sich eben, die lieben Alten!

Dem füge ich hinzu:  
Kommt Ihnen dieses Verfahren eventuell bekannt vor?

## Rationalisierung

Untersucht und dargestellt an Franz Schuberts „Unvollendeter“

AKRO-Neujahrsempfang 1999

Verehrte Damen!

Meine Herren!

Seeleute (sofern anwesend)!

Bei der Überprüfung der Themen, die ich in meinen 17 Referaten behandelt habe -das erste, das ich 1981 hielt, lautete „Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?“ - stellte ich mit Bestürzung fest, daß ich es versäumt habe, der Frau Musika die ihr gebührende Ehre mit einem Referat zu erweisen.

Dies gilt es nachzuholen! Dabei gehe ich davon aus, daß die Musik ein Kind der Zeit ist, wie das Folgende beweisen mag: Hermes, der Gott der Schelme und der Diebe entlockte z.B. der Leier, die er sich aus einem Schildkrötenpanzer fertigte, andere Töne als die elektronischen Wunderwerke in den Diskotheken von heute. Man muß also die Musik im Umfeld ihrer Zeit sehen! Dem trage ich Rechnung, indem ich dieselbe in einen Begriff unserer Zeit einbette, der von den einen geschätzt, von den andern beklagt wird. Das Thema lautet demgemäß:

### RATIONALISIERUNG

Untersucht und dargestellt an Franz Schuberts „Unvollendeter Symphonie“

Zur Einführung in dieses schwierige Vorhaben zunächst ein Zitat der immer bestens informierten BILD-Zeitung vom 19. Februar 1998: Ein Freund fragt den anderen: „Kennst Du Beethovens Neunte?“ - „Nein,“ so der andere, „ich wußte ja bis jetzt nicht 'mal, daß er so oft verheiratet war.“

Wenn mich nicht alles täuscht - Seeleute täuschen sich ja nur selten -, so sind wir modernen Menschen wortreich in das Zeitalter des Diskutierens, des Debattierens, leider auch des Polemisierens eingetreten, wobei die Wortflut die gewünschte Sachlichkeit zumeist kräftig übertrifft! Das hat schon Goethe erkannt, als er in seiner faustischen Tragödie den Mephisto sagen läßt:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,  
da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!“

Recht hat er! Doch läßt sich sein kluger Satz (wie die Erfahrung unserer Zeit lehrt) auch anders fassen:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,  
läßt's sich gar wortreich schwätzen!“

Warum eigentlich? Weil - Gott sei's geklagt - im Eifer des Schwätzens übersehen wird, was schon Goethens Schüler im faustischen Drama warnend von sich gibt:

„Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein!“

Halten wir uns angesichts dieses klugen Rats zunächst einmal an die dem Thema innewohnenden Begriffe:

### RATIONALISIERUNG.

Was bedeutet sie?

Natürlich die Ersetzung herkömmlicher Verfahren durch verstandesmäßig durchdachte und zweckmäßiger! Ihr Ziel ist:

- Die Leistungen zu verbessern;
- die Kosten zu senken und so
- die Produktion zu steigern.

Was Härten für die Arbeitnehmer mit sich bringen kann - leider! Aber so ist es eben mit der RATIO, der oftmals kühlen Vernunft; wobei gelegentlich von den „Vernünftigen“ übersehen wird, was Casanova, der Schwerenöter, behauptet hat:

„Die Vernunft, sie ist des Herzens Feindin!“

Oder, wie der Volksmund meint:

„Früher war alles viel besser!“

Die Rationalisierung eignet vornehmlich der Wirtschaft, nie der *Gastwirtschaft*, selten dem Staatsdienst, welcher - wie einer Tageszeitung kürzlich zu entnehmen war - als „Wieder-aufbereitungsanlage für ausgebrannte Staatsdiener“ nicht nach „rationellen“, sondern „parkinsonschen“ Grundsätzen aufgebaut ist. Abgesehen vom Militär, das sich gezwungen sehen kann, auf eiserne „Rationen“ zurückzugreifen, wenn der Feind zu „Rationalisierungsmaßnahmen“ im gegnerischen Bereich greift, ein Akt, der seit Homers Zeiten als „ratio regis“ eingestuft wird, aber tatsächlich als „irrational“ zu bezeichnen ist, wie die Weltgeschichte beweist.

### Die MUSIK:

Sie ist die Kunst der Musen, der Euterpe, der Polyhymnia und der Terpsichore, weiblicher Wesen, weshalb sie „Frau Musika“ genannt wird. Da sie „tönt“, wird sie „Tonkunst“ genannt. Sie bedient sich der Melodie, der Harmonie und in unseren Tagen vor allem des Rhythmus, welcher der körperlichen Ertüchtigung in Diskotheken und ähnlichen Etablissements dient, lautstark elektronisch befeuert von schrillen Dissonanzen, welche die Verrenkungen der auf Abstand übenden Paare zu Höchstleistungen führt und die Trommelfelle zur Freude der Ohrenärzte vibrieren lässt.

Die Melodie kann „leise“(als liebliche Weise), „getragen“ (wie Schuberts „Unvollendete“) oder dröhnend (als Supersound) aufklingen. In letzterem Falle gilt Wilhelm Buschs Erkenntnis:

„Musik wird oft nicht schön gefunden,  
weil sie mit Geräusch verbunden.“

### Die SYMPHONIE!

Sie ist ein Orchesterwerk von *drei* oder *vier* Sätzen, welches - im Gegensatz zum Tennisspiel - nicht durch einen „Tie-Break“ oder „Fünften Satz“ verlängert werden kann, sondern mit der letzten Note endet. Offenbar war sich Franzl Schubert über die Satzzahl nicht im Klaren, als er seiner Symphonie Nr. 8 in h-Moll nur *zwei* Sätze gab, weshalb dieselbe korrekterweise „Unvollendete“ genannt wird.

### Das ORCHESTER!

Es ist eine zahlenmäßig kleinere oder größere Versammlung von Werkzeugen, die mit verschiedenartigen Instrumenten emsig bestrebt sind, taktvoll zusammenzuspielen, da ihnen der Dirigent ständig mit einem Stocke droht.

Eine solche Versammlung ist das Gegenteil einer politischen, in welcher bekanntlich jedermann die „Erste Geige“ zu spielen sucht, während dieses Recht im Orchester nur den Leuten am *rechten Flügel* zusteht.

An seinem äußersten Ende befindet sich der „allererste Geiger“, der „Konzertmeister“, der als „Fraktionsvorsitzender“ aller Geiger den „Ton“ angibt, auf den die „Streicher“ angewiesen sind, um den vom Kompositeur erwünschten „Gleichklang“ zu erzielen, welcher in politischen Gremien nicht zu erwarten ist, da die dort anwesenden (oder zumeist nicht anwesenden) Mitglieder nicht dem „Takt“, sondern nur dem Gewissen unterworfen sind (§ 38 GG), das dankenswerter Weise vom sogenannten „Fraktionszwang“ außer Kraft gesetzt werden kann, was ganz allgemein als „rationell“ angesehen wird. Auf diesen Vorzug verzichten Orchestermitglieder freiwillig, da der „Fraktionszwang“ dort nicht dem „Gewissen“, sondern dem „guten Ton“ zugute kommt, welcher in politischen Gremien erfahrungsgemäß nur zu erwarten ist, wenn eine Diätenerhöhung ansteht.

Der rechte Flügel des Orchesters („Erste Geigen“) wird - wiederum im Gegensatz zur politischen Versammlung - stets vom linken Flügel (den Zweiten Geigen, Bratschen und Cello) ohne besondere Gegenleistungen (die politisch üblich sind) unterstützt, weil die musikalischen Noten sich nicht wie die diplomatischen austauschen lassen. (Wäre das möglich, so würden jene, die immer die „Erste Geige“ spielen wollen, von den „Zweiten Geigen“ an die Wand gespielt werden, was politische Dissonanzen zur Folge hat.)

Auf den Hinterbänken des Orchesters sind - wie in politischen Gremien - die „Pfeifen“ plaziert, wie Flöten, Oboen, Klarinetten und Fagotte, welche nur von Fall zu Fall zum Einsatz kommen, wie auch die Hörner, Trompeten und Posaunen, welche schon seit biblischen Zeiten (siehe die Belagerung von Jericho) durch gelegentliches Schmettern für Aufmunterung im Konzertsaal sorgen, kräftig unterstützt von Tuba, Trommeln und Pauken, die geeignet sind, zufällig anwesende Militärpersönchen an die Freuden und Härten des Soldatenlebens zu erinnern. Freuden und Härten, welche allerdings von den Sirenenklängen der Harfe wenig militärisch untermalt werden, eher schon von den Kontrabässen, die, rhythmisch gezupft, die Monotonie langer Märsche (mit und ohne Gepäck) aufleben lässt, welche aber sogleich verdrängt wird, wenn die Kesselpauke einsetzt und (wie von selbst) die Vision reitender Geschwader aufdrängt, welche zur „Karriere“ wegen der schon genannten „ratio regis“ antreten.

Dann steuert das Orchester in „konzertierter Aktion“, vom heftig bewegten Taktstock des Dirigenten angetrieben, dem Fortissimo entgegen, das den Konzertbesuchern Gelegenheit zum Husten gibt *und* das auf seinem Höhepunkt - alle Instrumente in vollem Einsatz - abrupt, aber diszipliniert (wie ein Gewehrgriff zu Preußens Zeiten) abbricht, ein immer wieder ergreifender Akt, der selbst jene zivilen Zuhörer „hinreißt“, die nicht gedient haben. Dann rauscht der Beifall auf - rechts, links und in der Mitte, an allen Seiten - den die Politiker auch so gern hätten, aber den sie immer nur von rechts, links oder aus der Mitte erhalten, je nachdem, wo ihre Parteikollegen gerade angesiedelt sind.

Soweit zu den Begriffen!

Die, sachgerecht vorgestellt, den Weg zur „Rationalisierung“ prächtig ebnen. Solche drängt sich ja im Falle der „Unvollendeten Symphonie“ geradezu auf, da Schubert schon beim Schreiben seiner Noten - wie bereits bekannt - höchst „rationell“ verfuhr, indem er sein schönes Werk auf zwei Sätze verkürzte, nicht ahnend, daß er damit den Gewerkschaften von gestern und heute eine äußerst zugkräftige Idee eingab, nach der diese seitdem eisern streben:

„Höherer Lohn bei reduzierter Arbeitszeit!“

Doch muß es bei ihm irgendwann gedämmert haben, daß er im Begriff war, eine finanzi- und gesellschaftspolitische Lawine loszutreten, denn er versteckte die Notenblätter seiner auf zwei Sätze reduzierten Symphonie so gut, daß diese erst 37 Jahre nach seinem Tode von seinem Freunde Anselm Hüttenbrenner aufgefunden wurden.

Ja - so fragt man sich als Kind der Moderne - hätte es doch damals schon Experten für Arbeitsstudien und finanzgerechte Arbeitsgänge gegeben, die - wie heutzutage - mit „kybernetischen“ Mitteln (wenn Sie zufällig wissen, was das ist) den Arbeitsmarkt zu steuern versuchen. Dann wäre Ihnen, liebe AKRO-Freunde, mit Sicherheit dieses Referat erspart geblieben!

So weit, so gut (oder so schlecht)!

Nun wollte es aber der Zufall, daß sich eines Tages ein solcher Experte, von seiner Frau begleitet, in einem Saal wiederfand, in dem festlich gekleidete Leute, ganz und gar freudig bestimmt, einträchtig versammelt waren, woraus der Experte schloß, daß er sich nicht in einem Parlamentssaal befand, wo meistens gestritten wird und in dem neuerdings Jeans, T-Shirts und Turnschuhe Argumente untermauern.

Unser Experte nahm das auf Glanzpapier gedruckte Programm zur Hand und stellte fest, daß Franz Schuberts „Unvollendete Symphonie zum Vortrag kommen würde, eine Tatsache, die ihn wegen des Wortes „unvollendet“ sogleich in Unruhe versetzte - und seine „Ratio“ von Amts wegen aktivierte. Zwar glaubte er, über ein gewisses Verständnis für die Kunst zu verfügen, aber dieses betraf eher die „Kunst des Möglichen“ im Produktionsprozeß, der im vorliegenden Falle anscheinend Mängel aufwies, denn - so sagte er sich: Wie kann man der Öffentlichkeit ein unvollendetes Produkt anbieten - und das auch noch am Abend, zur besten Fernsehzeit!

Hier waren offensichtlich weitere Beobachtungen dringend geboten, welche er sogleich im immer präsenten Notizbuch festzuhalten gedachte, um dieselben später in einem „Memorandum“ für die Vorstandssitzung schlüssig zusammenzufassen. Dieses „Memorandum“, ganz und gar nach der „Kunst des Möglichen“ erarbeitet, war von bemerkenswerter Logik. Es in seiner Gänze vorzustellen, was es durchaus verdiente, würde unsern Zeitplan sprengen. Es mögen daher besonders relevante Auszüge genügen.

Sich der im Firmenvorstand gegen Doppelarbeit und Überschneidung von Arbeitsvorgängen bestehenden Vorurteile bewußt, nahm sich unser Experte zunächst des Orchesters an. Dieses sei pünktlich, in aufgelöster Ordnung, aber hinreichend diszipliniert, am Arbeitsort eingetroffen, wie solches auch bei straff geführten Betrieben der Fall sei. Leider sei der verantwortliche Leiter, Dirigent genannt, erst im letzten Augenblick erschienen, ohne sein Zusätzkommen zu entschuldigen. Er sei dennoch, anders als in Betrieben, mit Beifall empfangen worden, eine Tatsache, die zu denken gäbe, wie auch der Stock, den er lässig mit sich geführt habe.

Während des Wartens auf den Zusätzkommer habe das Orchester ohne besondere Anweisung die Instrumente justiert, was zwar einerseits Mißklänge zur Folge gehabt habe, aber andererseits auf eine hohe Moral schließen lasse, wenn auch nicht übersehen werden dürfe, daß diese Arbeit vor Arbeitsbeginn zu erledigen gewesen wäre.

Die Kleidung der Orchestermitglieder habe der bei Gala-Diners in der Vorstandsetage üblichen entsprochen, sei jedoch dem Arbeitsablauf, besonders bei Fortissimos, nicht angemessen. Ein „Overall“ aus leichtem Tuch könne einer Leistungssteigerung dienlicher sein.

Zu begrüßen sei dagegen das „taktvolle“ Verhalten der musikalischen Arbeiter, sowie deren gleichmäßiger Einsatz, der zweifellos seine Ursache im Stocke des auf einer Kiste positierten Dirigenten habe.

Diese Kiste sei, entgegen den Unfallverhütungsvorschriften, nicht durch eine Reling (wie auf Schiffen üblich) gesichert gewesen, was als schweres Versäumnis im logistischen Bereich zu werten sei.

Nach dieser Einführung wendet sich das „Memorandum“ ohne Umschweife dem Arbeitsablauf zu, der bekanntlich jede Produktion maßgeblich beeinflußt.

Nach einem eher „getragenen“ Beginn, wie ein solcher auch nach Feiertagen in Betrieben zu beobachten sei, sei in verschiedenen Abteilungen des Orchesters ein Leerlauf zu beobachten gewesen. Er habe besonders die Oboe- und Fagott-Spieler betroffen. Deren Part könne daher reduziert und auf andere Bläser gleichmäßig verteilt werden.

Alle „Ersten Geiger“, obschon fleißig bei der Sache, seien mit den gleichen Noten ausgerüstet gewesen, was unnötige Doppelarbeit zur Folge habe. Die Mitgliederzahl dieser Gruppe könne daher drastisch gekürzt werden. Falls ein großes Klangvolumen erwünscht sei (was dem Produkt sicher zugute komme), könne dieses leicht durch elektronische Verstärker erzielt werden. Ähnlich ließe sich auch bei den „Zweiten Geigen“ und den Celli verfahren!

Erhebliche Arbeitskraft koste bedauerlicherweise das Spielen von Achtel- und Sechzehntelnoten, ganz zu schweigen von den Zweiunddreißigstelnoten. Hier liege eine übertriebene Verfeinerung der Arbeit vor. Es empfehle sich daher, alle Noten *auf-* bzw. *abzurunden*. Auf diese Weise könne sogar an den Einsatz von Volontären gedacht werden, was den Etat entlaste.

Als ganz und gar unnütz seien die Hörner einzustufen, welche immer nur jene Passagen wiederholten, die bereits von den Geigern gespielt worden seien. Das gelte in abgestufter Form auch für die Trompeten und Posaunen, welche überdies durch die Partitur an ihrer vollen Entfaltung gehindert worden seien, was ihrem sonst üblichen Schmettern Abbruch getan habe.

Als wirklich bedauerlich müsse bezeichnet werden, daß versäumt worden sei, gelegentlich kräftig auf die Pauke zu hau'n, obwohl doch hinreichend bekannt sei, daß solches Pauken in kritischer Lage die Stimmung zu heben vermöge.

Einem endgültigen Urteil über die Harfe, welche von einer attraktiven Blondine sporadisch „gezupft“ worden sei, könne erst nach Konsultation der Phonetik-Abteilung endgültig Ausdruck gegeben werden, doch sei schon jetzt darauf hinzuweisen, daß dieses aus der Leier entwickelte Gerät bereits den griechischen Götterboten Hermes zu allerhand Streichen veranlaßt habe, worunter die Arbeit im Olymp gelitten habe.

Was die Baßgeigen in der hinteren Abteilung angehe, so solle man diese der „Reserve“ zuordnen. Ihre dumpfen Töne könne die ohnehin vorhandene Kesselpauke übernehmen.

Sofort abzuschaffen sei die Tuba, welche zwar mit einem vorzüglichen Putzmittel auf Hochglanz gebracht worden sei, aber ansonsten nur eine „Statistenrolle“ gespielt habe. Ihre Versetzung zu einer Militäkapelle dränge sich als Sofortmaßnahme auf.

Gründlicher Analyse bedürfe noch die Rolle des Dirigenten, auf den bei „konzertierten Aktionen“ nicht zu verzichten sei, so wenig wie auf den Meister im Betriebe. Doch werfe die oftmals unterschiedliche Interpretation einer Symphonie durch eben diesen Dirigenten die Frage auf, ob derselbe nicht - zur Vereinheitlichung der Interpretation (die oft zu heftiger Kritik in den Medien führe) - von einem Roboter abgelöst werden könne. Dieser sei auf die jeweils anstehende Symphonie zu programmieren. In diesem Falle könne der „Stock“ abgeschafft werden (Materialeinsparung!), da der Roboter wegen seines martialischen Aussehens hinreichenden Respekt beim Orchester erheische.

Eventuell im Konzertaal anwesende „Schöngeister“, mit denen in dieser Zeit zu rechnen sei, solle man mit der Gewißheit trösten, daß ein Roboter ja nur ein erster Schritt sei. Weitere seien durchaus zu erwarten.

Nach dieser tiefschürfenden und unserer fortschrittlichen Zeit angemessenen Analyse kommt unser Experte folgerichtig zu einem bemerkenswerten Schluß, der wegen der ihm innerwohnenden Logik wörtlich wiedergegeben werden soll. Dort heißt es:

Erstens:

Das Abspielen der Symphonie ist einerseits als Erfolg zu werten, wie der Beifall der noch recht traditionell eingestellten (und technisch wenig versierten) Zuhörer beweist, andererseits aber auch bedenklicher Beweis für die noch unterentwickelte Einstellung der Besucher zum kybernetischen Ablauf von Arbeitsvorgängen. Hier ist Aufklärung nötig!

Zweitens:

Die im Vorzeitalter technischer Entwicklung entstandene Symphonie, zudem noch im etwas legeren Wien, sollte durch heutzutage verfügbare Mittel der Unterhaltungsindustrie (Verstärker, Lichteffekte und einen Computer-gesteuerten Orchesterleiter, der ROBOT genannt werden könnte) auf einen zeitgemäßen Stand gebracht werden, mit dem Ziel, eine Brücke von Konzertaal zu Diskothek zu schlagen, was gesellschaftspolitisch (siehe das Generationsproblem) wünschenswert ist.

Drittens:

Die Zahl der Arbeitnehmer im Orchester kann um mindestens 50 Prozent verringert werden, wenn die Arbeit *einer* Instrumentalgruppe nicht mehr von einer anderen wiederholt wird. Sind Wiederholungen aus Gründen der musikalischen Produktivität beim besten Willen nicht zu vermeiden, so ist diese Mehrarbeit durch einen schnelleren Takt auszugleichen.

Zusammenfassend ist festzustellen:

Bei gebührender Beobachtung der o.a. Vorschläge *und* der Streichung aller überflüssigen (sich wiederholenden) Passagen könnte die hier untersuchte Symphonie von 25 Minuten auf circa 12,5 Minuten verkürzt werden.

Eine solche arbeitstechnische Maßnahme käme nicht nur der von den Musikern angestrebten 35-Stunden-Woche zugute, sondern würde auch den Freizeitraum der Konzertbesucher entsprechend ausdehnen.

Das „Memorandum“ unseres Experten für Arbeitszeitstudien und Personalplanung endete mit folgender Feststellung:

„Hätte sich der Kompositeur Franz Schubert an die hier vorgetragenen Erkenntnisse gehalten, was allerdings nicht zu erwarten, da er in Fragen der Rationalität noch unerfahren war, so wäre er in der Lage gewesen, seine Symphonie Nr. 8 ordnungsgemäß zu vollenden.“

Mit dieser jedermann einleuchtenden Feststellung endet dieses bemerkenswerte Memorandum.

Es ist jedoch anzunehmen, daß echte Musikfreunde, sogenannte Schöngeister, ihm nicht beipflichten, Kybernetiker dasselbe aber begrüßen werden, wobei beide in ihrem berechtigten Eifer übersehen, die einen mit Bestürzung, die anderen mit Genugtuung, daß es inzwischen Klangprodukte gibt, welche einer Rationalisierung vollauf gerecht werden: z.B. die eines deutschen Kompositeurs ergreifende Komposition „Mikrophonie Nr. I“ (Karl-Heinz Stockhausen). Sie ist - laut Kompositeur - ein gediegenes Werk für Tamtam, zwei Mikrophone, zwei Filter und einen Regler.

Diesem Tamtam, einem in Indien gern benutzten Gong, hat der Kompositeur in einer musikalischen Sternstunde mittels eines Steines und einiger Küchengeräte in seinem Garten echten „Tamtam“ entlockt, indem er mit eben diesem Stein *und* Messer und Gabel (Gerüchten zufolge auch noch mit einem Löffel) auf dem Tamtam herumgekratzt und dabei die so entstehenden Geräusche mit Mikrophon, Filter und Regler aufgezeichnet hat.

Das Ergebnis sei - so der Meister - absolut „stunning“ gewesen; kein Wunder bei solch einer Art von „Tamtam“! Da hat der Herr Kompositeur sicher recht, denn das englische Wort „stunning“ bedeutet nach einem einschlägigen Lexikon - ich zitiere wörtlich - „bei jemandem den Verlust des Bewußtseins durch Schlag oder Gehirnerschütterung zu bewirken“. Ein anderes Wörterbuch der englischen Sprache erklärt „stunning“ so: „Ein Kaninchen mit einem Stein betäuben.“ Sind diese beiden Erklärungen schon aufschlußreich, so wird die Bedeutung des Wortes „stun“ noch klarer, wenn man die Spezialhandgranaten heranzieht, mit denen Anti-Terror-Kommandos bei Geiselnahmen (siehe Mogadischu 1977) grelle Geräusch- und Lichteffekte erzielen. Sie heißen „stun-grenades“ (Stun-Granaten).

Wie dem auch sei:

Zu dem genialen Geräuschprodukt des Herrn Kompositeurs, welches fortschrittliche Kritiker selbstverständlich als Musik einstufen, weil es den schrillen Tönen unserer hektischen Zeit so schön entspricht, kann man mit Max Schneckenburgers begeistert ausrufen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,  
so manchem fällt was Neues ein!

Tatsächlich gleicht dieses Geräusch genau dem Quietschen der Kieler Straßenbahn, als diese in der guten alten Zeit von der Brunswiker in die Holtenauer Straße einbog. Ich weiß das genau, denn wenige Schritte von dieser Quietsch-Stelle entfernt, residierte der Schneidermeister mit seinen zahlreichen Gesellen, der meine schmucke Fähnrichs-Uniform nach Maß anfertigte.

Allerdings sind weder der Schneidermeister und die Straßenbahner noch die Passanten damals auf die Idee gekommen, dieses Quietschen als Musik einzustufen! Sie waren noch nicht so weit. Die Leute im Lande zwischen den Meeren waren noch mehr für's Melodische! Ihre Hymne beweist es:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,  
deutschen Liedes hohe Wacht;  
hier wird immer noch gesungen  
und nicht am Tamtam gekratzt.“

„Messer, Gabel, Löffel, Pike  
nimmt man hier mit Lust zur Hand,  
doch nicht zum Zwecke der Musike,  
die sind beim Futtern von Belang!“

„Schleswig-Holstein, Land so hehre,  
laß beim Mahl die Deinen schmatzen,  
daß sich des Leibes Umfang mehre,  
am Tamtam laß die andern kratzen!“

„Schleswig- Holstein, stammverwandt,  
vom Ostsee- bis zum Nordseestrand,  
bleib' deutschen Liedes Vaterland!“

# Über die menschliche Dummheit

AKRO-Neujahrsempfang 2000

Verehrte Damen!  
Meine Herren!  
Seeleute (sofern anwesend)!

Heute bin ich in der glücklichen Lage, auf eine schwierige Frage eine sachliche Antwort geben zu können! Ich tue das mit Worten des Obersten i.G. a.D. Reinhard Reißmüller, der in seinen „Erinnerungen“, betitelt „Herbstblätter“, folgendes berichtet: „Ich nahm 1933 als Leutnant an einem Lehrgang für Infanteriegefechtsdienst teil. Zu diesem Lehrgang gehörte u.a. eine Fragestunde. Mein Freund Hans Aue, der sehr auf Äußerlichkeiten bedacht war, richtete dabei an den Lehrgangsleiter die Frage, ob man wohl bei der eigenen Hochzeit einen Stahlhelm tragen könne? Der Leiter antwortete, ohne zu zögern: „Klar! Allerdings nur, wenn Sie die Ehe für eine kriegerische Veranstaltung halten!“

Gerade hatte ich von dieser präzisen Antwort Kenntnis genommen, da entdeckte ich in der FAZ eine Notiz, die sich auch -zufällig- mit der Dienstbekleidung befaßte. Sie lautet: „Als Bundestagsabgeordneter der Grünen weiß der Abgeordnete Christian Sterzing natürlich, welche Bedeutung Farben in der Politik haben. Also wollte er von der Regierung wissen, weshalb die Soldaten der Bundeswehr NATO-olive Unterwäsche tragen, während die Soldatinnen unter der Uniform weiß gekleidet sind.“ Dumme Frage! Ging es mir durch den Kopf, doch dann erkannte ich die „Freudsche Falle“, in die der Abgeordnete Sterzing geraten war: Er stellte nur das Unterzeug in Frage, nicht aber die wenig geliebte Bundeswehr! Welch ein Fortschritt!

Beide Zitate haben mir das Thema für heute eingegeben. Peinlich ist allerdings, daß es zu dieser Runde *kluger* und gebildeter AKRO-Freunde überhaupt nicht paßt, denn es lautet: Über die menschliche Dummheit.

Auf diese möchte ich heute - bei meinem 19. Auftritt - Ihre werte Aufmerksamkeit lenken. Wohlan denn!

DIE WELT meldete unter dem 17. Januar 1955 folgendes: „Feuerwehrleute mußten in Nibel/Dänemark einen Mann aus dem Wipfel eines 15 Meter hohen Baumes herunterholen. Der gute Mann war vom örtlichen Gartenbauamt geschickt worden, um die Äste zu kappen, hatte aber seine Arbeit von *unten nach oben* ausgeführt. „Man könnte sagen: „Er gipfelte im Wipfel - der Schnipfel.“ Fachleute in Sachen „menschlicher Dummheit“ nennen so etwas: „Dummes Verhalten infolge *niedriger* Intelligenz.“

Diese Art von Dummheit ist quantitativ nur mäßig verbreitet. Sie wird daher nicht beklagt, sondern belächelt, vor allem von jenen, die sich für klüger als andere halten, aber gerade dadurch beweisen, daß sie dumm sind. Schlauere Bürger und Bürgerinnen bezeichnen das, was der Däne im Baum praktizierte, als einen „Schildbürgerstreich“, übersehen aber dabei, daß Schilda nicht ortsfest angesiedelt ist, sondern eine Heimstatt landauf und landab hat, wie ein anderes Beispiel zeigen mag:

Da waren nach dem Kriege in Lindau am schönen Bodensee die Nobel-Preisträger der Welt versammelt, ein Gremium also von höchster Intelligenz, insbesondere auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Die Stadtväter waren begeistert - zunächst - wegen der Kasse. Hinterher meinten sie jedoch, es sei wenig zweckmäßig gewesen, die Stadttore für die hochkarätigen Wissenschaftler zu öffnen, denn von den Vorträgen habe niemand etwas verstanden! Solches nennen die Fachleute:

„Dummheit bei *normaler* Intelligenz.“

Sie ist weit verbreitet und wird daher von den Politikern jeder Farbe in ihre Kalkulation einzogen, während diese die Randgruppen - jene mit zu *niedriger* oder zu *hoher* Intelligenz - weniger berücksichtigen, weil deren quantitatives Potential die 5% - Klausel nur mäßig beeinflusst. Diese Strategie wird als „real-politisch“ bezeichnet.

Apropos: *Hohe* Intelligenz.

Es mag Sie erstaunen: Auch sie schützt nicht vor Dummheit, wie ein weiteres Beispiel zeigen mag: Vor vielen Jahren befand sich ein Professor der altehrwürdigen Göttinger Universität in einem Schnellzug der Bundesbahn auf dem Wege nach Hause, natürlich fleißig Papiere von höherem Schwierigkeitsgrad studierend. Diese müssen ihn vom Alltag abgelenkt haben, denn als der Zug in Göttingen einlief und dann hielt, verwechselte unser Professor die Waggon-Türen, stieg an der falschen Seite aus und stürzte folglich auf die Gleise. Das war ein bedauerlicher, Gott sei Dank nicht allzu folgenschwerer „Fehlritt“. Leider hatte er zur Folge, daß die für den nächsten Tag angesetzte mündliche Diplom-Prüfung meines Sohnes Fritz auf ein noch zu bestimmendes Datum (wie es hieß) verschoben werden mußte, was unsere Jüngste zu der Feststellung veranlaßte: „Das kann auch nur Bruder Fritz passieren!“ Diesen professoralen „Fehlritt“ nennen die schon genannten Fachleute:

Dummes Verhalten infolge zu *hoher* Intelligenz.

Angesichts solcher Beispiele drängt sich ganz automatisch die Frage auf:

Was ist eigentlich Dummheit?

Die Antwort gibt Meyers „Großes Konversationslexikon“, 6. Auflage, Band 5:

„Dummheit ist die mangelhafte Fähigkeit,  
aus Wahrnehmungen die richtigen Schlüsse zu ziehen.“

Siehe unseren Professor, der den Bahnsteig trotz Brille nicht „wahrnimmt“.

Es heißt weiter:

„Dieser Mangel beruht auf Unkenntnis von Tatsachen,  
die zur Urteilsfindung erforderlich sind.“

Siehe den Dänen, der „Tatsache“ nicht einordnet, daß man beim Klettern in Bäumen auch auf dem Rückweg Äste benötigt.

Der kluge „Meyer“ fährt fort:

„Die Dummheit beruht weiterhin auf mangelhafter Schulung  
des Geistes oder auf Trägheit des Auffassungsvermögens.“

Siehe die Lindauer Stadtväter, die sich außerstande sahen, Einsteins simple Relativitätstheorie zum Nutzen der Stadtkasse anzuwenden.

Meyers Werk faßt schließlich, wie folgt, zusammen:

„Die Dummheit ist also ein Fehler,  
der jedoch noch innerhalb der Grenzen normaler Seelentätigkeit liegt,  
und deshalb nicht mit Idiotie oder Blödsinn verwechselt werden darf.“

Als ich diese Weisheit geistig verdaut hatte, genehmigte ich mir spontan einen „Klaren“.

Denn nun war ein für allemal klargestellt, daß es nicht - wie gewisse Leute meinen - „Idiotie“ gewesen ist, als ich mich entschloß, Soldat zu werden, sondern schlimmstenfalls „Dummheit“ im Rahmen meiner „normalen Seelentätigkeit“. Diese Dummheit bewegte sich aber durchaus in logischen Bahnen, indem ich bei einer Teilstreitkraft anheuerte, welche nach Hermann Wouk (siehe sein Buch „Die Caine war ihr Schicksal“) „ein grandioses System darstellt, das Genies zur Handhabung durch Dummköpfe erdacht haben.“

Wobei ehrlicherweise darauf hinzuweisen ist, daß ich nicht zu den „Genies“ zählte, die „erdachten“, sondern zu den anderen, die „handhabten“, indem ich - ganz im Sinne von Hermann Wouk - „den Verstand drosselte und es verhinderte, Fehler zu machen. So bin ich mit Hilfe zahlreicher treuer Untergebener schließlich Admiral geworden.

Übrigens ganz in Linie mit den Tätigkeitsmerkmalen der ehrenwerten Gewerkschaft „Blue and Gold“, die bekannt sein dürften:

Leutnant und Oberleutnant z.S.	muß alles wissen, muß alles können, muß alles machen
Kapitänleutnant -	muß alles wissen, muß alles können,
Korvettenkapitän	muß alles wissen
Fregattenkapitän -	muß wissen, wo alles steht
Kapitän zur See -	muß einen kennen, der weiß, wo alles steht
Admiral	ist ein beförderter Kapitän z.S.

Wer aber aus diesem Bekenntnis den Schluß ziehen sollte, daß nur die „Dummen“ zur See fahren, der hat zwar recht, aber übersieht, daß sich diese „Dummen“ aus jenen Unzähligen - nördlich und südlich des Äquators (wenn Sie wissen, was das ist) - rekrutieren, welche nach des Evangelisten Matthäus' Wort „arm sind im Geiste“, wobei ich darauf hinweise, daß ich dieses Wort - wegen ev. anwesender „Sündenabwehrkanonen“ - nicht im theologischen, sondern im Sinne des Volksmundes gebrauche.

Ob diesen „Armen im Geiste“ auch einmal „das Himmelreich ist“, wie Matthäus behauptet, vermag ich - im Rahmen meiner „normalen Seelentätigkeit“ - nicht zu sagen, doch ist mir kraft Erfahrung und Literatur bekannt, daß diese „Armen im Geiste“ die Majorität auf unserm Globus ausmachen. Ich weiß das genau, denn ich gehöre ihr an.

Sich aber der Majorität anzuschließen, ist allemal klug, besonders in der Politik! Dort werden bekanntlich die Stimmen *gezählt* und nicht *gewogen*, so daß wir „Armen im Geiste“ nicht nur das gleiche Gewicht in die Waagschale legen wie die Intelligenz, sondern uns auch noch der besonderen Zuneigung der Politiker - eben wegen unserer Majorität - erfreuen. „Armut im Geiste“ kann also ein Vorteil sein - politisch gesehen!

Allerdings auch ein Nachteil - wiederum politisch gesehen, wie ein bekannter Professor der Theologie, dessen Namen ich taktvoll verschweigen will, noch 1985 bewiesen hat, als er allen Ernstes folgendes von sich gab:

„Wir sollten uns freuen, wenn Christen und Pfarrer in die DKP eintreten; denn dadurch helfen sie der DKP, eine rein politisch-sozialrevolutionäre Partei zu werden.“ Das, meine Damen und Herren, ist eine besondere Form der Dummheit - nämlich „Naivität“! Sie ist das Vorrecht von Kindern und Greisen, gelegentlich auch von Leuten mit *normaler* Intelligenz, sofern sie Tagträumer sind.

Ich muß des greisen Theologen Wort wiederholen, weil es so schön naiv ist:

„Wir sollten uns freuen, wenn Christen und Pfarrer in die DKP eintreten.“ Da kann man doch nur mit Theodor Storms schönem Gedicht vom lieben Knecht Ruprecht ausrufen:

„Und all überall auf den Kirchturmspitzen  
sieht man dann Hammer und Sichel blitzen.“

Ob das gut aussehen würde?

Es könnte sein, daß unser kluger Philosoph Arthur Schopenhauer solche Entwicklung und ähnliche vorausgesehen hat, als er - höchst verärgert - niederschrieb:

„...ich lege für den Fall meines Todes das Bekenntnis ab,  
daß ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwenglichen Dummheit  
verachte und mich schäme, ihr anzugehören.“

„Wow! Wie man heute sagen würde. Das ist starker Tobak!

Dem sich aber der Stolz einer urbayrischen Mutter entgegenhalten läßt, wie ein Beispiel aus meinem Leben beweisen mag:

Als vor Jahren, nach mühevoller Recherche, mein Buch „Der Untergang des Segelschiffes NIOBE“, bei dem 69 Besatzungsmitglieder den Tod fanden und nur 40 gerettet wurden, endlich im Buchhandel käuflich zu erwerben war - ich denke, Sie haben es alle im Bücherschrank - da erhielt ich von der schon genannten bayrischen Mutter aus einem Dorf im Allgäu einen höchst erbosten Brief, dessen Inhalt einer Majestätsbeleidigung ähnlich war. Sie beschwerte sich nämlich mit unfreundlichen Worten, daß ich Ihren lieben Sohn, einen Matrosengefreiten der Reichsmarine, nicht unter den Geretteten der NIOBE aufgeführt hatte. Einen Augenblick lang war ich „geschockt“. Dann recherchierte ich zum soundssovielen Male. Das Ergebnis: Ihr Sohn war nie auf der NIOBE gewesen, er diente irgendwo an Land! War also ein Angeber - dieser Bazi.

Was tut man in solcher Lage? Ich schrieb der gekränkten Mutter mit verbindlichen Worten einen aufklärenden Brief. Einige Tage später lag ihre handschriftliche Antwort vor. Sie enthielt neben freundlichem Dank den folgenden Satz: „Dann war der Junge wohl auf einer anderen NIOBE. Solch genialer Lösung sind natürlich nur Mütter fähig!“

Sie bringt mich zu Schopenhauer zurück!

Sollte dem Guten entgangen sein, daß es nicht nur in der deutschen Nation Dumme gibt, sondern daß diese weltweit ihre Blüten treibt? Z.B. bei den Amerikanern, die immer noch der Meinung sind, daß Christoph Columbus, mein Admiralskollege, ihr Land entdeckt hat, und dem sie aus eben diesem Grunde in San Francisco ein Standbild errichtet haben, obwohl der Genueser tatsächlich weder den linken noch den rechten Fuß auf nordamerikanischen Boden gesetzt hat.

Damit wollen die lieben „Amis“ doch nur von der bekannten Tatsache ablenken, daß sie rein zufällig von einem „Dummen“ entdeckt worden sind! Denn als „klug“ kann man es wohl kaum bezeichnen, wenn ein Mann nach „Indien“ fahren will - und in Amerika ankommt.

Doch ist Schopenhauer an anderer Stelle ( in Parerga und Paralipomena) der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, wenn er schreibt: „... die meisten Menschen haben...doch im Grunde ihres Herzens als oberste Maxime und Richtschnur (nur) den Vorsatz, mit dem kleinstmöglichen Aufwand von Gedanken auszukommen, weil ihnen das Denken eine Last ist.“

Von Schopenhauers Weisheit muß auch mein Korporal auf dem Dänholm Stralsunds überzeugt gewesen sein, denn er setzte diese in klugen Rat um, indem er uns Kadetten wieder und wieder wissen ließ: „Überlassen Sie das Denken den Pferden, die haben einen größeren Kopf!“ Damit hatte er zweifellos recht - physisch betrachtet, aber er übersah, daß er sich mit der freundlichen Heranziehung des Pferdes eindeutig im Widerspruch zur traditionellen Auffassung der Marine befand, welche nämlich das Pferd als wildes Tier ansieht, das dem Menschen nach dem Leben trachtet, besonders in der Rolle des „Amtsschimmels“, der die in der Marine so beliebte Improvisation dauernd mit seinen Hufen tritt.

Hier bietet sich eine erste Analyse an:

Die Dummheit ist, wie wir gesehen haben, offenbar eine Funktion des Intelligenzgrades, dann aber auch wieder *keine*, weil auch hohe Intelligenz von ihr Gebrauch macht. Niemand ist also gegen sie gefeit - mit Ausnahme der Richter. Sie befassen sich ja mit ihr von Amts wegen, denn „Dummheit schützt vor Strafe nicht!“ Sie wird aber als strafmildernd bewertet, wenn sie beträchtlich ist.

Ihre gesellschaftliche Stellung ist weltumfassend, etwa wie die der Seekrankheit, welche auch keine Rücksicht auf den Intelligenzgrad nimmt, sondern ihre eruptiven Gaben gleichmäßig auf Jung und Alt, sowie Hoch und Tief verteilt. Dummheit und Seekrankheit sind daher integraler Bestandteil der Naturrechte. Diese Tatsache gibt ihnen Rang!  
Ende der Analyse.

Wäre nun die Dummheit eine eigenständige Größe, so möchte es noch mit ihr angehen. Leider tritt sie in Kombinationen auf, die sie brisant macht, was schon Frankreichs Talleyrand, der Diplomat, erkannt hat. Er hat das etwa so formuliert:

Dumm und faul	für Repräsentationszwecke brauchbar
dumm und fleißig	immer ein Ärgernis
dumm und arrogant	davor behüte uns der Himmel!

Dabei hat der gute Talleyrand, der sich selbst als „klug und faul“ eingestuft hat, völlig übersehen, daß es noch eine weitere Kategorie gibt: Dumm und listig!

Zu ihr zählen die „Narren“. Sie *stellen* sich dumm, erheitern auf diese Weise die nur scheinbar Klügeren und bestätigen so ein wohlbekanntes Sprichwort:

„Ein Dummer findet immer noch einen Dümmeren.“

Wie der brave Soldat Schwejk bewiesen hat, der sich mit seinem ständigen „Melde gehorsamst, ich bin blöd!“ ein Maß an Operationsfreiheit verschaffte, das jene, die über ihn lachten, nie erreicht haben. Das sieht nach einem „Treppenwitz der Weltgeschichte“ aus, ist aber keiner, weil sich die Weltgeschichte nicht im Rahmen der schon mehrfach angeführten „normalen Seelentätigkeit“ fortbewegt, sondern im gefährlichen Bereich der Narretei, wie das der deutsche Historiker Johannes Scherr einmal treffend ausgedrückt hat:

„Es gibt fürwahr kein größeres Narrenhaus als diese Welt.“

Wobei sich allerdings eine Schwierigkeit auftut: Wie läßt sich der Dumme vom Narren unterscheiden? Ich will es am Beispiel erläutern:

Fragt der Richter den *Dummen*:

„Warum haben Sie parkende Autos aufgebrochen?“

Stammelt der Dumme:

„Weil ich Geld brauchte.“

Fragt der Richter den *Narren*:

„Warum haben Sie parkende Autos aufgebrochen?“

Antwortet der Narr:

„Weil ich für fahrende Autos nicht schnell genug bin.“

Hier wird eine wichtige Frage unseres Themas beantwortet: Näärische Dummheit, in Humor eingebettet, ist eine höhere Form der Klugheit! Während „tierischer Ernst“ die Dummheit feststschreibt.

Leider gibt's noch eine weitere Kombination: Dumm und eitel. Sie ist die Domäne derjenigen, die ihre fehlende Weisheit mit Chrom und Lack zu kompensieren versuchen, frei nach Dallas in Texas, wo man den Straßenkreuzer eintauscht, wenn der Aschenbecher voll ist. Dieser erlauchten Gruppe sind auch die „Postenjäger“ zuzurechnen, welche ihren Mangel an Klugheit mittels eines bekannten Sprichworts auszugleichen versuchen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“ Weshalb Postenjäger weltweit den anatomischen Wundern zuzurechnen sind: Sie arbeiten ohne Rückgrat!

Weniger gefährlich, jedoch zahlreich, sind dagegen jene Braven, die man als „Ordens-Verliebte“ bezeichnet. Diese „Ordens-Verliebten“ leiden ja ständig an „Brust- und Hals-schmerzen, denen kein noch so teurer Arzt beikommt, welche aber durch ein „Ordenspflaster“ schlagartig zu beseitigen sind. Diese „Blech-Therapie“ erfreut sich außerordentlicher Beliebtheit - weltweit! Sie beweist einmal mehr, daß es in Richtung Westen, Süden und Osten *auch* Dumme gibt!

Doch hat die „Ordens-Verliebtheit“ auch ihr Gutes! Sie fördert den Ehrgeiz - auf die nächst höhere Stufe! Welche die anderen - Gott sei's geklagt - schon besitzen, aber keineswegs verdient haben, wobei die so „Verliebten“ in ihrem Eifer übersehen, daß es vier Kategorien von Orden gibt:

- verdiente
- erdiente
- erdienernte und
- erdinierte

Mir wurde übrigens das große Glück zuteil, in allen Kategorien berücksichtigt zu werden. Das spricht für guten Durchschnitt - und von dem lebt ja unsere Gesellschaft!

Der Vollständigkeit halber ist in diesem Referat darauf hinzuweisen, daß die Dummheit auch im Plural auftritt. Man spricht dann von „Dummheiten“. Diese können *mehr* und auch wieder *weniger* als „Dummheit“ sein. Sie treffen im Allgemeinen auf wohlwollendes Verständnis, denn wer möchte sie schon missen - die Jugendsünden, die Schul- und Studentenstreiche, die Liebeseskapaden, die Teilnahme am Stabsoffizierslehrgang usw., usw. Sind sie nicht schön und liebenswert - diese Dummheiten? Für mich sind sie es bestimmt: Ich wurde ohne Stabsoffizierslehrgang Korvettenkapitän.

Noch liebenswerter sind aber die aus Umständen und Skurrilität geborenen Dummheiten, wie ein Beispiel aus der guten alten Zeit zeigen mag:

Vor Pillau in Ostpreußen, dort wo das Flüßchen Peise mündet, lag einst eine dicke rote Boje, welche von Alt und Jung „Peiser Bulle“ genannt wurde. Eines guten Tages ließ das Hafenamt Pillau diese Boje neu anstreichen. Der Malermeister schrieb folgende Rechnung:

„Den Peiser Bullen zweimal mit roter Farbe angestrichen... macht 65 Mark.“

Schon nach zwei Jahren lag die Rechnung - vom Oberrechnungshof in Berlin sorgfältig geprüft - wieder dem Hafenamt vor, begleitet von folgendem Schreiben:

„Urschriftlich unter Rückerbittung:

1. Zu welchem Zwecke hält das Hafenamt Pillau einen Bullen?
2. Warum wurde dieser Bulle zweimal rot angestrichen?

Hätte nicht *ein* Anstrich genügt?“

„Dummheiten“ und „Dummheit“! Offenbar verhalten sie sich zueinander wie „Klugheit“ und „Weisheit“. Was schon Heinrich Heine (in seinen „Vermischten Einfällen“) erkannt hat, als er schrieb:

„Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind,  
so sind die Dummen manchmal sehr gescheit!“

Und haben dann auch noch das meiste Glück, wie ein Sprichwort treffend aussagt:

„Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln.“

Wie aber ordnet sich die nun folgende Geschichte in das Bild „menschlicher Dummheit“ ein? Da ließ eines Tages der König von Neapel den Josepho Guiletto zu sich rufen, weil dieser ein Buch führte, in dem die Dummheiten aller großen Männer aufgezeichnet waren. „Stehe ich auch in Deinem Buch?“, fragte der König. Josepho schlug eine Seite auf und las vor: „Du, König, hast einen Mohren mit 12.000 Dukaten nach Afrika geschickt, um Pferde zu kaufen.“ - „Warum hältst Du das für eine Dummheit?“, fragte der König. „Weil der Mohr mit Deinem Gelde in Afrika bleiben wird!“ - „Wenn er aber doch zurückkommt?“, erwiderte der König. „Dann trage ich den Mohren auch in mein Buch ein!“

Damit nähert sich mein Referat dem Ende.

Sollte es zu bissig ausgefallen sein, so bitte ich mit dem großen Erasmus von Rotterdam zu bedenken,

„daß es von jeher ein Recht des Spottes war,  
sich über die Menschen lustig zu machen,  
vorausgesetzt daß diese Freiheit nicht ausartet...“

Ist sie bei mir ausgeartet? Wenn ja, so verweise ich auf einen Spruch der immer bestens informierten BILD-Zeitung (Jan. 1985):

„Kleine Bosheiten erhalten die Feindschaft!“

Im übrigen ist mir - kraft eigener Erfahrung - bekannt, daß sich die uralten und liebenswerten Menschheitsträume, die das Leben zu allen Zeiten bereichert haben, oft nur aus der *Dummheit* heraus erneuern. Man denke an den antiken Piloten Ikarus, den Rottenknecht von Dädalus! Da verwirklicht er einen Menschheitstraum! Er fliegt! Und singt womöglich noch dabei: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit...“ Und dann fällt er in den Bach! Weil's selbst der lieben Sonne zu *dumm* war!

# Über die Seekrankheit und ihre wohltuenden Folgen

Ein Versuch, den Landleuten die Freuden der Seefahrt  
in wohlgesetzten Beispielen näherzubringen

AKRO-Neujahrsempfang 2001

Verehrte Damen!

Meine Herren! Seeleute (sofern anwesend)!

Ein Wort zuvor:

Harry Graf Kessler, Diplomat, Philanthrop, Kunstskenner, Friedenskämpfer und gesegnet mit einem ererbten Vermögen, das ihn unabhängig machte, hat in seinem hochinteressanten Tagebuch (*Tagebücher 1918-1937*, Insel Verlag Frankfurt/Main 1961, 4. Auflage, S. 473-474) unter dem Datum des 29. April 1926 folgendes festgehalten:

„Abends ab mit dem Dampfer Jaime I. Ganz hübsches kleines Drei- bis Viertausendtonnen-Schiff. Nur sind die Kabinen aus papierdüninem Holz, so daß man alles hört, was im Schiff vorgeht, und da die See ziemlich bewegt war, war die Nacht gräßlich.

Neben uns eine seekranke Familie und ein halbes Dutzend seekranker junger und alter Engländerinnen, welche die ganze Nacht brachen, stöhnten, klingelten, wieder brachen, wieder stöhnten, wieder klingelten. Dazwischen heulten die Kinder, wenn sie nicht auch erbrachen. Die Mutter schien sich die Seele aus dem Leib zu kotzen, der Vater, der in einem tiefen Baß erbrach, schwor derweil: Nie wieder nach Mallorca, nie wieder!

In dieses Konzert stimmten bei Sonnenaufgang seekranke Hühner und Hähne mit ihrem Krähen und Gackern ein. Und das kleine Schiff rollte und stampfte unermüdlich. Daß ich nicht seekrank wurde, war eine Leistung.“

Dem füge ich hinzu: Nur selten sind die Freuden der Seefahrt - in aller Kürze - so schön beschrieben worden! Auf denn! Widmen wir uns ihnen!

Es lebe die See!

Zu den Wohltaten unserer Erde gehört die Seefahrt. Sie findet ihre tiefe Befriedigung in der Seekrankheit. Diese erfreut sich daher starker Anteilnahme bei Alt und Jung, bei Mann und Frau, bei hohen und niedrigen Dienstgraden. Sie verbindet die Völker!

Eingeführt in grauer Vorzeit, als die Schiffe noch aus Holz und die Matrosen aus Eisen waren, sorgt sie dafür, daß gewissen Leuten der Kamm nicht allzusehr schwilkt und überschüssige Kräfte rechtzeitig und eruptiv reguliert werden. Hier wird beachtenswerte, vorausschauende Planung sichtbar.

Das bewies auch jener große, blonde Seekadett auf meiner DEUTSCHLAND, der immer das erste und letzte Wort haben mußte. Was keinem Vorgesetzten gelang, regelte die Seekrankheit in einer stürmischen Nacht vor Norwegens Küste geradezu spielend. Vor einem blechernen Papierkorb kniend und diesen liebevoll umschlingend, gab der Kadett zwar weiterhin Brocken von sich, aber keine mehr Worte. Damals wurde mir klar, daß die Seekrankheit positive Aspekte hat.

Zugleich leuchtete mir die Weisheit des amerikan. Militärarztes John Shaw Billings ein, der behauptet hat: „Das beste Heilmittel gegen Hochmut und Affektiertheit ist die Seekrankheit, denn ein Mensch, der sich erbrechen muß, tut das niemals vornehm.“

Damit erhebt sich die Frage:

Was ist eigentlich die Seekrankheit?

Nach der amerikanischen World Book Enzyklopädie, Band 16, ist sie eine „disagreeable illness“, eine „unangenehme Krankheit“ also, die - man höre und staune - vom Schlingern und Stampfen des Schiffes herrührt.

Das erste Sympton der „illness“ ist, wie wir sehen werden und wie der Reichsfloottenchef, Kontre-Admiral Rudolf Brommy, in seinem Buch „Die Marine“ 1878 festgestellt hat (ich zitiere), „ein freundliches Entgegenkommen, ein sanftes Auftreten, ein schmachtender Blick der Damen, der, wenn man kein Diagnostiker ist, irre machen kann; man glaubt, er käme vom Herzen, während er dem Magen entstammt... Der leichten Blässe folgt ein verdächtiges Spiel der Mundwinkel, ein Entfärben der Lippen. Die Pupille vergrößert sich, die Augenlider bewegen sich langsamer... Die Konversation verstummt, man beginnt zu gähnen, es würgt im Halse. Bald berührt die Hand die Magengegend, bald die feuchte Stirn, endlich fällt der Kopf auf den Arm und nun heißt es: Es rast die See und will ihr Opfer haben!“  
Soweit unser Experte! Der weitab von der rasenden See in Sachsen geboren wurde.

Ein amerikanischer Tourist hingegen, mit dem ich vor Jahren die Ehre hatte, auf einem Luxus-Liner den Ozean zu überqueren, diagnostizierte die Symptome weniger breit, aber treffend mit folgendem Satz:

„Es ist zum Kotzen!“

Dem ist ergänzend hinzuzufügen: Die Seekrankheit ist auch kriminell, denn sie führt bei manchen Leuten zum Schwindel.

Sie ist in der Tat ein Übel, wie Freund Brommy zu wissen glaubt, (ich zitiere) „...welches in der animalischen Oekonomie eine solche Störung hervorruft, daß der davon Befallene meistens jede Hilfe für unzureichend, ja unmöglich hält, welche aber keine unangenehmen Folgen nach sich zieht. Ja, es gibt sogar Ärzte, welche glauben, daß dieses Übel als Heilmittel mehr Aufmerksamkeit verdient... und daß es ersprießliche Dienste in mehreren sowohl akuten als chronischen Krankheiten leistet.“

Also, meine Damen und Herren, meiden Sie in Zukunft Arztbesuche! Kurieren Sie Ihre Leiden auf See! Es ist billiger.

Von diese Therapie war offenbar unser Dichter Heinrich Heine nicht überzeugt, wie einem seiner ergreifenden Gedichte zu entnehmen ist:

„Seekrank sitze ich noch immer am Mastbaum  
und betrachte mich selbst...“

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln!  
Vergebens späht mein Auge und sucht Deutschlands Küste.  
Doch ach!

Nur Wasser und abermals Wasser, bewegtes Wasser!“

Bedauerlicher Weise meldet die medizinische Fachliteratur von heute nur ein wirklich sicheres Mittel gegen die Seekrankheit:

Nicht zur See fahren!

Diese Erkenntnis hat aber die pharmazeutische Industrie aller Zeiten nicht daran gehindert, höchst wirksame Mittel gegen die Seekrankheit anzupreisen.

So empfahl Plinius, jener ehrenwerte Römer des ersten Jahrhunderts, der zunächst bei der Kavallerie in Germanien gedient hatte und dann Befehlshaber einer römischen Flotte wurde - damals, meine Herren, hatten die Leute noch Verwendungsbreite - folgendes: „Damit Du nicht seekrank wirst, zerreiße Flohkraut und Wermut miteinander, mache es mit Öl und Essig flüssig und reibe damit die Nasenlöcher ein.“

Und der Arzt Paulos von Aegina, der im 7. Jahrhundert in Byzanz praktizierte, hielt Brot mit verdünntem Wein für ein unfehlbares Mittel.

Offenbar hat sich Goethe dieser Empfehlung erinnert, als er auf der Fahrt von Neapel nach Palermo (1787) seekrank wurde. Er legte sich in die Koje und nahm nur Weißbrot und Rotspon zu sich und arbeitete intensiv an seinem „Tasso“.

Hierzu eine Fußnote:

Es muß als rätselhaft bezeichnet werden, daß bisher noch keine Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde - etwa mit dem Titel

„Der Einfluß der Seekrankheit auf Goethes Tasso“

vorgelegt worden ist.

Ende der Fußnote!

Ein gewisser Johann Joachim Becher gab im 17. Jahrhundert diesen Rat: „Trink Seewasser unter Wein, ehe Du zur See gehst, dann bist Du des Speiens frei. Welche aber arm sind, trinken nur Meerwasser.“ Wie man sieht, wurden auch damals schon gesellschaftliche Probleme mit unsozialen Ratschlägen gelöst,

Wie dem auch sei:

An klugen Ratschlägen hat es zu allen Zeiten nicht gemangelt. So berichtet Francis Bacon, der 'mal englischer Großkanzler war, von einem hochgestellten Herrn, der sich von der höchst lästigen See-Unpäßlichkeit zu befreien versuchte, indem er sich mit Saffran gefüllte Säckchen auf den Bauch legte.

Die elegante französische Welt schlug dagegen Seereisenden ein Gemisch aus „Hydrochloräsäure mit 5 Unzen Alkohol und 38 Unzen gemeinen Wassers mit einem Zusatz von Münzwasser“ vor. Dieses edle Getränk war offenbar der Vorgänger der heute in Bars beliebten „Bloody Mary“.

Es wird auch berichtet, daß die Seeleute den Passagieren zuweilen Pfefferkörner empfahlen, die zumeist unverdaut wieder das Licht der Welt erblickten, womit ihre Heilwirkung deutlich unterstrichen wird. Andere rühmten in wohlgesetzten Worten die heilsame Wirkung der handgestrickten Bauchbinde, die eng anliegen müsse, was mit der Erfahrung seefahrender Damen korrespondierte, welche behaupteten, daß sie weniger litten, wenn sie stark geschnürt seien.

Ein besonders wirksames Mittel sollen - nach Freund Brommy - auch „geline Prügel“ sein, eine Therapie, für die sich allerdings nur wenige zur Verfügung gestellt haben.

Unser aufgeklärtes Jahrhundert bescherte uns schließlich die Pillen, z.B. das Vasano, welches der ergraute Matrose Peter Recht vom Norddeutschen Lloyd mit dieser Feststellung gerühmt hat: „Vasano, Herrschaften, is nich schlecht. Man kriegt so'n herrlichen Durst von!“

Auch ich wurde seekrank! Damals, 1939, an Bord der ersten GORCH FOCK die nun TOWARISCH heißt und auf der jetzt Russen seekrank werden. Das kam so: Wir Kadetten hatten in schwindelnder Höhe die Segel festzumachen, als plötzlich mein Nebenmann auf der Rah sein Frühstück eruptiv vor mir ausbreitete. Da wollte ich nicht zurückstehen - aus Kameradschaft natürlich - und breitete auch mein Frühstück aus. Leider ging aber ein Teil der Ladung - von einer vertikalen Windbö beflügelt - auf den unter mir an Deck stehenden Divisionsfeldwebel nieder,

Dieser, literarisch weniger gebildet, kannte Schillers „Glocke“ nicht - „Doch der Segen kommt von oben“ - und begann daher so lästerlich zu fluchen, daß uns da oben auf der Rah vor lauter Freude über diesen gelungenen Streich weitere Eruptionen erspart blieben. Womit bewiesen ist, daß Fluchen die Seekrankheit zu verscheuchen vermag.

Diese Erfahrung machte auch ein hoher Kirchenfürst im Jahre 1846 auf der Reise von Venedig nach Ancona. Wie Freund Brommy erfahren hat, lief Eminenz zwar grün an, überwand aber die sich abzeichnende Eruption wegen des lästerlichen Fluchens der Matrosen, welches ihn von Amts wegen zu Recht empörte. Als man Ancona erreicht hatte, fragte Eminenz den Kapitän, warum denn die Matrosen dem Laster des Fluchens in so hohem Maße frönten? Der Kapitän antwortete: „Ach, Eminenz, das ist so arg nicht und gewiß ohne böse Absicht, aber das kann ich Euer Eminenz versichern: Solange der Matrose flucht, ist keine Gefahr, wenn er aber zu beten anfängt, dann steht's schlecht.“

Neben den medizinischen Vorteilen, welche die Seekrankheit in so reichem Maße bietet, ist sie mit einer weiteren Wohltat behaftet. Sie nimmt keine Rücksicht auf Hoch und Tief, auf Mann und Frau und Kind, auf Parteibuch und Bankkonto, auf Waffengattung und Rang, sondern verteilt ihre Gaben in wohlwütender Gerechtigkeit.

So wurde z.B. Admiral Nelson, Englands großer Kämpfer, häufig seekrank. Seneca (gest. 64 n.Chr.), Neros Erzieher, berichtet, daß er sich wegen der Seekrankheit fast ins Meer gestürzt habe. Der römische Satiriker Juvenal (60 bis 140 n.Chr.) hingegen wollte wissen, daß eine Ehefrau, die mit ihrem Manne zur See fahre, eben diesen bald bespeien würde. Wäre sie dagegen von einem Gladiator begleitet, so würde ihr die Seekrankheit nichts anhaben. Also, meine Herren: Wenn es Sie 'mal auf See ziehen sollte, die „Macho-Tour“ spielen!

Überhaupt das schöne Geschlecht! Bei ihm, bei den Damen, äußert sich die Seekrankheit in ganz besonderer Weise, wie Brommy berichtet: „Sie werden nachgiebig, jeder Widerspruch hört auf, und für das eheliche Leben wäre diese Zustand ein sehr behaglicher“. Wenn's doch immer dabei bliebe!

Nicht verschont blieb auch ein gewisser Hermann Göring, jener Marschall, der „Meier“ heißen wollte, falls es feindlichen Piloten gelingen sollte, über dem 'Tausendjährigen Reiche' aufzukreuzen. Es geschah auf dem Panzerschiff DEUTSCHLAND in der Nordsee und brachte dem Marschall einen weiteren Titel ein: „Reichsfischfuttermeister“ mit der Berechtigung zum Tragen eines Netzhemdes. Der Oberfähnrich, der sich diese Insubordination erlaubte - ich kannte ihn gut - erhielt dafür seine zweite Disziplinarstrafe mit freundlichem Augenzwinkern seines Ersten Offiziers.

Die *erste* Strafe hatte er sich kurz zuvor eingehandelt, als er als Leutnant der Wache eben dieses Panzerschiffes die Besatzung mit dem bekannten Schlachtruf der Nationalsozialisten geweckt hatte:

„Deutschland, erwache! Deutschland, erwache!“

Aber nicht nur „hohe Tiere“, sondern auch richtige -Zwei- und Vierbeiner- werden seekrank, wie bei Brommy nachzulesen ist: „Der Affe, der uns alles nachmacht, leidet wie der Mensch. Hühner und Geflügel werden melancholisch und magern ab. Die Hähne stellen das Krähen ein, nur die Enten schnattern wie eh und je. Das Schwein frißt wie immer und grunzt nur etwas böser. Die Hunde werden nervös, die Katzen verkriechen sich. Ochsen und Büffel fressen plötzlich aus der Hand, Löwen, Tiger und Hyänen werden sanft und lassen die Wärter ohne Gefahr kommen. Die edlen Pferde lassen die Ohren hängen und versagen das Futter, wie auf einem Dampfer beobachtet wurde. Das Traurigste aber war, daß auch die Pferdepfleger seekrank wurden. Als aber das Schiff nach neuntägiger Fahrt vor Anker ging und stille stand, begannen alle vor Freude zu wiehern und als sie dann festen Boden unter ihren eleganten Hufen fühlten, war des Übermuthes kein Ende.“

Doch gibt's auch Trost auf See!

Selbst manche Seeleute werden seekrank. Ja, sogar alte Fahrensleute, die aber nichtsdestoweniger ihren Dienst gewissenhaft besorgen. Daran sollten sich die Landleute ein Beispiel nehmen!

So nahm der Graf C. bei bewegter See immer Äpfel mit auf seine Wache, um sie zu essen, wenn sich die Unpäßlichkeit heranschlich. Sie erleichterten ihm sein konstantes Leiden, und kam es dennoch zum Erbrechen, so gab der Graf den Mageninhalt durch das Sprachrohr über Bord mit völligem Gleichmut, ohne von der Mannschaft bemerkt zu werden. Da kann man nur ausrufen: Welch' ein Mann!

„Hingegen gibt es“ - ich zitiere Brommy - „Menschen, Binnenländer, Landkrabben (wie er sie nennt), die das Leiden gar nicht kennen, bei denen aber der Appetit und besonders der Durst zunimmt im gleichen Verhältnis zum zunehmenden Seegange.“ Dem füge ich hinzu: Das sind die Leute, welche die braven, enthaltsamen Seeleute bezüglich Essen und Trinken in Verruf gebracht haben!

Desungeachtet kann als zweiter Trost vermeldet werden:

Die Seekrankheit ist zwar ein im hohen Grade lästiges, aber ungefährliches Leiden! Wie ein besonders gravierender Fall beweist.

Ein Soldat des österreichischen Infanterie-Regiments Nr.1 wurde im Sturm auf der Adria nach längerem Übelsein tobsüchtig, so daß man ihn in eine Zwangsjacke stecken mußte. Als das Schiff die Ruhelage wiedergewonnen hatte, war er im Handumdrehen vollkommen genesen.

Solch erfreulicher Entwicklung wurde allerdings ein sizilianischer Prinz nicht teilhaftig. Dieser segnete nach glaubwürdigen Berichten infolge der Seekrankheit vorzeitig das Zeitliche. Sein Grabstein in Syrakus beweist es. Die Inschrift lautet - geschickt getarnt:

Obiit auctoritate maris  
Er starb durch die Kraft des Meeres

Diesem tragischen Geschick steht der „esprit“ eines geistreichen Franzosens gegenüber, der bei einem Diner an Bord einer Fregatte, auf der bewegten See vor Beirut, seekrank wurde, aber nach glücklich überstandener Eruption des Magens im Weggehen sagte: „Voila, die Seekrankheit hat ihre Vorteile! Statt mühsam zu verdauen, erbreche ich das Diner!“

Schlimm war es jedoch um jene Mutter bestellt, die plötzlich im Seegange die Milch für den Säugling verlor und nahe daran war -wie jener österreichische Soldat- tobsüchtig zu werden. Nach Brommy nahm ein Matrose das Baby in seine Arme und balancierte es - entgegen der Bewegung des Schiffes so geschickt, daß das Kind ruhig einschlief. Kaum sei die Mutter an Land gewesen, als sie wieder im Besitze von Milch gewesen sei und das Kind sich mit Genuß dem Trunke der „Liebfrauenmilch“ hingegeben habe. Womit bewiesen ist, daß den Tätigkeitsmerkmalen der Seeleute ein weiteres hinzugefügt werden kann.

Es gibt noch einen dritten Trost, einen, der sich als Heilmittel für faule Zeitgenossen anbietet: Arbeiten! Jawohl, Arbeiten! Ich weiß, daß ein solches Angebot in unserer heutigen gesellschaftlichen Praxis höchst anfechtbar ist. Alles läßt sich ja „alterntativ“ verwenden, nur die „Arbeit“ nicht.

Wer aber in See nicht grün anlaufen will, muß arbeiten, „an den Tauen zieh'n“, wie Brommy das nennt, „pumpem“, wenn's Schiff Wasser macht, „löschen“, wenn's brennt, „sich retten“, wenn's absäuft. Das hilft allemal!

Ich habe da noch ein gutes Beispiel zur Hand. Aus dem Jahre 1849: Obwohl den Seejunkern der Reichsflotte - so nannte man damals die Seekadetten- keine Seebenre gewachsen waren, wurden sie dennoch auf der ersten und letzten Reise, die von Glückstadt an der Elbe nach Brake an der Weser führte, nicht seekrank. Warum? Nun, ihr Schiff, die Fregatte DEUTSCHLAND, lief damals nicht weniger als dreimal auf Grund - und mußte mit „Arbeit“ wieder flott gemacht werden. Da war keine Zeit zum Seekrankwerden!

Der Kommandant, ein Belgier in vorgeschriftem Alter, betrachtete dieses Mißgeschick allerdings aus pädagogischer Warte und meinte, die Seejunker hätten so ein für allemal gelernt, wie man ein auf Grund geratenes Schiff wieder abbrächte. Darin hatte er zwar recht, wie einer der Seejunker, der spätere Admiral Werner berichtet hat, indessen wollte es selbst den Seejunkern nicht einleuchten, daß man Kriegsschiffe zu diesem Zweck gleich dreimal auf Grund setzte.

Wenn - wie früher bereits erwähnt - den Freuden der Seekrankheit auch nur durch Verbleiben an Land wirkungsvoll begegnet werden kann, so muß dennoch warnend darauf hingewiesen werden, daß auch das strikte Verbleiben an Land noch keine Lebensversicherung darstellt, wie jene Geschichte zeigt, die uns Brommy dankenswerter Weise überliefert hat:

Da lebte im schönen Udine ein Mann, dem eine Wahrsagerin (so eine Art Madame Teissier) prophezeit hatte, daß er durch ein Schiff zugrunde gehen werde, und der seit jenem Tage nie mehr ein Schiff, selbst nicht ein Boot oder einen Kahn bestieg. Er endete dennoch durch ein Schiff, indem ihm eines Tages, während er im „Hotel zum Schiff“ (so hieß das Lokal) speiste, das an der Decke unsachgemäß aufgehängte Zunftschilde, nämlich „ein eisernes Schiff“, auf den Kopf fiel und ihn vom Leben zum Tode beförderte. Doch bleibt diesem Manne die schöne, wenn auch wenig tröstliche Genugtuung, daß ihn die lästige Seekrankheit verschont hat.

Liebe AKRO-Freunde!

Glauben Sie mir: Nur zögernd, ja, von gesellschaftlichen Hemmungen geplagt, habe ich mich an das despektierliche Thema „Seekrankheit“ herangewagt, stand doch dauernd das schöne kulinarische Büfett vor Augen, das Jahr für Jahr bei diesem Empfang gereicht wird und welches mir das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt. Könnte ich womöglich den Appetit der Herrschaften verderben, indem ich dem Magen Ehre angedeihen lasse? Das war die Frage, die mich beim Suchen beschäftigte.

Dann kam mir die für einen Seemann typische Erleuchtung: Mein Referat würde ja erst *nach* dem Büfett vorgetragen werden. Das war die Lösung! Und sie hat sich bewährt: Bis zu dieser Minute wurde offenbar niemand seekrank!

Nun bleibt mir zum Schluß nur noch ein Ratschlag:  
Wenn Sie, meine Damen und Herren, 'mal über das große Wasser reisen müssen oder gar wollen, dann verzichten Sie am besten auf ein Schiff! Nehmen Sie das Flugzeug! In ihm werden Sie bestimmt nicht seekrank, allenfalls luftkrank. Das wäre dann 'mal etwas anderes!

## Abschied

Eine Damenrede: „**Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?**“

AKRO-Neujahrsempfang im Januar 2002

Verehrte Damen!

Meine-Herren!

Liebe AKRO-Freunde!

Dies ist wohl mein letzter Auftritt in dieser angenehmen Runde, ein Schwanengesang also! Er verdient eine klärende Einleitung.

Es war im Jahre 1980, als mich der damalige AKRO-Vorsitzende Diedrich Haase, wissen ließ, daß man fortan in jedem Jahr einen festlichen Empfang mit leckerem Büfett, Gästen und heiterer Festrede plane. Er fragte mich: „Würden Sie, Herr Admiral, die Festrede übernehmen?“ - Meine Antwort: „Klar! Aber welcher Art soll die Festrede sein?“ Haase: „Na, wir denken an neue Geschichten; welche die Haare durch die Mütze treiben!“ Die Zielrichtung gefiel mir!

Einige Wochen später, im Januar 1981, fand der erste Empfang im Keller der Hermann-Ehlers-Akademie statt. Ich hielt die Festrede! Sie war den Damen gewidmet und lautete:

„Lohnt es sich, einen Leutnant zu heiraten?“

Sie fiel so schön aus, daß mich die AKRO-Oberen auf der Stelle für weitere Festreden anheuerten. Inzwischen sind es 21 geworden!

Und sie war so zeitlos gültig, daß ich beschloß, sie heute noch einmal zubringen.  
Viel Spaß!



## Konteradmiral Karl H. Peter

Jahrgang 1918, geboren in Scheeßel (Bez. Bremen).

Abitur in Bremen.

1938 Eintritt in die Kriegsmarine als Seeoffizieranwärter.

Nach der Ausbildung bis 1943 BÜ-Offizier des Schweren Kreuzers „Admiral Hipper“, danach Gruppenoffizier bei der Marineschule Mürwik und Kommandant eines Minenräumbootes.

Nach dem Kriege bis 1955 im Seeminenräumdienst.

Seit 1955 in der Bundesmarine,

u. a. eingesetzt als Inspektionschef bei der Marineschule Mürwik,

Kommandeur eines Minensuchgeschwaders,

Lehroffizier an der U. S. Naval Academy, Annapolis,

Kommandant eines Zerstörers,

Kommandant des Schulschiffes „Deutschland“,

Kommandeur der Marineschule Mürwik.

1978 Pensionierung

Admiral Peter verstarb am 6. Dezember 2003

